

Rita Garstenauer/Günter Müller (Hg.)

Aus der Mitte der Landschaft

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes (JGLR)

Herausgeber:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes

Geschäftsführender Herausgeber:

Ernst Langthaler

Herausgeber dieses Bandes:

Rita Garstenauer und Günter Müller

Redaktion dieses Bandes:

Martin Bauer und Günter Müller unter Mitarbeit von Rita Garstenauer, Gesine Gerhard und Ernst Langthaler

Wissenschaftlicher Beirat:

Arnd Bauerkämper (Berlin), Markus Cerman (Wien), Andreas Dix (Bamberg), Werner Drobesch (Klagenfurt), Gesine Gerhard (Stockton, California), Ernst Hanisch (Salzburg), Heide Inhetveen (Bielefeld), Reinhard Jöhler (Tübingen), Karl Kaser (Graz), Erich Landsteiner (Wien), Margareth Lanzinger (Wien), Michael Limberger (Gent), Jon Mathieu (Luzern), Wolfgang Meixner (Innsbruck), Michael Mitterauer (Wien), Peter Moser (Bern), Norbert Ortmayr (Salzburg), Roman Sandgruber (Linz), Gloria Sanz Lafuente (Pamplona), Nadine Vivier (Le Mans), Norbert Weigl (Linz), Verena Winiwarter (Wien), Clemens Zimmermann (Saarbrücken)



Rita Garstenauer/Günter Müller (Hg.)

Aus der Mitte der Landschaft

Landschaftswahrnehmung in Selbstzeugnissen

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2011

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

B.M.W.F^a

Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung



**KULTUR
NIEDERÖSTERREICH**



lebensministerium.at



Redaktionsadresse:

Ernst Langthaler, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbezirk 4, A-3109 St. Pölten

Tel.: +43-(0)2742-9005-12987, Fax: +43-(0)2742-9005-16275

e-mail: ernst.langthaler@noel.gv.at, Internet: www.ruralhistory.at

Das *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* erscheint jährlich im Umfang von etwa 250 Seiten. Einzelpreis € 29.90/sfr 41.90; Abonnementpreis € 22.-/sfr 31.90; Einzelpreis für Studierende € 23.50/sfr 33.90; Abonnementpreis für Studierende € 17.60/sfr 25.90 (gegen Vorlage einer Inskriptionsbestätigung). Abonnementpreise inkl. 10 % MWSt. zuzüglich Versand. Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Abbestellungen müssen mindestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

© 2011 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlenstraße 10, A-6020 Innsbruck

E-Mail: order@studienverlag.at, Internet: www.studienverlag.at

Die Drucklegung dieser Arbeit wurde durch das Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft der Republik Österreich, das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien, die Abteilung Kultur und Wissenschaft des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung und die Kulturabteilung des Amtes der Tiroler Landesregierung ermöglicht.

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder

Satz: Studienverlag/Georg Toll, www.tollmedia.at

Umschlag: Studienverlag/Karin Berner

Umschlagabbildung: Privatfotografie von Zázilia Tudor, Aufschrift: „1970 Greileder“ (Quelle: Institut für Geschichte des ländlichen Raumes).

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7065-5100-7

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Einleitung

Rita Garstenauer

Aus der Mitte der Landschaft.

Landschaftswahrnehmung in Selbstzeugnissen

7

Aufsätze

Edith Auer/Günter Müller

Aus nah und fern.

Blickwinkel auf Landschaft als Teil der Lebenswelt

16

Kristina Popova

Dorf – Berg – Heimat.

Landschaftsbezüge in lebensgeschichtlichen

Erzählungen muslimischer Frauen in Bulgarien

60

Gerhard Strohmeier

„Müh’ und Plag’, Spaß und Freud“

Zur Wahrnehmung von Schnee

75

Manfred Seifert

Landschaft und Lebenswelt.

Topografische Wahrnehmungsstrukturen und Diskursmuster

von Handwerkern bis Anfang des 20. Jahrhunderts

92

Katrin Brösicke

Kriegsteilnehmer als Vermittler von Landschaftsbildern

114

Sönke Friedreich

Realsozialistische Binnenexotik.

Die touristische Landschaftswahrnehmung

in Selbstzeugnissen von DDR-Reisenden

129

Tobias Schweiger

Zur Bedeutung von Landschaft in österreichischen

Privatfotografien der Nachkriegszeit

143

<i>Jakob Calice</i> „Endlich haben wir nach drei Tagen wieder Grün gesehen.“ Die Landschaft der normalen, karnevalesken Hochwasserkatastrophe	153
<i>Petra Schneider</i> Fahrt durchs Nirgendwo. Expertenvernunft, Alltagsgefühle und die Krux der modernen Raumproduktion	171
 Forum 	
<i>Britta Fuchs/Katharina Gugerell</i> Vorausschauend zurückblicken. Die Bedeutung von Geschichte in der Landschaftsplanung	193
<i>Ralph Andraschek-Holzer</i> Topografische Ansichten und ihr Wert für Fragen der Wahrnehmungsgeschichte	212
<i>Gerhard Siegl/Markus Schermer/Ulrike Tappeiner/Erich Tasser</i> Kultur.Land.(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft	235
<i>Margareth Lanzinger/Edith Saurer</i> Auf dem Weg zur Sichtbarkeit. Die „unsichtbare Grenze“ zwischen Tret und St. Felix (Trentino/Südtirol)	243
 Abstracts	249
 Autorinnen und Autoren	253

Einleitung: Aus der Mitte der Landschaft

Landschaftswahrnehmung in Selbstzeugnissen

Worin liegt die Eigenart lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, die von Erlebnissen berichten, die in einem ländlichen Umfeld stattgefunden haben? Der erste Gedanke war, dass es sich um Geschichten handeln müsste, die, wie im Theater, vor einem landschaftlichen Hintergrund spielen. Wer auf dem Land lebt, sieht die Welt anders als eine Städterin oder ein Städter – es gerät notgedrungen mehr unverbautes Gelände in den Blick, mehr von der kultivierten und unkultivierten Natur. Landschaft müsste also eine ganz bestimmte Rolle in ländlichen Selbstzeugnissen spielen. Nur, ist das wirklich so? Welche empirischen Befunde gibt es für diese Annahme? Wie wird eine Landschaft wahrgenommen von jemandem, der oder die in ihrer Mitte agiert? Wie wird darauf in Selbstzeugnissen und anderen Ego-Dokumenten Bezug genommen? Das war die Ausgangsüberlegung für eine Tagung, die das Institut für Geschichte des ländlichen Raumes zusammen mit der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen und dem Niederösterreichischen Landesarchiv im April 2010 veranstaltet hat. Dieser Band präsentiert die Tagungsbeiträge, ergänzt um einige thematisch verbundene Aufsätze und Forumsbeiträge.

Die Frage nach der Wahrnehmung von Landschaft ist keineswegs neu. Vor fast 20 Jahren wurde in Österreich vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst der interdisziplinäre *Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaftsforschung* initiiert.¹ Ziele dieser Initiative waren „eine wesentliche Reduktion anthropogener Stoffflüsse, die Optimierung der Beziehung zwischen Biodiversität und Lebensqualität, sowie die Förderung der Lebens- und Entwicklungsoptionen innerhalb der Landschaftsdynamik“² – eine Agenda, die zunächst vor allem Naturwissenschaften und Planungsdisziplinen anzusprechen scheint. Es ist aber nicht selbstverständlich, wie der Zusammenhang zwischen einer bestimmten Kulturlandschaft und der Lebensqualität für die dort Lebenden zu fassen, geschweige denn zu messen ist. Daher wurde neben Projekten für Ökologie, Landschafts- und Raumplanung auch ein geistes- und sozialwissenschaftliches Projektmodul mit dem Titel *Kulturlandschaft im Kopf* eingerichtet. Aufgabe dieses Moduls war es, Grundlagenforschung zur Landschaftswahrnehmung zu betreiben. Das Ziel war „die Erarbeitung eines theoretischen und begrifflichen Instrumentariums zu Wahrnehmung von Landschaft, ihrer Veränderung und ihrem Ausdruck in Raumbildern, Leitbildern und Nutzungskonflikten“³. *Kulturlandschaft im Kopf* umfasste sechs Projektbereiche⁴, von denen drei konzeptuell ausgerichtet waren. Der Projektbereich *Raumbilder* setzte sich mit den kognitiven Voraussetzungen der Landschaftswahrnehmung auseinander⁵, im Projektbereich *Ästhetik* wurde ein interdisziplinär anwendbares Konzept von Landschaftsästhetik entwickelt⁶, und der Projektbereich *Politische Grammatik* versuchte das diskursive Feld abzustecken, in dem die Rede über Kulturlandschaft politisch wirksam wird.⁷ Ich möchte aus den Ergebnissen dieser Arbeiten vier Aspekte hervorheben, die für die Themenstellung dieses

Bandes Bedeutung haben: erstens die Konstitution von Landschaft durch Wahrnehmung; zweitens die Dominanz einer bürgerlichen Bildästhetik im Diskurs über Landschaft; drittens die emotionale Aufladung und viertens den politischen Gehalt von Landschaft.

Der erste Aspekt bezieht sich auf die doppelte Bedeutung von Landschaft. Einerseits verweist der Begriff auf die in der Regel von Menschen gestaltete physische Umgebung. Andererseits bedarf es einer bestimmten Wahrnehmung und deren sprachlicher oder bildlicher Darstellung, damit die physische Umwelt zur Landschaft wird. Für Wahrnehmung und Darstellung bestehen aber bestimmte Konventionen, die auf dem kulturell und historisch gegebenen Repertoire an Landschaftsbildern beruhen.⁸

Der zweite Aspekt betrifft die Beobachtung, dass die kulturellen Konventionen der Landschaftswahrnehmung vor allem durch bildliche Darstellungen und den Gesichtssinn bestimmt sind. Landschaft wird synonym für die Bezeichnung einer Umgebung und ihre bildliche Darstellung verwendet. Dies hat unter anderem damit zu tun, dass das Medium Bild ein Problem löst, das aus der Differenz zwischen der Wahrnehmung und der Wiedergabe einer wahrgenommenen Landschaft hervorgeht. Das unmittelbare Erleben einer Landschaft erfolgt nämlich synästhetisch und simultan: Eine Menge verschiedener Sinnesindrücke wird gleichzeitig verarbeitet und erzeugt einen Gesamteindruck. In der sprachlichen Erzählung darüber muss dieser in Details zerlegt werden, die nur nacheinander vorgebracht werden können. Beim Bild ist dies anders. Selbst wenn streng genommen auch mit dem Sehsinn erst Detail für Detail zu einem Ganzen zusammengefügt werden muss, bevor ein Bild als Einheit wahrgenommen wird –, ist diese Arbeit einmal getan, kann im Bild ein Eindruck von Simultaneität hergestellt werden, der dem direkten Landschaftserleben näherkommt als etwa eine sprachliche Schilderung.⁹ Dieser Umstand hat Konsequenzen für die Frage nach der Landschaftswahrnehmung in Selbstzeugnissen, denn diese sind in der Regel schriftlich abgefasst. Die Erwartung, dort Landschaften als Bilder zu finden, wird meist enttäuscht. Wer nach Landschaftswahrnehmung bzw. -thematisierung in schriftlichen Darstellungen sucht, muss damit rechnen, verstreute Elemente statt eines einheitlichen Panoramas vorzufinden.

Die Bevorzugung des Sehsinns sowie des Bildes als Medium für Landschaft hat sich in der Geschichte der bürgerlichen Landschaftsauffassung niedergeschlagen, die physische Landschaften daran maß, wie „malerisch“ sie sind. Der Prozess der Durchsetzung von Landschaft als bildästhetischem Ideal wurde im Kontext der bürgerlichen Entfremdung von der Natur erklärt. Urbane, bürgerliche Existenzformen lösten die direkte wirtschaftliche Nutzbeziehung zwischen Mensch und Natur auf. Dies wirkte auch im Sinne einer Säkularisierung, da damit zugleich der Schöpfungsauftrag relativiert wurde, sich die Erde untertan zu machen. Dadurch war der Weg zu einer neuen Beziehung zur Natur eröffnet. Die Unabhängigkeit von der natürlichen Umwelt, wenn es auf das Bestreiten der materiellen Existenz ankommt, wurde zum Kennzeichen dieser neuen, bürgerlichen Sicht der Natur und damit der ländlichen Umgebung. Sie ermöglichte eine Ästhetisierung der Natur und der Landschaft unter Ausblendung eines Nutzenkalküls. Auf die Spitze getrieben wurde diese Sicht mit der Argumentation, nur eine von Arbeit freie Wahrnehmung von Landschaft könne ästhetisch sein, sodass die einfache Landbevölkerung aus dem Diskurs über landschaftliche Schönheit zunächst ausgeschlossen blieb.¹⁰ Auch wenn die Annahme stichhaltig ist, dass unterschiedliche Zweckbeziehungen zur Natur sich auf die Vorstellung und Wahrnehmung von Landwirtschaft auswirken, so wird die These, dass nur ein

Landschaftserleben in Muße zur ästhetischen Wahrnehmung befähigen würde, von der heutigen Forschung verworfen.¹¹ Vielmehr kann angenommen werden, dass jene, deren Beziehung zur Landschaft eher von Arbeit als von Muße geprägt war, in der Regel nicht über das materielle und soziale Kapital verfügten, um zum urbanen Diskurs über die bildliche Ästhetik von Landschaft beizutragen. Durch die Verbreitung der Fotografie im Laufe des 20. Jahrhunderts erweiterten sich schließlich auch für breite Bevölkerungsschichten die Möglichkeiten, an der kulturellen Produktion von Landschaftsbildern mitzuwirken.

Im Rahmen von *Kulturlandschaft im Kopf* fragte Petra Schneider in einer Serie von Interviews nach, wie es sich in der Gegenwart mit der ästhetischen Landschaftswahrnehmung im bäuerlichen Milieu verhalte. Es zeigte sich, dass die Respondentinnen und Respondenten durchwegs SpazierROUTINEN mit Lieblingsplätzen und präferierten Aussichtspunkten hatten – ganz nach bürgerlichem Modell. Zugleich pflegten sie aber auch einen professionellen Umgang mit der Landschaft und zeigten sich bereit, notfalls die ästhetischen den ökonomischen Erwägungen unterzuordnen. Sie mussten verschiedene und manchmal einander widersprechende Logiken in ihrer praktischen Beziehung zur Landschaft integrieren.¹²

Der dritte Aspekt, den ich aus Erkenntnissen der Kulturlandschaftsforschung übernehme, ist die Beobachtung, dass Landschaft emotional besetzt ist. Sie wird sinnlich-leiblich erfahren, wird erinnert und stiftet Identität.¹³ Die emotionale Aufladung kann auf positive wie auf negative Weise geschehen. Genauso wie eine vertraute und mit Kindheitserinnerungen verbundene Landschaft häufig als schön betrachtet wird und positive Assoziationen hervorruft, können Landschaften mit der Erinnerung an schreckliche Ereignisse befrachtet sein, sofern diese Erinnerung in einem sozialen Zusammenhang auch tradiert wird, sei es durch Erzählungen oder durch sichtbare Zeichen wie Denkmäler oder Soldatenfriedhöfe.

Es ist der Zusammenhang zwischen Emotionalität, Identität und Landschaft, der die anfangs zitierten drei programmatischen Ziele der Kulturlandschaftsforschung verbindet. Denn ob eine landschaftsverändernde Maßnahme – sei es zur Förderung der Biodiversität oder der ländlichen Entwicklung – von der betroffenen Bevölkerung auf emotionaler Ebene akzeptiert wird oder nicht, begründet zum Teil ihre politische Legitimität mit.

Dieser Gedankengang führt zur vierten Annahme: Landschaft hat politischen Gehalt. Ganz abgesehen von der Instrumentalisierung für politische Inhalte wie etwa nationale Identitätspolitik sind Landschaften als materieller Ausdruck der Nutzung natürlicher Ressourcen *per se* politisch. Simon Schama reflektiert dies in der Einleitung seines umfangreichen landschaftshistorischen Werkes *Landscape and Memory*, indem er die Etymologie des englischen Begriffes *landscape* referiert. Das Wort wurde im 16. Jahrhundert aus dem Niederländischen übernommen. *Landschap* ist dort wiederum ein Lehnwort aus dem Deutschen, wo mit Landschaft zur selben Zeit nicht ein Bild oder Panorama gemeint war, sondern eine territoriale politische Einheit und die Menschen, welche diese bewohnten und zu nutzen berechtigt waren. Die niederländischen Landschaftsdarstellungen des 16. Jahrhunderts, die den Begriff nach England brachten, stellten genau dies dar: ein Territorium, das von den dort lebenden Menschen mit hohem technischem Aufwand nutzbar gemacht und genutzt wurde. Die englische Adaption der niederländischen Landschaftsdarstellung machte aus dem Wort für den Gegenstand der Darstellung das Wort für das Bildgenre.¹⁴ Was diese kursorische Begriffsgeschichte aufzeigt, ist die enge Verquickung

der politischen oder juristischen Bestimmung eines physischen Territoriums mit deren Sichtbarkeit und Darstellbarkeit. Dabei geht es um so konkrete Fragen wie: Wer hat ein Terrain urbar gemacht? Wer darf es nutzen und wer nicht? Wer darf welches Gelände überhaupt betreten, und wenn ja, zu welchen Bedingungen? Der Schweizer Soziologe Lucius Burckhardt beschreibt in seinem Aufsatz *Warum ist Landschaft schön?*, dass er und seine Studierenden im Zuge eines Seminars in dem Graubündner Dorf Vrin anhand der Vegetation beurteilen konnten, ob sie eine Fläche durch das Parken eines Autos oder das Anzünden eines Lagerfeuers benutzen konnten, ohne die Besitzerinnen oder Besitzer in ihren Nutzungsinteressen zu stören.¹⁵ Bedeutung erhält Landschaft also nicht nur durch ästhetische Diskurse, sondern auch, indem die Spuren ihrer Nutzung deren politische und juristische Rahmenbedingungen mitkommunizieren, sofern die Betrachterinnen und Betrachter in der Lage sind, diese Botschaften zu entziffern. Im Fall von Burckhardts Seminar war dies wohl der Fall, denn der in Davos aufgewachsene Soziologe war zwar keiner der Dorfbewohner, aber immerhin ein Einheimischer.

Solche Nutzungen im Kleinen sind zumeist durch schon längerfristig gültige Besitz- und Nutzungsrechte geregelt, die nur unter bestimmten Bedingungen verändert und, wie Wegerechte, auch aufgrund von langdauernder, allgemeiner und gleichmäßiger Übung als Gewohnheitsrecht durchgesetzt werden können. Weniger klar ist dies bei Nutzungskonflikten um große Infrastrukturprojekte, die massive Umgestaltungen der physischen Landschaft nach sich ziehen. Für die Ablösung der ökonomischen Nutzungsrechte gibt es eingeführte Verfahren. Wenn sich lokaler Widerstand gegen solche Bauvorhaben entwickelt, wie etwa bei der Talsperre im Osttiroler Dorfertal¹⁶ oder dem Kraftwerksprojekt im Reichraminger Hintergebirge¹⁷, dann erhält neben ökologischen Bedenken oder der Sorge um einen eingeschränkten Freizeitnutzen der Allgemeinheit auch der Anspruch auf ein ungestört schönes Landschaftsbild ein überraschend hohes Gewicht.

Dieser Band versucht, den Faden von *Kulturlandschaft im Kopf* wieder aufzunehmen und ein Stück weiterzuspinnen. Die durchgeführten Projekte konzentrierten sich darauf, die Bedingungen für Landschaftswahrnehmung zu ergründen und behandelten demgemäß die diskursiv mächtigeren Bildproduzenten aus Tourismusmanagement, Wissenschaft und Politik. Auch die empirischen Fallstudien bezogen die Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner von Landschaften nur am Rande mit ein. Die Perspektiven jener, die die Landschaft bewohnen, und jener, die darüber Begriffe bilden und Politiken gestalten, erwiesen sich als schwer zu integrieren. Die Perspektive der Bevölkerung blieb Desiderat, nicht zuletzt aufgrund der relativ kurzen Projektlaufzeit von knapp zwei Jahren.¹⁸ Martin Michael Roß sprach sich im Rahmen von *Kulturlandschaft im Kopf* für eine epistemische Auffassung von Ästhetik aus – nicht die Lehre vom Schönen, sondern die Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung solle im Zentrum stehen, und zwar als eine, die nicht auf den Gesichtssinn reduziert wird, sondern möglichst alle Sinne mit einbezieht. Er fragte nach einer Landschaftswahrnehmung ‚aus der Mitte‘ heraus.

Der vorliegende Band nimmt diese Desiderate auf. Die Einladung an die Autorinnen und Autoren lautete, ihre im weitesten Sinn autobiografischen Quellenkorpora auf das Verhältnis von Ästhetik und Pragmatik hin zu befragen. Welche landschaftsbezogenen Praktiken, welche Gebrauchsweisen treten in den Selbstzeugnissen hervor? Erzeugen diese spezifische Wahrnehmungsweisen oder Darstellungsformen? Ist im Titel dieses Bandes von Selbstzeugnissen die Rede, so wird dieser Begriff hier in einem sehr weiten Sinn

verstanden, der unterschiedliche Textsorten von der Autobiografie über die mündliche Auskunft bis zur Selbstdarstellung in der Fotografie umfasst. Eingeladen wurden Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Disziplinen, um auch in dieser Hinsicht an *Kulturlandschaft im Kopf* anzuschließen und einen interdisziplinären Diskurs weiterzuführen. Der *Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaftsforschung* hat ein Modell für eine reflexive, interdisziplinäre Forschungskultur in Österreich geschaffen und einen nachhaltigen Dialog zwischen den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften einerseits und den Naturwissenschaften und Planungsdisziplinen andererseits gestiftet. Dieser Band soll dazu einen weiteren Impuls aus den Geisteswissenschaften vermitteln.

Wenn hier vor allem auf den schon vor einem Jahrzehnt abgeschlossenen *Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaftsforschung* Bezug genommen wird, dann deshalb, weil er den historischen Kontext der Tagung *Aus der Mitte der Landschaft* und somit auch dieses Bandes ausmacht. Im selben Zeitraum hat sich die Landschaftsforschung im gesamten deutschen Sprachraum zu einem lebhaften und fruchtbaren Forschungsfeld entwickelt, wie an einer Vielzahl von Forschungsprojekten, Publikationen und Tagungen in der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland ersichtlich ist. Für die Schweiz sei beispielhaft die Arbeit der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft¹⁹ und des Laboratorio di Storia delle Alpi (LabiSAIp)²⁰ hingewiesen. In Deutschland befördert seit 2004 der Arbeitskreis Landschaftstheorie²¹ den interdisziplinären Dialog zwischen den vielen in der Landschaftsforschung engagierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftern.²²

Die Beiträge dieses Bandes beleuchten dieses Forschungsfeld aus verschiedenen Blickwinkeln. *Edith Auer* und *Günter Müller* gehen in ihrem Beitrag der Frage nach, wie Landschaft in Texten der populären Autobiografie thematisiert wird und stützen sich dabei unter anderem auf das Lebenswelt-Konzept von Alfred Schütz. Wird Landschaft in diesem Sinn als Teil der Lebenswelt betrachtet und somit dem unreflektiert Gegebenen zugeordnet, dann stellt sich die Frage, aus welchen Anlässen sie in persönlichen Erinnerungstexten zur Sprache kommt. Die Untersuchung mündet in einen Vergleich der Autobiografien zweier Frauen, die ungefähr zur selben Zeit in ähnlichen ländlichen Regionen aufwuchsen, aber unterschiedlichen Milieus angehörten und verschiedene Lebenswege einschlugen: Die eine ging weg und verbrachte ihr Erwachsenenleben in großen Städten; die andere heiratete auf einen Hof nur wenige Gehminuten von ihrem Elternhaus entfernt. Die biografische Mobilität begründet unterschiedliche Formen der Thematisierung von Landschaftserfahrung. In beiden Lebensgeschichten steht sie jedoch in Zusammenhang mit einem Moment von Fremdheit oder Verfremdung.

Kristina Popova setzt sich mit der Bedeutung von Landschaft in den Lebensgeschichten pomakischer Frauen aus den Rhodopen auseinander. Diese Frauen gehören einer muslimischen Minderheit in Bulgarien an, die ab Ende der 1950er Jahre Gegenstand staatlicher Interventionen wurde. Einerseits sollten Kinos in den Dörfern, Kurse und Exkursionen den Frauen die moderne Welt nahebringen; andererseits gingen diese Modernisierungsmaßnahmen mit starkem Assimilierungsdruck einher. Unter den Frauen gibt es, entsprechend ihren Bewegungsradien, generationsspezifische Weisen, Raumwahrnehmung in den Erzählungen zu thematisieren. Die älteren Interviewpartnerinnen beziehen sich auf die Topografie des Dorfes im Umkreis dessen, was zu Fuß erreichbar war und zur Versorgung der Landwirtschaft ergangen werden musste; in den Geschichten der Jüngeren hingegen haben Reisen über mittlere und weite Distanzen ebenso Bedeutung. Die lokale

Topografie wird von allen Interviewpartnerinnen gleichermaßen präzise und detailliert, aber ohne ästhetisches Engagement beschrieben. Anders ist dies bei Beschreibungen von Gärten, die wiederum nur bei den jüngeren Respondentinnen vorkommen, denn Gärten sind in den Dörfern der Rhodopen ein historisch junges Phänomen. Die Ästhetisierung der Erfahrungen mit Gärten steht in Verbindung mit der Bedeutung des Gartens im Islam als Ort der Schönheit, der Ruhe und Erholung. Was die Landschaftswahrnehmung der älteren und der jüngeren Generationen verbindet, ist eine spezielle Topografie von teilweise lange zurückliegenden Gewalttaten gegen Frauen, die von Müttern und Großmüttern an die Interviewpartnerinnen überliefert wurden.

Ambivalent sind auch die Landschaftswahrnehmungen in *Gerhard Strohmeiers* Beitrag. Er behandelt die Wahrnehmung von Schnee in Selbstzeugnissen aus vier unterschiedlichen Settings: Wintererlebnisse aus Kindheitserinnerungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Österreich; Kriegserfahrungen im winterlichen Gebirge aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wie sie in Briefen und Tagebüchern festgehalten wurden; Zeugnissen aus den USA des 19. Jahrhunderts rund um die *Wagon Trains*; und schließlich zwei zeitgenössische Dokumente, die die Schnee-Erfahrung als Nostalgie und Phantasie thematisieren. Schnee, Eis und Kälte machen jede Landschaft beschwerlich zu begehen und potentiell bedrohlich. Die Verfremdung der Landschaft durch den Schnee und die kurzfristige Chance, eine in gewissem Sinne unberührte Natur zu erleben, sind fast überall reizvoll. Die Ambivalenz gegenüber dem Schnee ist in den Texten unterschiedlich verteilt, je nachdem, wie nahe die Bedrohung liegt. So ist die Bedrohung von Leib und Leben für die Teilnehmerinnen an den *Wagon Trains* und die im Gebirge stationierten Soldaten allgegenwärtig, dafür die ästhetische Bewertung abwesend oder marginal; für die bäuerlichen und städtischen Kinder waren Nässe und Kälte zwar unangenehm, aber nicht so bedrohlich, dass die vergnüglichen Seiten des Aufenthalts im Schnee nicht zum Tragen gekommen wären. Das letzte Beispiel aus einem zeitgenössischen, teils autobiografischen Sachbuch über Schnee und die eigene Begeisterung dafür, bezieht sich auf Erfahrungen abseits der Bedrohung: Schnee wird zum Gegenstand der reinen Idylle.

Manfred Seifert sucht angesichts der Dominanz bürgerlicher Landschaftsdiskurse gezielt nach Landschaftswahrnehmung außerhalb des bürgerlichen Milieus und untersucht zu diesem Zweck drei autobiografische Texte von Handwerkern, die zum Teil Berichte von Reisen als Soldat oder Geselle, teils ihre Erfahrungen als sesshafter Bürger enthalten. Er stützt sich dabei auf einen offenen, am Konzept der Mikro-Landschaften orientierten Landschaftsbegriff. Dieses Konzept gibt die Vorstellung von Landschaft als funktionaler und ästhetischer Einheit auf und erlaubt, die Wahrnehmung an einzelnen Elementen festzumachen, wie etwa an topografischen Details. Seifert systematisiert seine Beobachtungen nach endogenen und exogenen Bewertungen von Landschaftserfahrung, also zum einen Erfahrungen, die mit stark subjektivem und emotionalem Erleben in Zusammenhang stehen, zum anderen mit Erfahrungen, die in Handlungszusammenhänge gestellt werden, für die es anschlussfähige Diskurse gibt, etwa den militärischen Umgang mit Gelände, den landwirtschaftlichen Umgang mit Boden und Klima oder die praktische und spirituell-religiöse Reaktion auf Katastrophen.

Katrin Brösicke behandelt eine besondere Gruppe von Reisenden: deutsche Soldaten, die auf napoleonischer Seite am Spanischen Unabhängigkeitskrieg teilnahmen und ihre Erfahrungen in Zeitschriften oder als Bücher veröffentlichten. Die Wiedergabe von

Landschaftseindrücken ist in dieser Art von Selbstzeugnissen stark bearbeitet und gut nachvollziehbaren Konventionen verpflichtet. Die Texte wurden als Reiseliteratur konzipiert. Sie waren einerseits einem aufklärerischen Ideal der sachlichen, wenn nicht gar statistischen Dokumentation verpflichtet; nicht zuletzt waren die Soldaten die ersten deutschsprachigen Reisenden seit Langem, die Land und Leute Spaniens aus erster Hand beschreiben konnten. Andererseits stilisierten sie die militärische Fußreise gemäß dem romantischen Ideal des empfindsamen Spazierengehens. Und schließlich war der Kontext der Reise doch der Krieg, dessen Ungeheuerlichkeit und Bedrohlichkeit auch anhand der landschaftlichen Besonderheiten des exotischen Landes reflektiert wurde.

Sönke Friedreich hat eine Quellensorte ins Zentrum seines Beitrags gesetzt, in der Landschaft eine wichtige Rolle spielt – Reiseberichte von DDR-Tourist/-inn/-en, die mit dem PKW den Kaukasus bereisten. Diese Reisen wurden mit dem eigenen Fahrzeug absolviert; die Route und das Kartenmaterial wurden vom Reisebüro bereitgestellt, Abweichungen waren begrenzt möglich. Die Berichte über diese Reisen ähneln einander. Einerseits ist dies der Orientierung an sprachlichen Topoi der Reiseliteratur geschuldet; andererseits produzierte die Art der Reise ein spezifisches Set an Themen, angefangen bei den möglichen Zwischenfällen mit dem Fahrzeug bis zu den Unterschieden zwischen Landschaften, die nur aus dem fahrenden Auto betrachtet wurden, und jenen, die, weil dem Reiseziel zugehörig, auch wirklich betreten und besichtigt wurden. Die Reiseberichte hatten durchaus die Funktion, andere über die einigermaßen exotische Reise zu informieren; sie hatten aber auch die Funktion von Erinnerungshilfen in Bezug auf das Erlebte.

In *Tobias Schweigers* Beitrag steht ebenfalls das touristische Reisen im Mittelpunkt. Er hat die Rolle von Landschaftsdarstellungen in der österreichischen Privatfotografie der 1950er und 1960er Jahre untersucht. Sein Befund weist darauf hin, dass die Fotoamateure in Österreich sich in Motivwahl und Komposition allenthalben an der professionellen Landschaftsfotografie orientierten. Schon in der Zeit zwischen den Kriegen, aber auch in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs wurden spezifische Ausschnitte österreichischer Landschaft in Bildbänden als nationale Symbole gefeiert. Was in diesen Bänden als fotografierenswert befunden wurde, knipsten auch die Privatfotografinnen und -fotografen; nicht immer als eigentliches Sujet, aber auch nicht nur als Kulisse. Als eigentliches Sujet erscheint vielmehr das Faktum, in der bedeutenden Landschaft selbst gewesen zu sein.

In *Jakob Calices* Beitrag wird der Effekt der Verfremdung einer vertrauten Landschaft diskutiert. Einmal im Jahr mussten sich die Bewohnerinnen und Bewohner des Augebiets im Machland am südlichen Donauufer im Westen Niederösterreichs darauf einstellen, dass ihre Häuser und Felder überflutet wurden. Calice diskutiert die Zeugnisse von Interviewpartnerinnen und -partnern und unterscheidet das normale Hochwasser, dem man routiniert begegnet, das katastrophale Hochwasser, bei dem die sonst ausreichenden Routinen versagen, und das karnevaleske Hochwasser, das die durch die Überflutungen grundlegend veränderten Umwelt als ‚verkehrte Welt‘ erscheinen lässt und auch Faszination und Heiterkeit erlaubt. Das Hochwasser ist nicht nur für Nichtbetroffene ein Spektakel, auch für die Einheimischen verfremdet das Hochwasser die bekannte Landschaft auf spektakuläre Weise. Eine kompetente Wahrnehmung dieser verkehrten Welt wird dabei zum Kriterium, um sich in der Landschaft gefahrlos bewegen zu können, denn es ist wichtig zu wissen, ob unter dem Wasser noch überflutetes Land ist, das mit dem Boot befahrbar ist, oder bereits der Donaustrom, der unter Hochwasserbedingungen gefährlich werden kann.

Mit *Petra Schneider* trägt eine Autorin zum Band bei, die schon am Projekt *Kulturlandschaft im Kopf* mitgearbeitet hat. Wenige Jahre nach ihrer Studie zur Landschaftswahrnehmung der bäuerlichen Bevölkerung interviewte sie im Auftrag des Instituts für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 60 Bewohner/-innen des ländlichen Raumes in Niederösterreich, diesmal zu den Themen Raumwahrnehmung und Dorferneuerung. Der Fokus der Interviews lag folglich auf architektonischer Landschaftsgestaltung, aber nicht ausschließlich. Sie setzt die Präsentation der Ergebnisse dieser Befragungen in den Kontext einer Diskussion der (architektur-)philosophischen Debatten zur konservativen, modernen und postmodernen Raumgestaltung im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts und stellt aktuellen Strategien der Raumproduktion ein durchaus polemisches Resümee entgegen.

Die Forumsbeiträge, die allesamt Bezug zum Thema Landschaft aufweisen, behandeln explizit interdisziplinäre Zugänge zum Thema. *Britta Fuchs* und *Katharina Gugerell* reflektieren die Bedeutung der Geschichte für die Landschaftsplanung und erläutern ihre Überlegungen anhand zweier Fallbeispiele. *Ralph Andraschek-Holzer* unternimmt, ausgehend von zwei Serien topografischer Ansichten aus Niederösterreich, den Versuch, epochenspezifische Wahrnehmungsfiguren von Landschaft aufzuspüren. Das Projekt *Kultur. Land(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft* wird von *Gerhard Siegl*, *Markus Schermer*, *Ulrike Tappeiner* und *Erich Tasser* vorgestellt. Es zielt auf die Erfassung von Landschaftspräferenzen der Bevölkerung in Nord- und Südtirol angesichts des Wandels der Kulturlandschaft durch sich verändernde Bewirtschaftungsweisen ab. Es basiert auf einer historischen Aufarbeitung des Kulturlandschaftswandels in den vergangenen 150 Jahren; mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden werden die Präferenzen von Betroffenen erhoben, um Grundlagen für die Entwicklung verschiedener Lenkungsstrategien zu entwickeln. *Margareth Lanzinger* und *Edith Saurer* berichten über eine Untersuchung jener Gemeinden, die John W. Cole und Eric R. Wolf zum Gegenstand ihrer 1974 erschienenen Untersuchung *The Hidden Frontier* gemacht haben. Die beiden benachbarten Gemeinden im Grenzgebiet von Trentino und Südtirol, die in den 1960er Jahren ideale Vergleichsobjekte darstellten, haben sich seither sehr unterschiedlich entwickelt. Unter dem Titel *Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix* sind die Ergebnisse dieser neuerlichen Feldforschung als Buch erschienen.²³

Diese Einleitung schließt mit einer traurigen Nachricht. Edith Saurer, Mitautorin dieses Bandes, ist am 5. April 2011 verstorben. Sie hat den Forschungsansatz der Historischen Anthropologie im deutschen Sprachraum entscheidend mitgeprägt – einen Ansatz, der auch für die Herausgeber/-innen des *Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes* wichtig ist. Die Geschichte des ländlichen Raumes stand nicht im Zentrum von Edith Saurers Arbeit, aber ihre Forschungsthemen betrafen häufig auch ländliche Zusammenhänge. Für einige Mitarbeiter/-innen des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes war sie Lehrerin; für andere eine interessierte und inspirierende Gesprächspartnerin. Über den Ansatz der Historischen Anthropologie bleiben Edith Saurer und ihr wissenschaftliches Werk wichtige Bezugsgrößen für unsere Arbeit.

Anmerkungen

- 1 Vgl. <http://www.klf.at/> (21.8.2011).
- 2 Gerhard Strohmeier u.a., Kulturlandschaft im Kopf. Syntheseband, Projektbericht, Wien 1997, 8.
- 3 Ebd.
- 4 Vgl. Sándor Békési/Petra Schneider (Hg.), Landschaft – Begriff und Wahrnehmung, Wien 2000.
- 5 Christine Gamper/Gerhard Liska/Gerhard Strohmeier, Projektbereich Raumbilder, Projektbericht, Wien 1997.
- 6 Martin Michael Roß, Projektbereich Ästhetik, Projektbericht, Wien 1997.
- 7 Günther Kittel/Karin Liebhart/Judith Veichtlbauer, Projektbereich Politische Grammatik, Projektbericht, Wien 1997.
- 8 Gamper u.a., Raumbilder, Wien 1997, wie Anm. 5, 2.
- 9 Vgl. Roß, Ästhetik, wie Anm. 6, 31, 47–50.
- 10 Vgl. Norbert Fischer, Landschaft als kulturwissenschaftliche Kategorie, in: Zeitschrift für Volkskunde 104 (2008), H. 1, 19–39, hier 21–28; Joachim Ritter, Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, Münster 1963, 13–14, 27–28.
- 11 Ebd., 19–20; Gamper u.a., Raumbilder, wie Anm. 5, 21.
- 12 Martin Hebertshuber/Günther Marchner, Projektbereich Leitbilder und Nutzungskonflikte, Projektbericht, Wien 1997, 52–63.
- 13 Vgl. Gamper u.a., Raumbilder, wie Anm. 5, 54–79; Roß, Ästhetik, wie Anm. 6, 18–19.
- 14 Simon Schama, Landscape and Memory, New York 1995, 10 f.
- 15 Lucius Burckhart, Warum ist Landschaft schön?, in: Ders., Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft, Berlin 2008, 33–41, hier 36–37.
- 16 Vgl. Peter-Joerg Jansen/Christine Hrbacek, Konzept Konfliktlösung Dorfertal, Wien 1987.
- 17 Vgl. Christian Jagersberger, Vom Naturschutz zur politischen Umweltbewegung am Beispiel der Verhinderung des Kraftwerksbaus in der Region Kalkalpen, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Linz 2010.
- 18 Strohmeier, Syntheseband, wie Anm. 2, 9.
- 19 <http://www.wsl.ch/> (26.8.2011).
- 20 <http://www.arc.usi.ch/en/index/labisalp.htm> (26.8.2011).
- 21 <http://www.landschaftstheorie.de/> (26.8.2011).
- 22 Einen Überblick über die Landschaftsforschung in der Bundesrepublik bietet: Fischer, Kategorie, wie Anm. 10.
- 23 Margareth Lanzinger/Edith Saurer (Hg.), Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix, Bozen 2010.

Aus nah und fern

Blickwinkel auf Landschaft als Teil der Lebenswelt

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus welchem wir nicht getrieben werden können.
Sogar die ersten Eltern waren nicht daraus zu bringen.“⁴¹

Im Überblick

Wann finden Landschaften Eingang in die persönliche Erinnerung? Welchen Stellenwert nehmen beispielsweise „Paradiese“ der Kindheit oder andere landschaftliche Darstellungen in autobiografischen Manuskripten ein? In welchen Erzählzusammenhängen bringen Menschen Aspekte ihrer physisch-räumlichen Umgebung zur Sprache und welche Bedeutungen kommen ihnen zu?

Ausgangsmaterial unserer Untersuchung soll keine der Textsorten sein, in denen Landschaften bevorzugt Aufmerksamkeit finden und quasi zu deren inhaltlichen Standardmotiven gehören wie etwa in Reiseberichten oder Tourenbüchern. Wir setzen uns auch nicht mit ‚zeit-‘ bzw. ‚erlebnisnahen‘ Beschreibungen von Landschaften, zum Beispiel in Briefen oder Tagebucheinträgen auseinander, sondern konzentrieren uns bewusst auf (mehr oder weniger) ganzheitlich biografisch angelegte, aus der Retrospektive verfasste lebensgeschichtliche Darstellungen. In umfassenderen schriftlichen Lebensgeschichten hoffen wir, erinnerte Lebenspraxis auf eine Weise in räumliche Kontexte eingebettet dargestellt zu finden, die am zuverlässigsten unterschiedliche Betrachtungs- bzw. Präsentationsweisen von Landschaften „aus ihrer Mitte“, aus lebensweltlichen Zusammenhängen heraus, offenlegt.

Aus diesem Grund folgen wir zunächst auch nicht dem Vorschlag Albrecht Lehmanns, bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Erzählen über landschaftliche Umwelten möglichst klar „zwischen einer praktischen Nutzungsdimension und der Landschaftsästhetik zu unterscheiden“⁴², zumal diese Differenzierung, wie er selber fortfährt, angesichts der seit etwa einem Jahrhundert um sich greifenden bewussten Gestaltung und Kommerzialisierung landschaftlicher Schönheiten nicht unbedingt frei von Willkür ist.

Allerdings mussten wir sehr bald feststellen, dass der ästhetisch motivierten Wiedergabe von Landschaftsbildern in Erinnerungstexten der populären Autobiografik im Allgemeinen ohnehin recht wenig Raum geschenkt wird. Als Folge der Beschränkung auf retrospektiv verfasste Selbstzeugnisse ergibt sich jedenfalls die Hintanstellung von Fragen der Landschaftswahrnehmung zugunsten der Auseinandersetzung mit Landschaftsbildern und deren Repräsentationen. Ist die Wahrnehmung von Landschaften an sich schon ein Akt kultureller Konstruktion³, so beruht die Darstellung landschaftlicher Gegebenheiten

in Erinnerungstexten in mehrfacher Hinsicht auf kulturell präformierten (Re-)Konstruktionsleistungen, wie in den weiteren Abschnitten deutlich werden soll.

Zur Orientierung bei diesem Unterfangen soll uns der Begriff der Lebenswelt dienen, der in seiner Ausformulierung durch Alfred Schütz einen Ansatz zur deskriptiven Analyse der Konstitution von Alltagswelt darstellt. Dabei werden wir uns entlang jener elementaren Strukturen des Alltagslebens bewegen, die die Grundlage sozialer Erfahrung und sozialen Handelns, der Sprache und der komplexen historischen Welt des menschlichen Lebens überhaupt bilden.⁴

Die Materialgrundlage der Untersuchung bilden autobiografische Manuskripte aus dem Fundus der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, wo seit den frühen 1980er Jahren lebensgeschichtliche Schreibaktivitäten im Raum Österreich verfolgt, gefördert und dokumentiert werden.⁵ Insbesondere die Darstellung (historischer) ländlicher Lebenswelten hat außerdem eine lange Tradition in den Texteditionen der von Michael Mitterauer begründeten⁶ und nun vom Verein *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* herausgegebenen Buchreihe *Damit es nicht verloren geht ...*⁷

Die Annäherung an den Untersuchungsgegenstand erfolgte in mehreren Schritten. Zuerst versuchten wir, in möglichst offener Form ausführlichere Landschaftsthematisierungen in autobiografischen Manuskripten zu orten und inhaltlich wie kontextuell zu erfassen. Dabei orientierten wir uns vorerst an Hinweisen aus der Datenbank der Dokumentationsstelle, die durch nachfolgende Lektüre einer Auswahl von umfangreicheren Lebensdarstellungen von Personen ländlicher Herkunft unter demselben thematischen Fokus konkretisiert und detailliert wurden. Die allgemeinen empirischen Feststellungen des folgenden Abschnitts stützen sich einerseits auf die Analyse der einschlägigen Einträge in der Schlagwortdatei⁸, andererseits auf eine themenzentrierte Durchsicht von etwa zwei Dutzend autobiografischen Darstellungen von Personen, die im Zeitraum zwischen 1910 und 1960 in ländlichen Regionen, vor allem Österreichs, aufgewachsen sind. Im Verlauf dieses Untersuchungsgangs verfeinert sich aber unser Blick und konzentriert sich in der Folge nicht mehr auf besonders ausführliche Landschaftsbeschreibungen, sondern wir sehen grundsätzlich in jeder Thematisierung von Aspekten physisch-räumlicher Umgebung Erkenntnismöglichkeiten für eine lebensweltbezogene Analyse von Landschaftsdarstellungen in Autobiografien. In einem letzten Schritt werden wir zwei autobiografische Texte aus dem Fundus ländlich geprägter Lebensgeschichten einer genaueren kontrastierenden Analyse unterziehen.

Aus der Distanz

Ländliche, unterbäuerliche Schichten waren immer schon eine Zielgruppe der Schreibaufufe und -anregungen seitens der *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* und sind in der Sammlung deshalb relativ stark repräsentiert.⁹ Bernd Jürgen Warneken und andere haben den Begriff der *popularen Autobiografik*¹⁰ für die ganze Vielfalt an selbstbezogenen schriftlichen Ausdrucksformen von Angehörigen „bildungsferner“ Schichten geprägt und Differenzen zur klassischen bürgerlichen Autobiografie herausgearbeitet. Beispielsweise wurden Charakteristika in der Schreiblegitimation oder den

Formen der Identitätsdarstellung von Angehörigen unterschiedlicher Bildungsschichten festgehalten.¹¹ Neben einer im Allgemeinen eher knapper gefassten Lebensdarstellung in den Texten von Menschen aus unteren Bildungsschichten wurde in den ersten Studien zu diesem Quellentypus offenkundig, dass Individualität in dieser Gruppe von Schreibenden weniger klar zum Ausdruck gebracht wird und zumeist hinter einer kollektiven Identität des „man“ oder „wir“ zurückgesetzt bleibt.¹² Zugleich finden sich in den Texten verstärkt explizite Ansätze zur Legitimation des eigenen Schreibens.¹³ Im schriftlichen Erzählen, insbesondere über den Kinderalltag, dominiert eine „Macht des Müssens“¹⁴, was zur Folge hat, dass subjektives Erleben und individuelles Handeln weitestgehend äußeren Zwängen unterschiedlicher Art (z.B. der Bewältigung des Mangels in Kriegs- und Krisenzeiten, dem Befolgen unhinterfragter religiöser Gebote oder sozialer Normen) untergeordnet gesehen wird. Dem zugrunde liegt jedoch, wie Warneken betont, kein tatsächlicher Mangel an Individualität – persönliche Spezifika kommen in den Texten sehr wohl in anderer Form zum Ausdruck –, sondern eher eine kulturspezifische Reserviertheit und Unterschiede in der Gewichtung dessen, was von der eigenen Person, ihrem Werdegang und subjektiven Empfinden in einem bestimmten kommunikativen Kontext für berichtenswert gehalten wird.¹⁵

Landschaften und ihre Veränderlichkeit waren in der Vergangenheit mit Sicherheit kein bevorzugtes Motiv der populären Autobiografie, ebenso wenig waren sie ein Thema der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihr. Die Frage nach der Landschaftswahrnehmung bzw. Landschaftsbildern in Selbstzeugnissen wird in Bezug auf diese Quellengattung also vorerst dahingehend zuzuspitzen sein, ob und inwieweit Aspekte physisch-räumlicher Umwelt in persönlichen Erinnerungstexten überhaupt als dokumentations- und überlieferungswürdig erachtet wurden bzw. werden.

In Anbetracht der oben skizzierten Spezifika populärer Autobiografie setzten wir die Erwartungen nicht sehr hoch. Besonders wenn man sich zudem die folgende Grundannahme literaturwissenschaftlicher Textanalyse unter landschaftsästhetischem Blickwinkel vor Augen hält, wird der Gegensatz deutlich: „Landschaft wird nicht in der Welt vorgefunden, die Welt wird vielmehr in eine Landschaft verwandelt, sobald sie sich der ästhetischen Erfahrung erschließt. Somit hat Landschaft ihre historischen Grenzen. Sich auf die Welt ästhetisch einstellen zu können, setzt die Möglichkeit des Abstandnehmens von Zweckorientierungen und die Möglichkeit der Wahrnehmungslenkung auf historisch unterschiedlich akzentuierte Gestaltqualitäten des Wahrnehmungsfeldes voraus.“¹⁶ Ganz im Gegensatz zu den angeführten Spezifika der populären Autobiografie erfordert die Wahrnehmung (bzw. Thematisierung) von Landschaft nämlich „[...] eine spezifische Einstellung, die sich von der des Alltagslebens abhebt und nur in Distanz zu dieser zu gewinnen ist“¹⁷.

Die aufgrund dieser Voraussetzungen zu erwartende Kargheit in Bezug auf die landschaftliche Einbettung von Lebenserzählungen wird in vielen, vor allem älteren populären Autobiografien augenfällig. Schreiber/-innen, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geboren wurden und die Notzeiten während, zwischen und nach den beiden Weltkriegen erlebt haben, haben vordringlich andere Erfahrungen zu berichten als jene eines ausgeprägten Landschafts- oder Naturerlebens. Menschen, die unter den Bedingungen vielseitigen materiellen Mangels aufgewachsen sind, thematisieren ihre räumliche Umgebung allenfalls unter der Perspektive existenzhaltender Tätigkeiten oder der Reaktion auf äußere Zwänge, und das zumeist in einem berichtsmäßigen Erzählstil.

Auch Ortswechsel erfolgen meist nur aus solchen Notwendigkeiten heraus und werden in knappen bis stereotypen Formulierungen abgehandelt, ohne dass die räumlichen Bestimmungen szenisch erweitert werden. Selbst aus einer Position des fortgeschrittenen Alters und relativen Wohlstands heraus wird der durch materielle Einschränkungen verengte Erlebnis- und Erfahrungshorizont früherer Lebensabschnitte kaum verlassen, und die lebensgeschichtlichen Erzählungen von Angehörigen dieser Generationen geraten leicht zu deskriptiven Tatsachenberichten mit nur geringen individuellen Anteilen.

Weiters orientieren sich Schreiber/-innen bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte natürlich nicht ausschließlich an subjektiven Relevanzen, sondern entnehmen wesentliche Anhaltspunkte und Maßstäbe für ihre – mehr oder weniger private – Tätigkeit als „Zeitzeugen“ oder „Chronisten“ medialen Vorbildern und vorherrschenden (populär-)historischen Diskursen in der Schreibgegenwart. Aspekte der Umweltgeschichte oder Landschaftsforschung zählten bis in die jüngste Vergangenheit zweifellos nicht zu den geläufigen geschichts- oder kulturwissenschaftlich relevanten Themen. Dementsprechend gehörten Landschaften, Raumbilder oder auch konkrete Veränderungen von Lebensräumen nicht zu jenen lebensweltlichen Phänomenen, denen ältere Menschen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen größere Bedeutung beimaßen.

Bedauerlicherweise wurde seitens der Dokumentationsstelle auch nie explizit nach Erinnerungen dieser Art bzw. nach Landschafts- oder Raumbildern gefragt. Ein Schreibauftrag unter dem Motto *Die Faszination des Fahrens. Persönliche Erfahrungen mit Fahrrad, Automobil und allem, was rollt ...*¹⁸ ließ unter anderem zwar auch die Bezugnahme auf landschaftliche Erinnerungen durchaus naheliegend erscheinen, konnte de facto aber nicht allzu viele Schreiber/-innen zu Erinnerungstexten bewegen, in denen neben den verschiedenen technischen Fortbewegungsmitteln auch die mit ihnen ‚erfahrenen‘ Landschaften breiteren Niederschlag gefunden hätten.

Populäre autobiografische Texte sind häufig stark ereignis- bzw. handlungsorientiert gehalten, das heißt, mehr auf das Tun und Lassen der Schreiber/-innen konzentriert, als dass diese innehalten und sich die Kulissen ihres Handelns vergegenwärtigen. So ist in den Beiträgen im Allgemeinen zwar häufiger von einer enormen Erweiterung der persönlichen Aktionsräume aufgrund der zunehmenden Motorisierung und der Möglichkeiten des Individualverkehrs die Rede, kaum jedoch von den dadurch bedingten landschaftlichen Veränderungen im eigenen Umfeld.¹⁹

Die Beschreibung der räumlichen Umwelt um ihrer selbst willen scheint – wenigstens in den älteren Generationen von Schreibenden – eher ein Privileg jener kleineren Gruppe von Menschen zu sein, die *nicht* von Kindheit an gezwungen war, ihre Umgebung allein unter instrumentellen Gesichtspunkten der Nahrungsmittelbeschaffung oder routinemäßigen Pflichterfüllung betrachten zu lernen. Zugleich kamen diese Schreiber/-innen aus gehobenen sozialen Schichten aber auch von Kindesbeinen an öfter in den Genuss von Ortsveränderungen, mit anderen Worten, sie machten relativ häufiger auch jene Erfahrung, die im Folgenden als mögliche Voraussetzung für differenziertere Landschaftswahrnehmung und ausführlichere Landschaftserinnerungen zur Diskussion gestellt wird.

Die allgemeine Recherche nach eingehenderen Landschaftsthematisierungen in Manuskripten der populären Autobiografie verlief jedenfalls, wie schon angedeutet, vor diesem Hintergrund ernüchternd. Allerdings ergab die Durchsicht der hierzu vergebenen Schlagwörter und Schlagwortketten in der Datenbank der *Dokumentation lebensgeschichtlicher*

Aufzeichnungen auch eine eindeutige Diskrepanz. Offensichtlich wurden von den Schreibern im Besonderen die landschaftlichen Gegebenheiten der jeweils eigenen Lebensräume vernachlässigt. Wenn Landschaften in populären autobiografischen Texten ausführlicher thematisiert werden, sind es vorwiegend solche, die man anderswo – mehr oder weniger im Kontrast zu den Eindrücken aus der engeren Lebensumgebung – kennengelernt hat. Am häufigsten basieren solche Beschreibungen auf Reiseimpressionen oder auf Beobachtungen im Zuge anderer Ortsveränderungen (z.B. zwischen Stadt und Land), primär in Zusammenhang mit Aktivitäten in der Freizeit. Daneben nehmen landschaftliche Darstellungen auch in Kriegserinnerungen, notabene unter dem Eindruck bis dahin völlig unbekannter Umgebungen, einen recht beachtlichen Stellenwert ein. Dabei kann die Fremdheit oder Naturbelassenheit bestimmter Gegenden ebenso die Aufmerksamkeit der Schreiber auf sich ziehen wie die Zerstörung dieser Lebensräume im Zuge von Kriegshandlungen.

Wenn räumliche Aspekte der persönlichen Lebensumgebung ausführlicher geschildert werden, dann handelt es sich zumeist um Orte oder Landschaften der Kindheit. Statt auf eine räumliche oder kulturelle Distanz zu beschriebenen Landschaften scheint sich die Relevanz des Erzählten in diesen Fällen auf den zeitlichen Abstand zum erlebten Geschehen zu gründen. Zudem dürfte es ein bestärkendes Schreibmotiv sein, wenn die Kindheitsumgebung irgendwann – möglicherweise gegen den eigenen Willen – verlassen wurde und später nicht mehr aufgesucht bzw. nicht mehr in ihrem vertrauten Erscheinungsbild wiedergefunden werden konnte. Exemplarisch werden wir im nachfolgenden Abschnitt auf die in dieser Hinsicht besonders prononcierten Lebenserzählungen von sogenannten Vertriebenen und Flüchtlingen aus ehemals deutschsprachigen Regionen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa eingehen.

Neben der räumlichen, kulturellen und zeitlichen Ferne lässt sich auf der vorliegenden Materialbasis eine weitere Form der Distanznahme im Schreiben ausmachen, die offenbar ebenfalls mit der Aktualisierung landschaftlicher Merkmale korrespondiert und hier lediglich erwähnt, aber nicht weiter verfolgt werden soll. Landschaftliche Referenzen treten nämlich merklich häufiger in literarisierend angelegten Selbstzeugnissen oder in entsprechend gestalteten Einfügungen oder Beilagen in autobiografischen Texten auf. So wie sich manche Schreiber/-innen um eine betont deskriptive, nüchterne Darstellung mit dokumentarischem Anspruch bemühen, nutzen andere ihre sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten beispielsweise zu romanhaften Gestaltungsformen oder zu lyrischen Einschüben in der lebensgeschichtlichen Erzählung. In beiden literarischen Genres scheint der Konnex zur Thematisierung von Landschaft enger zu sein als beim alltagssprachlichen autobiografischen Erzählen. Enthalten autobiografische Erzählungen oft über viele Seiten kaum räumliche Bezüge, so sind ergänzend ein- oder beigefügte Gedichte relativ oft von landschaftlichen Aspekten dominiert.

Zur Annäherung

Unsere Arbeitsthese lautet daher – wohlgermerkt bezogen auf das lebensgeschichtliche Schreiben nicht-professioneller Verfasser/-innen ohne vordergründige literarisch-ästhetische Ansprüche: Die Häufigkeit der Bezugnahme und/oder die Ausführlichkeit der Darstellung von Landschaften in Texten der populären Autobiografik steigt tendenziell mit

der realen räumlichen, zeitlichen bzw. biografischen Distanz zu ebendiesen. Je weiter jemand beispielsweise die Orte seiner Kindheit hinter sich gelassen hat bzw. lassen musste, desto eher werden Bilder von diesen Kindheitswelten in seinen/ihren Erinnerungstexten explizit und detailliert zur Darstellung kommen.

Über die schon erwähnten, recht eindeutigen empirischen Befunde hinaus lassen sich – ebenfalls in Thesenform – einige plausible Voraussetzungen für diesen Zusammenhang festhalten: Erstens, die reale biografische Distanz zu Orten und Landschaften der Kindheit (oder auch späterer Lebensabschnitte) begründet ein gewisses Bedürfnis nach erinnern-der Auseinandersetzung mit diesen. Zweitens, die fortwährende biografische Nähe zu dem oder den Hauptschauplätzen einer Lebensgeschichte erübrigt tendenziell die Auseinandersetzung und explizite Darstellung von Landschaften, da diese die betreffenden Erzähler/-innen (und einen Großteil des Adressatenkreises) ohnehin tagtäglich umgeben. Drittens, die biografische Erfahrung der Mobilität bzw. des Wechsels zwischen unterschiedlichen Lebensräumen ist möglicherweise auch dazu geeignet, erst für deren landschaftliche Besonderheiten und Veränderlichkeit zu sensibilisieren.

Eine Vielzahl autobiografischer Schriften von Menschen, die aus den ehemals deutschsprachigen Gebieten Mittel-, Ost- und Südosteuropas stammen, zeugt von der starken Intention der Bewahrung persönlicher Erinnerungen an die „verlorenen“ Lebenswelten ihrer Kindheit – auch in ihren räumlichen Dimensionen – für die eigenen Nachkommen; zumeist ist dies die zentrale, ausdrückliche Motivation für ihr lebensgeschichtliches Schreiben.

Margaretha Kaiser, 1936 im siebenbürgischen Klein-Bistritz geboren, formuliert ihr persönliches Sehnsuchtsmotiv in einem Kurztext unter dem Motto *Wie ich zum Schreiben gekommen bin*: „Im Jahre 1993 bekam ich plötzlich unbeschreibliches Heimweh nach meiner verlorenen Heimat Siebenbürgen, wo ich einst meine Kindheit verbrachte. Nachdem ich meine Arbeit verloren hatte, also genügend Zeit zur Verfügung war, versetzte ich mich zurück in meine Kindheit. So erlebte ich alles noch einmal.“²⁰

Ein charakteristischer Ausfluss dieser Schreibhaltung sind Landschaftsschilderungen wie beispielsweise gleich zu Beginn ihres 1993 verfassten Manuskripts:

„Das kleine Dorf, das einmal meine Heimat war, liegt 470 m hoch in einer Talsenke und hat die Länge von 1,5 km. Durch das Dorf fließt ein Bach, der vom Tannbach gespeist wird, der im Norden unter dem Klein-Bistritzer ‚Stein‘ entspringt. Der Bach fließt mitten durch das Dorf; er teilt es in zwei Hälften und weiß viele Geschichten zu erzählen. In unserem Dorf gibt es nur zwei Häuserreihen, die ‚Sonnenseite‘ und die ‚Schattenseite‘. Das Haus, in dem ich geboren wurde, befand sich auf der ‚Sonnenseite‘. Ich wurde auch an einem Sonntag geboren, war also sozusagen ein ‚Sonntagskind‘. [...] Das Dorf, das einmal mein Zuhause war, lag weitab von den großen Verkehrswegen. Es hatte ungefähr die Form eines stumpfen Keils. Die Häuser hatten ihre Hofnamen, die für den Namen, den die Bewohner führten, eigentlich maßgebend waren. Oft wurden Hof- und Familienname sogar miteinander verknüpft, so dass nur Ortskundige durchblicken konnten.“²¹

Die eigene Existenz wird ebenso eng mit landschaftlichen Gegebenheiten des Herkunftsdorfes verknüpft gesehen wie auch die in der Folge erzählten Geschichten, die unmittelbar diesem Umfeld ‚entspringen‘. Allerdings scheint das traditionelle, gewachsene Geflecht

aus räumlichen Gegebenheiten sowie genealogischen und sozialen Verbindlichkeiten in diesem ehemals abgeschotteten Mikrokosmos so unwiederbringlich verloren wie die ‚Sonnenseiten‘ der eigenen Kindheit, wenn nicht des gesamten Lebens.

Die enorm große Zahl an Aufzeichnungen und Veröffentlichungen aus diesem Personenkreis ist ein klares Indiz dafür, dass der Verlust vertrauter Orte der Kindheit und Jugend ein gewichtiges Motiv lebensgeschichtlichen Schreibens begründet, wengleich hier zweifellos auch der jahrzehntelange intensive Diskurs über das Ereignis der „Vertreibung“ und die „verlorene Heimat“ in den verschiedenen landsmannschaftlichen Verbänden als zusätzliches Moment zu berücksichtigen ist, das dieser Thematik exzeptionelles Gewicht verleiht.

Albrecht Lehmann erkannte in seinen Forschungen zu Heimatverständnis und Traditionsbildung unter den Flüchtlingen und Vertriebenen aus deutschsprachigen Siedlungsgebieten in Osteuropa zudem schichtspezifische Hintergründe als Voraussetzung für besonders ausführliche Erzählungen über die verlassenen Orte der Kindheit: „Immer wieder zeigt sich nämlich, dass es gerade die Familien mit verlorenem Großbesitz im Osten sind, in denen die Heimaterinnerungen besonders lebendig geblieben sind. Wer viel verloren hat, hat viel zu erzählen!“²² Im Besonderen verweist der Autor auf die identitätsstiftende Funktion dieser lebensgeschichtlichen Erzählungen für die Betroffenen in ihren familiären und gesellschaftlichen Zusammenhängen: „In den Besitzschichten, vor allem bei Grundbesitzern und Adligen, haben die Erzählungen über die Güter im Osten oft über deren Verlust und auch über den Verlust an sozialer Geltung hinweggeholfen. Das Erzählen hat viele Familien in sich und gegenüber dem gesellschaftlichen Umfeld gefestigt.“²³

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang auch der Einfluss des konkret angesprochenen oder imaginierten Lesepublikums, an das sich Schreiber/-innen mit ihren lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen in erster Linie wenden. Im Vergleich mit publizierten Autobiografen für ein anonymes Lesepublikum wird relativ leicht offenkundig, wie sehr sich die populären – zumeist auch wenig schreibgewandten – Verfasser/-innen an einem bestimmten, vertrauten Adressatenkreis orientieren und wie sehr diese implizite Leserschaft unweigerlich die konkrete Ausgestaltung des autobiografischen Dokuments bestimmt. Für ein lokales Zielpublikum werden klarerweise – gerade auch in Bezug auf die räumliche Einbettung einer Erzählung – andere Inhalte hervorgehoben oder umgekehrt stillschweigend vorausgesetzt, als wenn ein Text für eine unbestimmte breite Öffentlichkeit geschrieben wird.

Das häufigste kommunikative ‚Setting‘ der lebensgeschichtlichen Manuskripte, die in der Vergangenheit ihren Weg in die Dokumentationsstelle gefunden haben, ist das der privaten Überlieferung von Lebenserinnerungen an die eigenen Nachkommen, wie es beispielsweise der ebenfalls aus dem nördlichen Siebenbürgen stammende, 1932 in Jaad geborene Michael Klee im Vorwort zu seinen 1992 verfassten Aufzeichnungen zum Ausdruck bringt: „Da meine Geschwister und ich als das letzte Glied einer über 800-jährigen Ahnenreihe in Siebenbürgen lebten, fand ich es historisch sehr wichtig, ja sogar als Pflicht, die Ereignisse, die zu dieser Wende in der Familiengeschichte führten, dokumentarisch meinen Nachfahren und Interessierten zu hinterlassen.“²⁴

Während in diesen Familien die Beschreibungen von Orten und Landschaften der Kindheit verständlicherweise viel Raum einnehmen, spielen in ‚sesshaften‘ Familien topografische Aspekte von Lebensräumen, die ohnehin allen Beteiligten annähernd gleich vertraut

sind, kaum eine Rolle. Allenfalls werden größere Um- und Neubauten von Gebäuden thematisiert, die jedoch vielmehr als materielle Errungenschaften denn als lebensräumliche Veränderungen wahrgenommen oder gar unter landschaftsästhetischen Gesichtspunkten referiert werden. Selbst wenn die eigene Lebensumgebung von gravierenden Umgestaltungen betroffen war, zeigt sich das autobiografische Gedächtnis bzw. seine schriftlichen Manifestationen demgegenüber häufig unsensibel. Dafür können einerseits Wertigkeiten und blinde Flecken im historischen Bewusstsein der Schreibenden verantwortlich sein, andererseits aber auch Funktionsweisen des menschlichen Gedächtnisses im Allgemeinen.

Gabriele Rosenthal weist unter Rückgriff auf gestalttheoretische Erkenntnisse²⁵ zum einen darauf hin, dass Eindrücke von räumlichen Veränderungen im Alltag, z.B. vom Umbau eines Hauses, frühere Gedächtnisspuren überlagern oder gar auslöschen können, so dass es etwa besonders schwierig ist, allein aus der Erinnerung heraus den früheren Zustand eines Gebäudes zu rekonstruieren. Zum anderen führt sie aufgrund ihrer Erfahrungen mit biografisch-narrativen Interviews drei Momente an, die eine Wiedergabe von Erinnerungen aus bestimmten Lebensphasen offensichtlich erschweren. Neben Situationen, die als besonders chaotisch oder traumatisch erlebt wurden und deshalb schwer in Worte gefasst werden können, sind dies eine „Routinisierung von Situationen“ und ein „mangelnder Wechsel der Umgebung“²⁶. Vor allem Letzteres scheint im vorliegenden Kontext berücksichtigungswert, auch wenn Rosenthal ihre konkreten Erfahrungen auf Erzählungen über Kriegsereignisse wie den jahrelang andauernden Stellungskrieg im Ersten Weltkrieg oder die Bombardierungen deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg bezieht. So einschneidend und herausragend einzelne persönliche Erlebnisse aus dieser Zeit sein mögen, in der Retrospektive können sie meist nicht im Einzelnen erinnert, sondern nur zu einem generalisierten Gesamtbild verdichtet wiedergegeben werden.

Landschaften zählen zweifellos zu den eher konstanten, überdauernden Elementen persönlicher Lebenswelten und waren dies noch viel mehr in der Kinder- und Jugendzeit der heute älteren Menschen. Als (relativ) gleich bleibende Kulissen alltäglicher Verrichtungen wird ihnen in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen nur unter besonderen Umständen die Aufmerksamkeit der sich erinnernden Subjekte zuteil. Eine grundlegende Umgestaltung des räumlichen Ambientes oder eben ein individueller ‚Tapetenwechsel‘ sind hingegen dazu angetan, die persönliche Bedeutung landschaftlicher Gegebenheiten und Prägungen eher bewusst zu machen.

Wiederholt wurde in der neueren Biografieforschung darauf hingewiesen, dass das Bruchigwerden von traditionellen Wertsystemen und Institutionen im Prozess der Modernisierung und die daraus resultierenden erhöhten Anforderungen in Richtung persönlicher Flexibilität und Mobilität grundlegende Voraussetzungen für gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die individuelle Herausbildung und Festigung von persönlichen Identitäten darstellen.²⁷ Praktiken des Biografisierens wie das autobiografische Erzählen und Schreiben werden sowohl als Ausdruck wie als Mittel zur Wahrung einer persönlichen Identitätsbalance zwischen konfligierenden gesellschaftlichen Anforderungen im Lebensverlauf gesehen.²⁸ Räumliche Mobilität bzw. die damit verbundene Notwendigkeit, sich an mehreren Orten und in unterschiedlichen sozialen Kontexten immer wieder neu zu orientieren und als Person zu positionieren, erscheinen zusehends als elementare Voraussetzungen für eine gelingende Biografie. Der Wechsel zwischen unterschiedlichen Lebens- und Erfahrungsräumen kann aber zweifellos auch dazu beitragen, sich selbst als

Person wie auch Aspekte der räumlichen Umgebung an bestimmten Lebensstationen differenzierter wahrzunehmen, eingehender zu reflektieren und systematischer zu speichern. Die Wahrnehmung spezifischer Aspekte der äußeren Lebensumgebung erscheint so als *ein* Moment eines lebenslangen Lernprozesses in der Konfrontation von Eigenem und Fremdem, von Vertrautem und Neuem.

Aus der Perspektive einer Theorie der Lebenswelt

Im Anschluss an diese grobe empirische Bestandsaufnahme und die daraus entwickelten Überlegungen möchten wir nun – in einem etwas breiteren Exkurs – den Nutzen einer phänomenologischen Zugangsweise zur vorliegenden Fragestellung skizzieren. Insbesondere soll diese es ermöglichen, das Phänomen der erinnerten Landschaften in autobiografischen Texten zu fassen, ohne einen vordefinierten Landschaftsbegriff über die Texte zu stülpen oder die Biografie der Erzähler/-innen zu vernachlässigen, da deren Interpretation sich immer auf die subjektive Perspektive der Einzelnen bezieht und auch die Wissenschaft auf diesen Bezugspunkt verpflichtet: „Lebenswelt [...] ist die ursprüngliche Sphäre, der selbstverständliche, unbefragte Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens als auch jeden wissenschaftlichen Theoretisierens und Philosophierens. In ihren konkreten Ausformungen existiert sie in milliardenfacher Vielfalt als einzig wirkliche Welt jeder einzelnen Person, jedes ‚Egos‘.“²⁹

Lebenswelt wird in diesem Zusammenhang also verstanden als das fraglos Gegebene, das selbstverständlich Vorausgesetzte, die Gegebenheiten der Wahrnehmungswelt, der universale Boden und der universale Horizont aller sozialen und geschichtlichen Lebenspraxis.³⁰ Mit der systematischen Beschreibung von Alltagswelt als sozialer Wirklichkeit werden aber auch jene Beziehungen erhellt, die zwischen sozialwissenschaftlichen Methoden und Theorien und ihrem empirischen Fundament, der Alltagswelt, bestehen. Schütz kommt konsequenterweise zu dem Schluss, dass eine sozialwissenschaftliche Analyse der Lebenswelt die sinnhafte Konstituiertheit der sozialen Welt *methodologisch* in Rechnung stellen muss. Einerseits muss der letzte Bezugspunkt sozialwissenschaftlicher Analysen die subjektive Perspektive des einzelnen Menschen sein (*Postulat der subjektiven Interpretation*), denn Wirklichkeit ist für jeden Menschen die alltägliche Lebenswelt, in der er durch sein Handeln etwas verändern kann und in der er sich mit seinen Mitmenschen verständigt. Andererseits hat eine ständige Reflexion auf eben ihren Bezugsrahmen, die Strukturen der Lebenswelt, stattzufinden (*Postulat der Adäquanz*).³¹ Unter diesen Voraussetzungen kann nun der Komplexität der Erfahrung *von* Landschaft und der Erinnerung *an* Landschaft in autobiografischen Texten Rechnung getragen werden.

Die Lebenswelt ist also für die in ihr existierenden Menschen intersubjektiv, die Gegenstände der äußeren Umwelt sind für alle prinzipiell die gleichen, sie ist der Schauplatz unseres wechselseitigen Handelns. Die Lebensgeschichten, mit denen wir hier zu tun haben, ‚enthalten‘ daher neben der oder besser gesagt *in* der persönlichen Lebensgeschichte Hinweise und Bezüge auf historische Ereignisse, auf andere Menschen, auf Orte und vieles mehr – auf all das, was die Lebenswelt einer Person in einem gegebenen Umfeld zu einer bestimmten Zeit ausmacht. So schlägt sich Landschaft und Landschaftserfahrung eben auch in unterschiedlicher Ausprägung und Intensität, oft auch nur facettenhaft, nieder.

Neben ausgesprochenen Landschaftsschilderungen spiegelt sich Landschaft in Dialektausdrücken, in Bezeichnungen für Landschaftsphänomene wie Sonn- und Schattseite, Leiten, Graben, Berg und Tal, in Lokalisierungen wie „im Dorf draußen“ und „im Graben drinnen“. Attribute wie steil, sonnig, eben, abschüssig, hoch droben, gute Aussicht oder Abgeschlossenheit formen sich vor dem geistigen Auge zu einem Landschaftsbild. Ökologische und geografische Merkmale stellen Anhaltspunkte dar, die Hinweise auf bestimmte Landschaften geben: landwirtschaftliche Nutzpflanzen, Formen der Wald- und Forstwirtschaft, Orte, Plätze, Berge, Hof- und Hausnamen. Auch historische Ereignisse und damit verknüpfte Erinnerungen, lokale Traditionen und überregionale Bedeutungen von Orten können Anlass für landschaftliche Bezüge in autobiografischen Texten sein.

Ein Hinweis auf Strukturen der Landschaft, die das Leben seiner Bewohner/-innen in verschiedenster Weise beeinflussen, findet sich unter anderem in den Überlegungen von Bernhard Waldenfels, wie sich ein Lebensraum als *Lebenslandschaft* in die Lebenswelt einfügt.³² Wege, die von hier nach dort führen, begreift Waldenfels nicht als bloße Strecken, die wir mehr oder weniger schnell zurücklegen, sondern als *Bahnen*, die bestimmte Bewegungsrichtungen und Bewegungsabläufe vorgeben oder auch einschränken, weil Pfade, Straßen, Flüsse, Berge, Bauwerke etc. für Durchlass sorgen oder ein Hindernis darstellen. Distanzen werden noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in Gehstunden angegeben; die täglichen Wege zu Fuß zu erledigen, war vor der allgemeinen Motorisierung für viele eine Selbstverständlichkeit. Einen Blickwinkel auf die individuelle und/oder regional übliche Nutzung einer Landschaft eröffnet unter anderem auch die Beschreibung verwendeter landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte und Erzählungen über landwirtschaftliche Praktiken generell.

Kommen wir zurück zu Landschaft und Lebenswelt: Eckhard Lobsien verweist darauf, dass sowohl lebensweltliche wie textliche Landschaften gleichermaßen einer phänomenologischen Entselbstverständlichung bedürfen, um hinter der Fülle der unterschiedlichen Darstellungsformen die Konstitutionsleistung des Bewusstseins zu erkennen. Landschaft ist mehr als ein Ensemble von topografischen Formen und Objekten, sie erfordert eine bestimmte Einstellung oder Beziehung, um als Landschaft wahrgenommen zu werden.³³ Das folgende Zitat aus Elisabeth Glettlers Kindheitserzählung³⁴ soll zunächst als Beispiel für eine Landschaftserfahrung bzw. Landschaftswahrnehmung stehen. Im Kapitel über den „letzten Grabensommer“ erzählt sie ausführlich von den verschiedenen, in dieser Jahreszeit anfallenden notwendigen Tätigkeiten, alle arbeits- und zeitintensiv, „nie enden wollend“, wie sie schreibt.

Der nachfolgend zitierte Absatz enthält dann aber eine Unterbrechung der täglichen Routine, denn ihre Mutter geht in eine zeitlich befristete Distanz zu ihrem persönlichen Alltag, hinauf auf einen Berg:

„Neben der vielen Arbeit brachte der Sommer auch Freuden. Eine davon war das Almrauschbrocken rund um den 29. Juni, das Fest Peter und Paul. Es war damals zumindest bei uns noch keine Rede davon, dass der Almrausch nicht gepflückt werden darf. So machten sich an diesem Tag im Jahre 1948 eine Reihe Dörfler auf den weiten Weg aufs Weißbeck, das vom Dorf aus in gut drei Stunden, von unserem Haus aus in eineinhalb Stunden zu erreichen war. Von weitem schon konnte man die rote Pracht sehen. Strauch reihte sich an Strauch, Blüte an Blüte. Der steile Hang unter

der Schatznhütte war ein Blütenmeer. Die Mutter hatte vor Tagen einigen Dörlern zugerufen, dass es zu Peter und Paul ein Wiedersehen auf dem Weißeck geben würde, und so meinte sie es auch. Sie wollte zeitig in der Früh oben sein, in der Stille den Anblick genießen und sich später mit den nachkommenden Dörlern unterhalten.“³⁵

Das Fest am Berg dauert lang, Almrausch wird gepflückt, es wird gemeinsam gesungen. Was man auf dem Berg vor der Hütte tut, hebt sich in seiner Qualität ab von den sonst ausschließlich praktischen Tätigkeiten: „Es schien, als hätten an diesem Tag alle die Sorgen im Tal gelassen und die Sonnenseite des Lebens hervorgeholt in den recht rauen Tagen der Nachkriegszeit.“³⁶

Nun müssen zwei Dinge auseinandergehalten werden: Einerseits die Praxis – also das, was real geschieht oder geschehen ist, das Miteinander-auf-den-Berg-Gehen, die damit verbundenen Rituale sowie die Wahrnehmung all dessen durch diejenigen, die dabei gewesen sind – und andererseits den aus der Erinnerung daran entstandenen Text. Die Tochter erinnert sich daran, wie sich ihre Mutter, die sie sonst nur als ständig mit Arbeit beschäftigt wahrnimmt, eine Auszeit nimmt und mit anderen feiert – etwas Außergewöhnliches im Jahresablauf. Die im Alltag übliche Einstellung zur landschaftlichen Umgebung verändert sich und äußert sich unter anderem als Vorfreude auf das jährlich wiederkehrende Ereignis. Diese Situation kommt sichtlich der von Lobsien postulierten Enthebung von Zweckorientierung und Alltagserfahrung nahe, und die Tochter, die diesen Tag miterlebt hat, schreibt darüber in einer Form, die sich der ästhetischen Landschaftsbetrachtung annähert.

Im Folgenden soll nun in Grundzügen eine „Entselbstverständlichung“ lebensweltlicher Landschaften skizziert werden.

Zeit – Biografie – Landschaft

Die Bedeutung zeitlicher Ferne zu Landschaften etwa der Kindheit oder Jugend zieht sich als ein Grundthema durch unsere Untersuchung. Diese lebenszeitliche Distanz ist allerdings nur eine von unterschiedlich ausgeprägten und wirksamen lebensweltlichen Zeitstrukturen. In Elisabeth Glettlers Erinnerungen an die Jahre, die sie als Kind im obersteirischen Georgnergraben verbracht hat, stellt sich die Beziehung zu dieser Landschaft einerseits über die täglich erlebte Auseinandersetzung mit eben jener Umwelt her und wird andererseits im Rückblick zum Synonym für eine glückliche Kindheit.

Eine kurze Zeitspanne, die den Alltag unterbricht, der üblicherweise damals auch für Kinder angefüllt war mit einer Reihe von Pflichten, verdichtet sich solchermaßen in der Retrospektive zu einer lebensweltlichen Landschaftserfahrung:

„Als an einem Frühsommertag auf dem Heimweg von der Schule die Sonne besonders heiß schien, beschlossen wir gemeinsam mit den Leitnerkindern, im Georgenbach ein kühles Bad zu nehmen. Wir entledigten uns der Stutzen und Jacken – beides stopften wir in die Schultaschen –, die Schuhe zogen wir aus und banden sie auf der Schultasche fest. Wir wateten so lange im kalten Wasser den Bach entlang, bis es die Verengung des Bachbettes und die Steigung nicht mehr zuließen. Noch nass,

kleideten wir uns wieder an und streiften die Schuhe über. Rechts vom Weg wussten wir Plätze mit Erdbeeren, die wir nicht verließen, bevor nicht die Ausspeisungshäferln damit gefüllt waren. Nach einer letzten Rast bei der Leitnerkeusche machten wir uns endgültig auf den Heimweg. Der solcherart verlängerte Schulweg machte bei der Ziehmutter keinen guten Eindruck. Unsere Erwartung, endlich zu Hause angekommen, zu den gepflückten Erdbeeren auch noch süßen Rahm zu erhalten, erwies sich als Irrtum, es gab eher Schelte. Wir hatten wie so oft über den Ablenkungen, die der Heimweg durch den Graben bot, den Auftrag der Mutter vergessen, nur ja schnell aus der Schule nach Hause zu kommen.³⁷

„Über den Ablenkungen“ auf dem Heimweg von der Schule vergessen die Kinder die Zeit, nämlich die ihnen zugestandene, limitierte Zeit, die der Schulweg dauern darf. An anderer Stelle wird der Zusammenhang von Arbeit, die Kinder erledigen mussten, und dem raschen – aber von den Kindern öfter verzögerten – Heimkommen von der Schule noch deutlicher: „Wichtig war, überall, wo es Arbeit gab, mitzuhelfen, möglichst unaufgefordert, was kaum funktionierte. Ich kann nicht sagen, dass wir die Arbeit gerne gemacht haben, wir mussten es einfach. Wir kamen deshalb oft absichtlich spät von der Schule nach Hause, weil es im Dorf und auf dem Schulweg genug Abwechslung gab.“ Gleich darauf stellt Elisabeth Glettler die Frage nach Freizeit und beantwortet sie im selben Atemzug: „Gab es überhaupt keine Freizeit? Es gab sie, wenn sie auch nicht so benannt wurde.“³⁸ Das erklärt wiederum, warum ein Auftrag zum Kinderhüten von Elisabeths Geschwistern zum „Spielen“ genutzt wird: „Die beiden machten sich auf, schoben den Wagen und trugen mich abwechselnd, setzten mich schließlich auf den Kinderwagen. Zum Spielen war selten Zeit, daher suchten sie sich Nischen, wo es trotzdem möglich war.“³⁹

Das erinnerte Schulwegerlebnis wurde also von unterschiedlichen lebensweltlichen Zeitstrukturen wesentlich mitgeformt: von der Jahreszeit, die es erst ermöglicht, im Bach zu waten und Erdbeeren zu pflücken; von der inneren Dauer als Form des Bewusstseins im Erleben der Situation selber; und schließlich von einer übergeordneten Zeitstruktur, die den Notwendigkeiten des Alltags gerecht werden muss und von der zu Hause wartenden Mutter durchgesetzt wird. Möglicherweise führten die nicht konfliktfrei in Einklang zu bringenden Zeitstrukturen bzw. die Konsequenzen daraus dazu, dass dieses Ereignis in Erinnerung blieb.

Aktualisiert wird Landschaft auch in der Erinnerung an lebensgeschichtliche Ereignisse, in Erzählungen über Ausnahmesituationen, biografische Zäsuren oder Grenzerfahrungen. Lebensweltliche Zeitstrukturen bestehen aus Überschneidungen und Ungleichzeitigkeiten von innerer, subjektiver Zeit des Bewusstseinsstroms, etwa der Rhythmik des Körpers in Wachen und Schlafen und anderen zyklischen Lebenskreisen, von intersubjektiver Zeit der Synchronisierung sozialer Beziehungen und von gesellschaftlichen Zeitkategorien wie Kalendern. Die Zeitstruktur der Alltagswelt verknüpft den Menschen mit einem *soziohistorischen Apriori*, denn untrennbar verbunden mit lebensweltlichen Erfahrungen ist ihre historisch-zeitliche Verortung: Alle Daten des Lebens (Geburt, Schulbeginn, Berufseintritt, Heirat usw.) haben Bezug zu einer umfassenderen Geschichtlichkeit (vor dem Zweiten Weltkrieg, Besatzung, nach 1955).

Ein zweiter Aspekt von Geschichtlichkeit betrifft den individuellen Lebenslauf jedes Menschen; seine Ereignisgeschichte besteht aus einer unverwechselbaren, wenn auch noch

so typischen Abfolge von Erfahrungen und Erwartungen. Jede Erfahrung, die ein Mensch macht, ist in ihrem Vergangenheits- und Zukunftshorizont durchdrungen von seiner individuellen Lebensgeschichte und seinem Lebensentwurf, sodass trotz gesellschaftlich standardisierter Handlungsentwürfe und Erfahrungsdeutungen jeder Lebenslauf einzigartig ist. Diese Individualität bzw. Abweichung zeigt sich auch an den beiden in diesem Beitrag ausführlicher behandelten Lebensgeschichten, deren umfassendere Vorstellung weiter unten deutlich machen wird, wie sehr diese beiden Frauen ihre jeweils ‚vorgeschriebene Laufbahn‘ verlassen haben.

Der gesellschaftliche Wissensvorrat enthält nämlich auch Kategoriensätze, sogenannte *biografische Schemata*, die quasi Modelle für Lebensabschnitte und für ein ganzes Leben liefern. Biografische Schemata versehen einerseits alltägliche Handlungen mit übergreifender Bedeutung, setzen sie in Beziehung zur gesamten Lebenszeit; andererseits statten sie „gewisse Erfahrungen und Handlungen mit einer besonderen Bedeutung für das Leben des Einzelnen aus und heben sie scharf von den alltäglichen Routinen ab.“⁴⁰ Beide Sichtweisen auf Erfahrungen und Handlungen – einmal sozusagen aus der ‚Ferne‘ auf das ‚Ganze‘ und einmal aus der ‚Nähe‘ auf Handlungen, denen unmittelbar biografische Bedeutung zukommt – vereinigen sich zur Sinnhaftigkeit eines gesamten Lebenslaufes, indem ein individueller Lebenslauf in Beziehung gesetzt wird „zu etwas [...], das die Lebenszeit des Individuums transzendiert. Dieses ‚etwas‘ kann in erster Linie die Zeit einer transzendenten sozialen Einheit: Familie, Sippe, oder größerer sozialer Ganzheiten, wie etwa Nation, Klasse u. ä., sein.“⁴¹ Biografische Schemata sind „[...] erklärende, normative und legitimierende Modelle par excellence [...]“⁴².

Diese soziale und historische Prägung, aber auch die Macht biografischer Schemata musste Elisabeth Glettler erfahren, die als uneheliches Kind einer Magd zur Welt kam, dann aber in einer Ziehfamilie aufwuchs:

„Dass es im Dorf durchaus auch üblich war, dass Kinder, der Schule entwachsen, als Mägde oder Knechte bei demselben Bauern arbeiteten, bei dem die leibliche Mutter in Dienst stand, verriet ein Gespräch im Dorf. Meine Ziehmutter wurde von einer Dörflerin gefragt: ‚Na, Pojerin, wo wird ’n ’s Dirndl hinkommen, wenn s’ aus da Schul is? Zan Schloßmoar oder zan Zoiggn, wo ihr Mammi hiatz is?‘ Ich muss sehr erschrocken gewesen sein und antwortete ungefragt: ‚I geh nirgends hin!‘ Die Mutter antwortete, nachdem sie mir ein ‚Stüll bist!‘ zugezischt hatte: ‚Do is noch lang Zeit, mia brauchen uns no net entscheiden!‘ Sie verabschiedete sich schnell von der Dörflerin, hieß mich gehen, wir hätten es eilig. Auf dem Weg in den Graben ging sie auf meine Sorge ein, indem sie feststellte: ‚Loss di net ausfragen, du brauchst nirgends hingehn. I hob ma gschworn, meine Kinder solln wos lernan!‘ Sie zählte mich zu ihren Kindern, ich brauchte mich nicht zu fürchten!“⁴³

Wissensvorrat – Landschaft

Autobiografisch Schreibende greifen stets auf ihren je eigenen Wissensvorrat zurück, der wohl individuell gestaltet ist, aber gesellschaftlich mit anderen geteilt wird. Der lebensweltliche Wissensvorrat setzt sich aus vergangenen situationsgebundenen Erfahrungen

zusammen, und jede neue Erfahrung wird nach Typik und Relevanz wiederum darin eingeordnet. Er enthält unter anderem *Typisierungen* für Gegenstände, Ereignisse, Personen und Eigenschaften in der natürlichen und sozialen Umwelt, die sich in der Sprache semantisch niedergeschlagen haben und die uns unsere Lebenswelt vertraut machen. Ein steiniger Erdäpfelacker, eine Almhütte, ein Bergbauernhof in der Einsicht – auch wenn wir nicht wissen, wie es dort konkret aussieht, stellen wir uns nicht nur einen Erdäpfelacker in einer sonst leeren Umgebung vor, wir verbinden damit handelnde Personen, Erde, Arbeitsgeräte, eine bestimmte Jahreszeit, Kälte oder Hitze, das Wetter sowie Gerüche. Aus eigenen Erfahrungen kennen wir vielleicht die dazugehörigen – typischen – Sinnhorizonte, denn „jeder Typ des lebensweltlichen Wissensvorrates ist ein in lebensweltlichen Erfahrungen ‚gestifteter‘ Sinnzusammenhang.“⁴⁴

Typisierungen vermitteln Vertrautheit, die es ermöglicht, Situationen zu meistern und neue Erfahrungen in bereits Bekanntes, Vertrautes einzuordnen. Sie sind Elemente einer konkret vorgefundenen Lebenswelt, mit deren Hilfe Menschen sich selbst, andere Menschen und ihre Umwelt im Laufe ihrer Sozialisation verstehen lernen. Genauso wie biografische Schemata Elemente des gesellschaftlichen Wissensvorrates sind, die in der Sozialisation vermittelt werden, gelten Typisierungen auch für Biografien. Die objektivierte Sozialwelt präsentiert sich dem Einzelnen als Sozialstruktur, als eine Anordnung von Pflichten, leicht oder schwer erlangbaren Zielen und Möglichkeiten. Dem System von sozialen Typisierungen sind zusätzlich wertende Deutungen übergeordnet, die Institutionen, Gesetze und Handlungsrezepte legitimieren und soziales Handeln regeln. Typische Biografien sind weiters geprägt von Bewertungen „sozialer Positionen“. „All diese Typisierungen erfüllen die Sozialwelt mit historisch hochspezifischen Inhalten, die der einzelne als Möglichkeiten, Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten für *seinen* Lebenslauf erlernt.“⁴⁵ Lebenspläne und Lebensträume sind im festen Rahmen geschichtlicher Sozialstrukturen in verschiedenen Graden ausführbar oder fallen ihnen ganz zum Opfer. Die Annahme der vorhin bereits zitierten Dorfbewohnerin, dass Elisabeth Glettler als uneheleiche Tochter einer Magd selbstverständlich in deren Fußstapfen tritt, wird von der Ziehmutter vehement gekontert. Sie selber konnte ihre – ohnehin bescheidenen – Lebensträume nicht verwirklichen, aber ihre Kinder sollten etwas lernen und die vorgezeichneten Lebensläufe verlassen können.

Lebensweltliche Typisierungen sind in erster Linie sprachlich vermittelt. In jeder biografischen Situation findet der Mensch seine Welt also sprachlich bereits vortypisiert; Typisierungen haben sich in der Sprache in semantischen Entsprechungen etabliert. Elisabeth Glettlers Erzählung enthält etliche Stellen, die vermuten lassen, dass der Graben als Typisierung zum (damaligen und lokalen) Wissensvorrat gehörte bzw. neben Wäldern, Wiesen, Bächen, Dörfern, Bauernhöfen, Tälern, Bergen usw. zu einer stereotypen gesellschaftlichen Landschaft regionaler Ausprägung einfach dazugehörte.⁴⁶ Topografische Attribute wie eng, abgelegen, steil, unwegsam und fern, verbunden mit sozialen Merkmalen wie rückständig, arm, ungebildet und dumm, haben sich offenbar verfestigt und kommen unter anderem in Form von Vorurteil und Abschätzung daher: „Sollten wir im Graben ‚Grabnbölli‘ sein, wie der Lehrer Auer vor Jahren zu den beiden großen Ziehgeschwistern zu sagen pflegte, nicht so ganz hell im Kopf?“⁴⁷ Die Mutter unternimmt große Anstrengungen, um dem Stigma entgegenzuwirken: „Meine Mutter, die schon einmal, zehn Jahre vor uns, zwei Kinder in die Schule geschickt hatte, wollte nicht, dass wir als ‚Grabnbölli‘, als



Abbildung 1: Elisabeth Glettler mit Zieheltern und Ziehbruder Walter an einem Sommersonntag im Georgnergraben nahe St. Georgen ob Judenburg 1947

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Fotosammlung Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen

Krankheiten wird die Qualität der Erinnerungen nicht in Frage gestellt. Die existenziellen Lebenserfahrungen in der problematischen Umgebung des Grabens scheinen kaum in Konkurrenz mit späteren Lebenserfahrungen zu stehen und entziehen sich daher jedem Vergleich.

Nun ist die Welt in aktueller Reichweite veränderlich in Abhängigkeit davon, wohin ich mich bewege. Da ich der Mittelpunkt dieser Teilwelt bin, verändert sich die Teilwelt und damit der jeweils aktuelle, erreichbare Ausschnitt aus der Welt. Die Übergänge sind fließend, was gerade nahe war, verschwindet, und was in der Ferne lag, kommt näher und wird Teil der veränderten Welt aktueller Reichweite. Das soeben aus meiner Reich-, Seh- oder Hörweite Verschwundene ist aber noch da, auch wenn ich es jetzt gerade nicht sehen kann.

Die Schülerin Elisabeth verlässt in der Früh ihr Elternhaus im Graben und kehrt am Nachmittag wieder zurück, wo sie alles so vorfindet, wie sie es verlassen hat. Ihre Welt ist also gekennzeichnet durch zwei lebensweltliche Idealisierungen: Durch die Idealisierung des „Und-so-weiter“ – die Annahme, dass die Welt so bleibt, wie man sie kennt – und durch die Idealisierung des „Ich-kann-immer-wieder“, die auf den im Wissensvorrat sedimentierten Erfahrungen basiert. Elisabeth weiß aufgrund ihrer bisher gemachten Erfahrungen, was sie tun kann, um in die verschiedenen Sektoren ihrer Welt zu gelangen. Ihre gesamte „Welt in wiederherstellbarer Reichweite“ besteht – damals wie heute – aus der Aneinanderreihung und Überschneidung aller Teilwelten, die je in ihrer Reichweite waren; sie ist die Transzendenz ihres jeweils aktuellen Sektors. Diese Welt ist erinnerte Vergangenheit.⁶²

Durch die Aussiedlung aus dem Graben verändert sich die Welt, in der Elisabeth der Mittelpunkt ist, ganz gravierend, die Veränderungen des „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ bedürfen neuer Auslegungen. In Bezug auf das Leben im Graben haben sich die Idealisierungen quasi ins Gegenteil verkehrt, der Graben als Lebens- und Bezugsraum geht für sie verloren. Die Gegenwärtigkeit wandelt sich in Vergangenes und muss sinnhaft im Lichte der bereits gemachten und der darauf folgenden Erfahrungen eingeordnet werden.

schlecht gekleidete, ‚minderbemittelte‘ Kinder, was mit finanziell arm und geistig schwerfällig gleichgesetzt wurde, im Dorf ankamen.⁴⁴⁸ Die Ziehmutter von Elisabeth Glettler wollte ursprünglich gar nicht in den Graben ziehen, weil sie die Konsequenzen deutlich vor Augen hatte: „Sie scheute jedoch den Graben und seine Abgeschiedenheit, weil sie sah, dass sie dann nichts mehr verdienen konnte.“⁴⁴⁹

Das Wissen um die Nachteile und die damit verbundene Abneigung gegen den zukünftigen Wohnort geht dem gelebten Alltag bereits voraus und ist während der Zeit im Graben ein starker Anreiz, die Lebensumstände zu verändern. Das Hoffen und Bestreben der Ziehmutter Elisabeth Glettlers ist es, aus dem Graben wieder hinauszukommen und sich im Dorf niederzulassen, den lebensfeindlichen Bedingungen und der sozialen Isolation zu entfliehen, „es leichter zu haben“: „Der Wunsch, es einmal leichter zu haben, entwickelte sich bei allen [Grabenbewohnern], manchen gelang der Schritt ins Dorf, anderen nicht. Der Vater starb, bevor der Schritt hinaus in die Tat umgesetzt werden konnte, vor Weihnachten 1948. Heute glaube ich aber, dass er, der den Graben nur während des Krieges verlassen hatte, es nie wirklich so gut haben wollte wie die Leute im Dorf, zu sehr war er im Graben verwurzelt. Der Wunsch meiner Ziehmutter war es aber gewiss.“⁴⁵⁰

Die enge Verknüpfung von Sozialwelt und landschaftlichen Gegebenheiten ist bei Elisabeth Glettler ein durchgängiges Erzählmotiv, das beinahe alle Lebensbereiche in der einen oder anderen Weise durchdringt: die Kleidung und die Art des Wohnens sowie die Wohnungsausstattung; diverse Orte und Einrichtungen wie Schule, Kaufhaus und Kirche; die Arbeit im Jahreslauf und die Versorgung mit Nahrungsmitteln genauso wie Gesundheit und Krankheit werden stets unter dem Blickwinkel unterschiedlicher sozialer Positionen in Dorf und Graben gesehen und mit den gegebenen Umweltbedingungen – Erschwernissen wie Vorteilen – in Beziehung gesetzt. Dabei fällt die Differenzierung zwischen Dorf und Graben durchaus graduell abgestuft aus:

„Es gab einen Unterschied zwischen Kindern von Bauern und Kindern aus den Gräben, es gab aber kaum einen Unterschied zwischen uns, unseren zwei Nachbarkindern, den Leitnerkindern, und den Dorfkindern. Unsere Mütter wendeten alle Mühe auf, uns ‚schön‘ zu kleiden. Solche Einzelfälle konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es vereinzelt Kinder in den Gräben gab, die die Schule im Winter nicht besuchten, weil keine Schuhe da waren und es überhaupt an Kleidung fehlte.“⁴⁵¹

Erfahrungen – Landschaft

Wirklichkeitsordnungen werden durch den Sinn unserer Erfahrungen konstituiert und nicht durch die Objekte in der Welt an sich. Grundsätzlich sind Erfahrungen „[...] durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse [...]“.⁴⁵² Manche Erfahrungen erhalten ihren Sinn durch reflexive, nachträgliche Bewusstseinsleistungen, da das aktuell Erlebte nicht von sich aus sinnvoll ist. Sinn bekommt es erst, wenn es zu etwas anderem, zum Beispiel einer anderen Erfahrung, einer Problemlösung oder einer Handlungsrechtfertigung, in Beziehung gesetzt wird. Dadurch werden Erfahrungen erinnerungsfähig und bilden Sinnzusammenhänge.⁴⁵³

Welchen Erfahrungen sich ein Mensch zuwendet, hängt nicht nur von der aktuellen Situation ab, sondern auch von seinem subjektiven – wenn auch gesellschaftlich geprägten – Relevanzsystem und von seinem subjektiven Wissensvorrat. „Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung: sowohl meiner eigenen unmittelbaren Erfahrungen als auch solcher Erfahrungen, die mir von meinen Mitmenschen, vor allem meinen Eltern, Lehrern usw. übermittelt wurden. All diese mitgeteilten und unmittelbaren Erfahrungen schließen sich zu einer gewissen Einheit in der Form eines Wissensvorrats zusammen, der mir als Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung dient.“⁵⁴ Für Elisabeth Glettler ist das vorhin erwähnte Erlebnis am Berg, das Almrauschpflücken zu Peter und Paul, zunächst einmal eine Erfahrung, die sie als Kind gemacht hat. In der Beschreibung dieses Ereignisses lesen wir aber kaum etwas darüber, wie *sie* es erlebt hat, der Text speist sich aus der späteren Überformung der ursprünglichen Erfahrung und kondensiert das Geschehen von damals in einer ästhetisch distanzierten Darstellung. Der Unterschied zum Alltag manifestiert sich in der veränderten, guten Stimmung der Mutter, die das Kind Elisabeth wohl wahrgenommen haben wird, wenn es die Mutter sonst kaum lachen hörte.

Derselbe Berg und dasselbe Fest waren aber auch Anlass zu einer anderen Erfahrung, die beinahe konträr war:

„Wenn unter dem Weißbeck der Almrausch den Hang in rote Farbe tauchte, war es endgültig Sommer geworden. Am 29. Juni, dem Namenstag der Apostelfürsten Peter und Paul, wurde es im sonst so stillen Graben lebendig. Dörfler, aber auch Leute aus der weiteren Umgebung strebten dem Weißbeck zu, um das Blühen des Almrausches zu sehen oder einen Strauß mit nach Hause zu nehmen. Mein Ziehvater war misstrauisch, wenn er die vielen Leute sah, die sich auf dem Berg tummelten. Er machte sich Sorgen, dass sie ‚alles zusammentreten‘ und die Waldtiere stören würden. Die Mutter schloss sich seiner Meinung an. Wir Kinder waren in der Meinung gespalten. Wir freuten uns über die Abwechslung durch die vielen Leute, glaubten aber auch, dass sie ‚ohne zu fragen‘ den Almrausch von ‚unserem‘ Berg forttrugen.“⁵⁵

Dieses Mal wird der Berg als Ressource wahrgenommen und ist Teil der Umwelt, die zum Überleben im kargen Graben beiträgt. Darüber hinaus schwingt auch so etwas wie Besitzdenken mit, denn ansonsten hatten die Grabenbewohner/-innen den Graben für sich allein: „Wir entwickelten das Gefühl des Privilegiertseins, aus dem einfachen Grund, weil wir für uns festlegten, dass uns die Welt so weit gehörte, bis das nächste Haus anfang – und das war weit weg!“⁵⁶ Ein Berg – zwei Erfahrungen. Ohne sie bliebe der Berg weitgehend bedeutungslos im engsten Sinn des Wortes.

Die neuartige Erfahrung, dass andere Menschen in ihre Domäne eindringen, hat also das „fraglos“ Gegebene des Bisherigen in Frage gestellt. Das Fraglose der Lebenswelt bildet nicht einen geschlossenen Bereich, sondern ist von einem unbestimmten Horizont umgeben. Reichen nun die im Erfahrungsvorrat gespeicherten Auslegungen für die Lösung eines aktuellen Problems nicht aus, gilt es, den unbestimmten Horizont des bisher Fraglosen weiter oder neu auszulegen. Die Eltern haben Angst um ihren Berg, die Kinder auch, aber die freuen sich auch über Abwechslung und müssen nun einen Weg suchen, mit zwei divergierenden Auslegungen des Ereignisses zurechtzukommen.

Transzendenz – Landschaft

In der natürlichen Einstellung interessiert sich der Mensch in erster Linie für jenen Teil seiner alltäglichen Lebenswelt, der in seiner Reichweite liegt. Der Mensch ist der Mittelpunkt, sein aktueller Standort bildet die Ausgangsbasis für seine räumliche und zeitliche Orientierung und bestimmt die Distanzen und Sichtweisen der Objekte seiner Umgebung. „Relativ zu meinem Leib gruppiere ich die Elemente meiner Umgebung unter die Kategorien rechts, links, oben, unten, vorn, hinten, nah, fern usw.“⁵⁷ Diesen Sektor der Welt, der der unmittelbaren Erfahrung zugänglich ist, nennen Schütz/Luckmann „Welt in aktueller Reichweite“.⁵⁸

Diese Welt in aktueller Reichweite umfasst nicht nur aktuell wahrgenommene Gegenstände, sondern auch solche, die ich wahrnehmen *könnte*. Neben Nähe und Ferne zu den Objekten spielen die Sinnesmodalitäten der Wahrnehmung eine Rolle, Sehweite und Hörweite bestimmen die Reichweite mit. Obwohl für den Menschen in der natürlichen Einstellung vieles selbstverständlich ist, kommt für die Wahrnehmung von Gegenständen innerhalb der Welt aktueller Reichweite den Sinnen noch mehr Bedeutung zu als in der Erinnerung, wo Gehörtes oder Gesehenes mehr und mehr mittels Typisierungen geweckt wird, die sozial objektiviert und in versprachlichte Bedeutungszusammenhänge eingebettet sind. „Die letzteren aber idealisieren und anonymisieren weitgehend die in der aktuellen Erfahrung noch lebendigen Sinnesmodalitäten und Auffassungsperspektiven.“⁵⁹

Elisabeth Glettler weist auf diesen Unterschied zwischen der Welt in aktueller Reichweite und der Erinnerung daran folgendermaßen hin: „Heute, nach mehr als sechzig Jahren, in denen ich in vielen Kirchen aus und ein gegangen bin, kann ich die St. Georgener Kirche sehr gut in ihrer Einzigartigkeit beschreiben. Steige ich aber in meine Kinderzeit hinab, tauchen hauptsächlich Bilder auf, ein paar helle, glänzende, aber noch mehr ganz nebensächliche, und Ereignisse, die sich mir, warum auch immer, eingepägt haben.“⁶⁰ Die mit allen Sinnen erlebten und auch bis in die Einzelheiten geschilderten Ereignisse in der Dorfkirche – an anderer Stelle beschreibt die Autorin ausführlich die Messe am Christtag – wird den Kriterien gegenübergestellt, nach denen eine Kirche beschrieben werden sollte. Noch deutlicher wird dies an der resümierenden Schlussbemerkung über eben diesen Christtag in derselben Kirche: „Lese ich heute in einem Kirchenführer, fallen im Vergleich dazu meine Erinnerungen an die Kirche in St. Georgen recht jämmerlich aus. Es muss wohl am geringen Verstand gelegen sein und an der gänzlichen Unkenntnis dessen, was man als Kunst bezeichnet, an der fehlenden Ehrfurcht und der Langeweile beim Stillsitzen, vielleicht auch an allem zusammen, dass die Beschreibung nicht mehr hervorbringt.“⁶¹ Daran, was sie als Mädchen in ihrer Kirche gesehen, gehört, bestaunt und wahrgenommen hat, erinnert sich Elisabeth Glettler im Alter immer noch sehr gut, die Erinnerung wird aber mit der allgemein üblichen, objektivierten Art und Weise, wie man über Kirchen zu schreiben hat, verglichen. Die einstmaligen lebendigen Erfahrungen mit der Dorfbevölkerung, der Geruch von Weihrauch, die Einmaligkeit von besonderen Messen an Feiertagen werden nun gemessen an Kirchenführern, die mit Ausführungen über Geschichte und kunstvolle Ausschmückung des Kirchenraumes glänzen.

In Beschreibungen, die in engem Zusammenhang mit dem Lebensraum Graben stehen, wie Tätigkeiten auf dem Feld oder Wege ins Dorf, in Erzählungen über Arbeit oder

Wenn man nun davon ausgeht, dass die Gesamtheit aller je erlebten Teilwelten den aktuellen Weltausschnitt transzendiert, und wenn man wie Lobsien in Hinblick auf eine mögliche Definition von Landschaft zeitliche und räumliche Transzendenz in Opposition zur Gegenwärtigkeit setzt⁶³, können wir zumindest eines festhalten: In beiden Fällen sprechen wir von etwas, das im Moment prinzipiell unerreichbar ist⁶⁴ und mit Sehnsucht, zugleich mit Ferne und Vertrautheit, Vergangenheit und Glück assoziiert wird.

Bei Glettler erlangt der Graben deswegen den Charakter einer Landschaft, weil die ‚Qualitäten‘ einer Landschaft auf ihre erinnerte gegenständliche und sinnliche Welt zu treffen. Sie erlebt als Kind den Graben als einzigartig und ist enttäuscht, wenn andere das nicht so sehen:

„Nun wusste ich, was ich eigentlich gar nicht wissen wollte: Unser Graben war nicht so einzigartig. Es ging dort zu wie in anderen Gräben auch, also auch bei dem Dichter Rosegger, der schon längst gestorben ist, wie das Fräulein sagte. Was sie aber nicht wusste, dessen war ich mir ganz sicher: Das Fräulein wusste nicht Bescheid über den Georgnergraben. Wie hätte sie ihm sonst die Einzigartigkeit absprechen können!“⁶⁵

Die unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung lebensweltlicher Erfahrungen bereits besprochene Erzählung über den Ausflug auf das Weißeck birgt starke Hinweise auf Landschaftswahrnehmung, die, wie Lobsien schreibt, ein produktiver Akt ist: „Nach Simmel bestimmt sich Landschaft als Korrelat einer spezifischen bewußtseinsmäßigen Leistung, die sich zunächst als Abgrenzung vollzieht. Aus dem unendlichen Zusammenhang der Naturphänomene wird ein Ausschnitt hergestellt. Dieser Ausschnitt wird sodann als Einheit betrachtet, er wird als ursprünglicher Teil eines Ganzen nunmehr selbst zu einem Ganzen erhoben bzw. er repräsentiert dieses Ganze.“⁶⁶ Biografisch gesehen wird der Abschnitt Kindheit zu einem Teil des Lebens, der einerseits nur mehr in der Erinnerung zugänglich ist und andererseits in seiner Bedeutung für das ganze Leben idealisiert wird. Diese Idealisierung wird übertragen auf den Ort der Kindheit, wodurch der Georgnergraben zum Synonym für die Zeit der Kindheit wird. Die als Kind wahrgenommene und erlebte Einzigartigkeit des Grabens setzt sich in der Erinnerung fort und findet ihren Niederschlag im geschriebenen Text.

Aus der Retrospektive

„Die Kindheit ist der Anfang des Lebensweges, das Paradies. Ich erlebe, dass dieser Garten ja gar nicht verschlossen ist, die Erinnerung ist das Tor. Es ist schön, dahin spazieren zu gehen. Und niemand hindert mich, das aus dem Garten zu holen, was ich gerade brauche: Geborgenheit, Freude, Zuversicht und Mut.“⁶⁷ Das Leben, vorgestellt als „Weg“, sein Ausgangspunkt ein „Paradies“; die Kindheit als „Garten“, der bisweilen verschlossen scheint, es bei eingehender Betrachtung aber nicht unbedingt ist, und ein „Tor“, durch das man sich dorthin Zugang verschaffen kann ... Nur selten wird der Prozess des lebensgeschichtlichen Erinnerns in der populären Autobiografik derart räumlich versinnbildlicht wie in diesem Einleitungszitat zu den veröffentlichten Kindheitserinnerungen Theresia Oblassers. Selten wird weiters auf den ersten Blick so deutlich, wie sehr auch lebensgeschichtliche

Manuskripte ‚kleiner Leute‘ von literarisch-erzählerischen Ambitionen mitgestaltet sein können⁶⁸, was sich hier vor allem in metaphorischer Ausdrucksweise oder auch in der Anlehnung an den diesem Beitrag vorangestellten Aphorismus Jean Pauls bemerkbar macht.

Und noch in weiterer Hinsicht ist das Zitat außergewöhnlich, indem die Autorin darin nämlich wesentliche Spezifika autobiografischen Schreibens anspricht: Dass Erinnern immer ein retrospektiver und selektiver Vorgang ist, der vom Subjekt aus der gelebten Gegenwart heraus gesteuert wird, ist für viele Verfasser/-innen von Erinnerungstexten wie auch für historisch interessierte Leser/-innen solcher Texte durchaus nicht selbstverständlich. Schließlich wird vice versa sogar der produktive Charakter biografischer Selbstreflexion und lebensgeschichtlichen Schreibens für die gegenwärtige Befindlichkeit der Autorin hervorgehoben.⁶⁹ Eine umsichtige, erfahrene Bäuerin kann sich jederzeit aus dem gepflegten Garten holen, was sie in Haus und Küche gerade benötigt, und die persönliche Befriedigung darüber, wie alles wächst und gedeiht, ist eine Draufgabe zur Befriedigung des unmittelbaren Haushaltsbedarfs – „ein schönes Geschenk für die Gegenwart“, wie sie es unmittelbar darauf bezeichnet. Diese Autorin hat ihren ‚Hausgarten der Erinnerungen‘ offenkundig gut bestellt und weiß sichtlich auch Bescheid darüber, mit welchen Mitteln man der Vielfalt der gedeihenden Früchte sprachlichen Ausdruck verleiht.

Es ist unwahrscheinlich, dass ein so reflektierter ‚Auftakt‘ einer autobiografischen Kindheitsdarstellung einer (Laien-)Autorin spontan aus der Feder fließt. Zu ihrer Einordnung ist es hilfreich zu wissen, dass diese Einleitung zu den Kindheitserinnerungen Theresia Oblassers etwa anderthalb Jahrzehnte nach der Niederschrift des Hauptteils des Manuskripts erst im Vorfeld zur Herausgabe der Textedition entstanden ist und dass die Autorin in der Zeit seit der handschriftlichen Erstfassung ihrer Kindheitserinnerungen auf dem Gebiet des Schreibens keineswegs untätig geblieben ist. Das kurze Vorwort zeugt von den Erfahrungen, die sich Theresia Oblasser in selbstorganisierten Schreibwerkstätten mit anderen Frauen aus der Region, bei der gemeinsamen Herausgabe einiger literarischer Sammelbände, durch Publikationen in Zeitschriften, Lesungen und bei ihrem weitergehenden Engagement in kirchlichen und bergbäuerlichen Organisationen im Lauf der Jahre angeeignet hat.⁷⁰

Die obigen Ausführungen machen deutlich, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit autobiografischen Texten nicht umhin kann, Entstehungszusammenhänge und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Schreibens möglichst umfassend zu berücksichtigen. Bei Erinnerungstexten handelt es sich, so nüchtern und faktenorientiert sie gestaltet sein mögen, keineswegs um „Augenzeugenberichte“, in denen man historische Wirklichkeiten oder zumindest subjektive Interpretationen derselben wahrnehmungsgetreu wiedergegeben finden könnte. Vielmehr hat man es mit retrospektiv verfassten Selbstzeugnissen zu tun, das heißt, mit schriftlichen Dokumenten, in denen die Verfasser/-innen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und in einer aktuellen Lebenssituation; aus gegebenen Anlässen oder Schreibmotivationen heraus; für einen konkreten oder imaginierten Adressatenkreis; im Rückblick auf die gesamte Lebensgeschichte oder einzelne Lebensabschnitte; gestützt auf einen Vorrat an individuellen Erinnerungen und lebensweltlichem Wissen und strukturiert wie auch selektiert aufgrund gegenwärtiger Relevanzen; bedeutsame Aspekte ihrer Lebensgeschichten rekonstruiert und in die Form einer schriftlichen Erzählung gebracht haben.⁷¹

Jeder autobiografische Text ist demnach das Produkt bzw. manifester Ausdruck eines komplexen Kommunikationsprozesses in der Schreibgegenwart und durch dessen konkrete Rahmenbedingungen sowie aktuelle Deutungsmuster und Relevanzen mitkonstituiert.

Neben der inhaltlichen Dimension von Selbstzeugnissen gilt es daher immer auch deren „Textualität“ zu berücksichtigen, die laut Volker Depkat eine komplexe Wechselwirkung zwischen den für eine Textsorte „je spezifischen inneren sprachlichen Mechanismen und Regeln“ und der „grundsätzliche(n) Historizität narrativer Strukturen“⁷² beschreibt. „Die Ebene der Textualität zielt auf die Relevanz von autobiographischen Selbstthematizierungen in gesellschaftlichen Zusammenhängen und zugleich auf die Relevanz eben dieser gesellschaftlichen Zusammenhänge für die Gestalt autobiographischer Texte.“⁷³

Mehr noch: Autobiografisches Erzählen ist wie jede sprachliche Äußerung – auch in seiner schriftlichen Form – per se ein Akt sozialen Handelns, in dem unterschiedliche elementare sprachliche Funktionen zugleich aktualisiert werden, wodurch „ein jeweils besonderes Selbst- und Weltverhältnis hergestellt wird“.⁷⁴ Neben der bei dieser Textsorte oft im Vordergrund stehenden Darstellungsfunktion sind in diesem Zusammenhang vor allem die Ausdrucks- und die Appellfunktion der Sprache von Bedeutung, die eine elementare Bezugnahme sprachlicher Äußerungen auf das Selbst der erzählenden Person einerseits und auf die potenziellen Adressaten andererseits implizieren.⁷⁵ Sprachlich realisiert werden diese Bezüge durch unterschiedliche Arten von elementaren Sprechakten.⁷⁶

Objektive Veränderungen in der naturräumlichen Umgebung eines bestimmten Ortes könnten demnach in einem Erinnerungstext einmal nüchtern, deskriptiv, quasi-kartografisch als historisches Faktum festgehalten sein. In einer anderen Erzählhaltung könnte die subjektive sinnhafte Besetzung der landschaftlichen Gegebenheiten in den Vordergrund treten und die nämlichen Entwicklungen als persönliche Verlust- oder Gewinnerfahrungen ausweisen. In einer dritten Darstellungsweise könnten die landschaftlichen Veränderungen beispielsweise unter ökologischer Perspektive kommentiert werden, um mit dieser appellativen Stellungnahme im anvisierten Adressatenkreis einen landschaftsplanerischen Diskurs anzustoßen oder zu bereichern.

Dieses Gemenge von sprachpragmatischen Funktionen in der autobiografischen Darstellung, in dem sich ein spezifisches Verhältnis des Individuums zu seiner sozialen Umgebung artikuliert und zugleich konstituiert, lässt sich wiederum an einer thematisch relevanten Textpassage der bereits zuvor zitierten Theresia Oblasser über Einflüsse des aufkommenden Tourismus in den 1950er und 1960er Jahren auf die Ortsbildgestaltung in Pinzgauer Dörfern verdeutlichen.

Sie beginnt ihre Darstellung aus einer neutralen Beobachterperspektive mit allgemeinen konstativ-beschreibenden Aussagen über wahrgenommene Veränderungen. Hinter diesen machen sich aber nach und nach stärker normativ-regulative Aspekte bemerkbar, sowohl in Bezug auf die erinnerten Vorgänge der Vergangenheit wie auch auf deren Wiedergabe: „Es wurden bald viele Häuser gebaut, ganze Feriendörfer entstanden. Alte Gasthäuser bauten aus, und überdimensionale Bauten entstanden. Das Wort rustikal kam in Mode. Alles musste rustikal sein, vom Baustil bis zur Beleuchtung, von der Bekleidung bis zur Gebäudeverkleidung. Rustikal war der behördlich angeordnete Geschmack bei allen neuen Bauvorhaben, dem sich nur wenige entziehen konnten.“⁷⁷

Die Ich-Erzählerin bleibt vorerst Teil einer unbestimmten Allgemeinheit, deren Gemeinsinn hier vordergründig artikuliert wird; in weiterer Folge bringt sie sich und ihre emotionale Beteiligung an den damaligen Vorgängen zumindest einmal vorsichtig als Teil eines kollektiven „uns“ (wenn auch nur in einer emphatischen Geste der Abgrenzung gegenüber angeblichen artifiziellen Vorbildern aus dem benachbarten Ausland) zur Geltung: „Es war zum Beispiel immer Brauch gewesen, den ‚Gang‘, einen schmalen Balkon, mit Blumen zu schmücken. Pelargonien, Fuchsien, Nagerln, Rosmarin, Petunien stellten die Bäuerinnen und Hausfrauen im Mai auf den Brustbaum, zu ihrer Freude und der aller Vorübergehenden. Den Fremden gefiel das auch. So wurden bald Vorträge und Wettbewerbe veranstaltet, das Dorf mit dem schönsten, aufwendigsten Blumenschmuck wurde prämiert. Dias der schönstgeschmückten Häuser (manchmal bei Exkursionen in Bayern aufgenommen) entlockten uns bewundernde Ausrufe und stärkten Eifer und Bemühen. Das Wetteifern weckte manchmal Neid und Missgunst unter den Frauen. Pensionen und Hotels ließen sich ihren Balkonschmuck von Gärtnereien zusammenstellen und viel kosten – und wirkten dabei immer überladener und eintöniger.“⁷⁸

Implizit bringt die Autorin mit der Art, wie sie verschiedene Modernisierungsphänomene vorträgt, jedoch den selbst erlebten Zwiespalt gegenüber all diesen Entwicklungen zum Ausdruck. Sie bekennt durchaus ihren aktiven Anteil an den Neuerungen („Doch wir Jungen wollten uns dem modernen Leben angleichen.“⁷⁹) und thematisiert zugleich auch den Gruppenzwang, unter dem vermutlich nicht zuletzt sie selbst zu leiden hatte. Über weite Strecken vermeidet sie es aber, die eigene Position hinter dem kollektiven „man“ oder „wir“ genauer zu benennen.

Die Erzählung verbleibt in dieser Passage zwar formal eindeutig in der Vergangenheit, an anderer Stelle jedoch wird deutlich, dass diese Entwicklungen auch in die Erzählgegenwart hereinwirken und aus der Sicht der Autorin immer prekärere Auswirkungen zeitigen („Inzwischen ist es so weit gekommen [...]“⁸⁰). Gerade aufgrund dieses Bogens, der bis in die Gegenwart gespannt wird, lässt sich das Gesagte gewissermaßen auch als Mahnung an heutige Leser/-innen verstehen, aktuellen Modeströmungen doch nicht unreflektiert zu folgen, während bei entsprechend aufmerksamer, kritischer Beobachtung bereits negative Auswirkungen derselben sichtbar werden. In bestimmter, aber doch zurückhaltender Weise charakterisiert die Autorin sich als Teil einer Gemeinschaft, deren Konventionen sie sich formell – im unpersönlichen „man“ – zwar unterordnet, obwohl für sie zugleich auch Diskrepanzen sichtbar werden. Der Umstand, dass die Autorin dies als mitten im Leben stehende aktive Bäuerin im Alter von knapp 50 Jahren geschrieben hat, macht den kritisch-distanzierten Unterton umso bemerkenswerter.

Noch offensichtlicher als die fundamentale Verquickung von deskriptiven, expressiven und appellativen Äußerungen wird in diesen Passagen die „doppelte Zeitperspektive“ autobiografischen Erzählens, bzw. das Zusammenspiel eines erzählten und eines erzählenden Ichs.⁸¹ Michael von Engelhardt bezeichnet diese, selbstredend nur analytisch getrennt zu betrachtenden Aspekte der Erzählerpersönlichkeit als Vergangenheits- und Gegenwarts-Ich und charakterisiert den Prozess des autobiografischen Erzählens als ein Wechselspiel der beiden Instanzen, die sich in ihren innen- und außenweltlichen Bezügen und mittels der schon angeführten unterschiedlichen Sprechakte und Erzählweisen zugleich im Text manifestieren. „Vergangenheits-Ich und Gegenwarts-Ich sind durch eine Entwicklungsgeschichte voneinander geschieden: Es ergeben sich Unterschiede zwischen

den Erfahrungs- und Lebenssituationen, zwischen den Identitätsformationen, zwischen den bedeutsamen Sinnwelten usw., sonst gäbe es nichts zu erzählen. Beide, das Ich der Vergangenheit, von dem erzählt wird, und das Ich der Gegenwart, das erzählt, Bewertungen vornimmt und Begründungen gibt und sich zuhört, beide sind aber auch miteinander verbunden und bilden darüber die Einheit der Person in der Zeit.“⁸²

Die Bemerkung „[...] sonst gäbe es nichts zu erzählen“ verweist hier natürlich weit über unsere Thematik hinaus auf eine viel umfassendere Palette an möglichen Spannungsmomenten bzw. Differenzerfahrungen zwischen erinnerter Vergangenheit und erlebter Gegenwart, die biografisch sinnstiftend sein und als Motive in lebensgeschichtlichen Erzählungen wirksam werden können. Dennoch führt sie doch auch zurück zur Fragestellung, die weiter oben aufgeworfen wurde: ‚Sesshaften‘ Menschen mangelt es – gegenüber solchen, die im Verlauf ihres Lebens öfter ihren Lebensmittelpunkt gewechselt haben – objektiv an einem Erzählthema, das in anderen Biografien oft einen ganz zentralen Stellenwert einnimmt. Und weil Mobilität zwischen verschiedenen Lebensräumen wahrscheinlich nicht bloß *ein* biografisches Motiv unter vielen darstellt, sondern darüber hinaus auch konstitutiv ist für einen spezifischen persönlichen Weltbezug, für eine gewisse Grundhaltung der räumlichen wie sozialen Beweglichkeit, könnte die Erfahrung dauerhafter Ortswechsel im realen Leben eine reflektierende Auseinandersetzung mit Aspekten vergangener oder aktueller physisch-räumlicher Umwelt im autobiografischen Schreiben grundsätzlich fördern bzw. erleichtern. Und wenn sich die meist sehr detaillierte Auseinandersetzung mit Lebenswelten der Kindheit und Jugend in schriftlichen Lebensgeschichten von Flüchtlingen, Heimatvertriebenen oder anderen Personen mit Migrationserfahrung aus dieser erfahrenen elementaren räumlichen Zäsur in der Biografie heraus erklärt, so müssten Menschen mit nur *inem* Lebensmittelpunkt demzufolge den räumlichen Aspekten ihrer Lebenswelten entweder weniger Beachtung schenken oder aus anderen Motiven heraus ein differenzierteres, reflektiertes bzw. distanzierteres Verhältnis zu diesen entwickeln, um sie mit Bedeutung zu erfüllen und dadurch erst erzählwürdig zu machen.

Im Fokus

Im Folgenden wollen wir die autobiografischen Manuskripte zweier Frauen vergleichen, deren Lebensgeschichten viele Parallelen, aber auch gewichtige Differenzen aufweisen, darunter einen hier entscheidenden Gegensatz: Die eine, Elisabeth Glettler, hat den Ort ihrer Kindheit, eine entlegene Keusche im Georgnergraben bei St. Georgen ob Judenburg, im Alter von knapp zehn Jahren verlassen (müssen), lebte noch einige Jahre im Ort im Tal und danach immer in größeren Städten; die andere, Theresia Oblasser, verbrachte mit wenigen kurzen Unterbrechungen ihr gesamtes bisheriges Leben auf zwei Bergbauernhöfen auf dem Großsonnberg bei Taxenbach im Pinzgau. Die beiden Schreiberinnen bzw. die konkrete Basis dieser kontrastierenden Analyse sollen zuerst noch genauer vorgestellt werden:

Tabelle 1: Merkmale des erlebten und erzählten Lebens im Vergleich

Elisabeth Glettler	Theresia Oblasser
geb. 1940; verheiratet seit 1964; zwei Kinder	geb. 1941; verheiratet seit 1965; drei Kinder
viertes uneheliches Kind einer Landarbeiterin, als Ziehkinder bei Holzarbeiter-/Häuslerfamilie aufgewachsen; drei Ziehgesehwister	erstgeborene Tochter einer Bergbauernfamilie, sieben jüngerer Brüder
Volks- und Hauptschule, Lehrerbildungsanstalt krankheitsbedingt abgebrochen; Handelsakademie-Abendschule, Religionspädagogische Akademie; Studium der Pädagogik, akademischer Grad: Mag. Dr.	Volksschule, Lehre auf elterlichem Hof, landwirtschaftliche Berufs- und Haushaltungsschule; diverse Fortbildungskurse
Büroangestellte, Religionslehrerin, Erziehungswissenschaftlerin, Universitätslektorin	Bäuerin, Schriftstellerin
Wohnort 1941 bis 1949: Schloßmoarhütte auf 1.200 Meter Höhe im Georgnergraben; danach im Ort St. Georgen ob Judenburg, Steiermark	Wohnort 1941 bis 1964: Grainsberghof auf 1.050 Meter Seehöhe auf dem Großsonnberg nahe Taxenbach, Pinzgau, Salzburg
seit 1958 in Graz, zeitweise in Innsbruck	seit 1965 auf dem benachbarten Brandstättthof
Originalmanuskript digital; A4, ca. 160 S.	Originalmanuskript handschriftlich in 5 A5-Schulheften à 40 Blatt, gesamt ca. 300 S.
entstanden 2007 bis 2009; veröffentlicht 2010	entstanden 1985 bis 1992; veröffentlicht 2006
Kindheitserinnerungen bis 1949 (Umzug ins Dorf St. Georgen nach Tod des Ziehvaters)	Kindheits- und Jugenderinnerungen bis 1962 (Tod der Mutter) mit einer Zäsur 1955 (Ende der Pflichtschule)
Gliederung in zwei Hauptteile („Grabenleben“, „Im Jahreslauf“), die auf zwei Ebenen stark weiter untergliedert sind	Gliederung in vier zeitlich klar begrenzte Abschnitte („Rückblick“, „Vorschulalter“, „Schulzeit“, „Nach dem Schulaustritt“)
Publikation: <i>Kein siebenter Tag. Kindheit in der Einsicht</i> , 2010, weiters eine erziehungshistorische Monografie (Diplomarbeit) über private Mädchenvolksschulen der Schulschwester	Publikation: <i>„Das Köpfchen voll Licht und Farben ...“ Eine Bergbauernkindheit</i> , 2006, weiters diverse Zeitschriftenartikel und literarische Publikationen (vor allem Lyrik und Mundart)

Geboren im Abstand von nur einem Jahr, im Frühjahr 1940 bzw. 1941, sind beide in ländlichen Regionen Österreichs, in exponierter Lage über 1.000 Metern Seehöhe aufgewachsen, die eine als älteste und einzige Tochter einer kinderreichen Bergbauernfamilie, die andere als Ziehkinder bei einer Häuslerfamilie mit zwei deutlich älteren Ziehgesehwistern und einem annähernd gleichaltrigen Ziehbruder. Während der Ziehvater Elisabeth Glettlers nach der Heimkehr vom Kriegsdienst die Arbeitswoche im Holzschlag verbringt und nur am Wochenende nach Hause kommt, betreibt die Ziehmutter Landwirtschaft für den Eigenbedarf und arbeitet darüber hinaus für den Besitzer der entlegenen Keusche, einen größeren Bauern auf der Sonnseite des Tales.

Kinder wurden in jener Zeit und unter solchen Bedingungen – ob auf einem Bergbauernhof oder in einer Kleinhäuslerwirtschaft – als Arbeitskräfte herangezogen und mussten so zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, auch wenn Elisabeth Glettler sich selbst in

dieser Hinsicht als weniger belastet empfand als ihre älteren Ziehweschwister. Auch Theresia Oblasser misst in ihrer Erzählung den Verpflichtungen zur Mithilfe in der Landwirtschaft oder bei der Aufsicht über kleinere Geschwister keinen großen Stellenwert bei. Es wird zwar deutlich, dass zumindest in den Jugendjahren diesbezüglich Konflikte, vor allem mit der Großmutter, bestanden haben; insgesamt nehmen land- oder hauswirtschaftliche Arbeiten aber im Rückblick der Autorin auf die eigenen Kindheitsjahre auffällig wenig Raum ein.

Für beide Erzählerinnen ändert sich die Lebenssituation mit dem Tod eines nahen Angehörigen grundlegend. Für Theresia Oblasser brachte der überraschende Tod ihrer Mutter die Verpflichtung mit sich, ihre aktuelle Anstellung aufzugeben und als einzige Tochter im Alter von 21 Jahren Mutters Stelle im großen familiären Haushalt einzunehmen. Zugleich müssen persönliche Entwicklungsmöglichkeiten, die sich mit dem Besuch einer auswärtigen landwirtschaftlichen Haushaltungsschule oder dem Engagement in kirchlichen und ländlichen Jugendorganisationen aufgetan hatten, wieder eingeschränkt und zurückgestellt werden. Einige Jahre später und bevor sie sich durch eine Heirat endgültig an den Ort ihrer Kindheit und Jugend bindet, nimmt Theresia Oblasser daher noch eine einjährige Auszeit, die sie in Tirol auf einem Dienstplatz im Gastgewerbe verbringt.

Gegenteilige Auswirkungen hat der frühe Tod des Ziehvaters im Jahr 1949 auf Elisabeth Glettlers weitere Lebensgeschichte. Ihre Ziehmutter, die in einem weiteren Verbleib auf der entlegenen Hütte weniger denn je eine Zukunft für sich und ihre Kinder sieht, entschließt sich, eine neue Stelle im Tal zu suchen. Das von den knapp zehnjährigen Kindern anfangs gar nicht begrüßte Weggehen aus dem Graben bietet letztlich enorme Erleichterungen und für die Kinder deutlich bessere Bildungs- und Berufschancen.

Von der beschriebenen familiären und gesellschaftlichen Stellung aus entwickeln sich beide Frauen nicht nur höchst unterschiedlich, sondern in mancher Hinsicht auch recht ungewöhnlich angesichts der gegebenen Voraussetzungen. Elisabeth Glettlers kann die Hauptschule in der nächsten Stadt und danach eine Lehrerbildungsanstalt besuchen, allerdings den Wunschberuf Lehrerin aus gesundheitlichen Gründen vorerst nicht ergreifen. Nach Beschäftigungen als Kindermädchen und im Büro, nach Gründung einer Familie und Geburt zweier Kinder macht sie im zweiten Bildungsweg eine Ausbildung zur Religionslehrerin und absolviert, während sie diesen Beruf fast anderthalb Jahrzehnte lang ausübt, noch das Studium der Erziehungswissenschaft, um ihre berufliche Laufbahn letztlich als Lehrbeauftragte an zwei österreichischen Universitäten zu beschließen.

Theresia Oblasser hingegen entscheidet sich nach mehrjähriger Partnerschaft, den Hof erben eines Nachbarhofes zu heiraten; sie wird Vollerwerbsbäuerin und dreifache Mutter. Dennoch beginnt sie sich verstärkt nach außen hin zu orientieren: Sie absolviert Fortbildungskurse, engagiert sich in der Katholischen Frauenbewegung, in der Bergbauernvereinigung und widmet sich etwa ab der Lebensmitte immer stärker kulturellen Interessen, die mit den bäuerlichen Alltagserfordernissen nur bedingt zu tun haben. Nach der Übergabe des Hofes an einen Sohn verstärkt sich im Alter ihr Interesse an literarischen und regionsbezogenen Aktivitäten; neben der zeitweiligen Versorgung der Enkelkinder bildet dieses Engagement einen Schwerpunkt im späteren Leben Theresia Oblassers.

Beide Frauen haben ihre Kindheitserinnerungen in ausführlicher Form aufgeschrieben und waren dabei ausdrücklich darum bemüht, in ihren Aufzeichnungen die kindliche Erlebnisperspektive möglichst unverfälscht durch spätere Erfahrungen oder Reflexionen

zum Ausdruck zu bringen. Beiden Autorinnen gelingt es demnach sehr gut, das „Vergangenheits-Ich“ episodeweise in den Vordergrund treten zu lassen und ausgesprochen reichhaltige Impressionen vom persönlichen Erleben ihrer kindlichen Umwelt schriftlich festzuhalten, ohne dass dabei der – primär vom „Gegenwarts-Ich“ geführte – rote Faden der Erzählung verlorengeht.

Die Vorstellung von einer möglichen späteren Publikation der aufgezeichneten Kindheitserinnerungen war beiden Frauen schon im Verlauf des Schreibens zumindest unterschwellig präsent.⁸³ Während für Elisabeth Glettler – abgesehen von ihren engsten Angehörigen – die Öffentlichkeit des Herkunftsdorfes, die ehemaligen Mitschüler/-innen und andere lokalhistorisch Interessierte die hauptsächliche Zielgruppe ihres Schreibens waren, stehen bei Theresia Oblasser regionale und überregionale Adressatenkreise im Vordergrund, nicht zuletzt auch die *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, an die sie ihre Aufzeichnungen einsandte, nachdem sie das erste Heft mit Kindheitserinnerungen vollgeschrieben hatte.

Den zahlreichen Parallelen im persönlichen Zugang zum lebensgeschichtlichen Schreiben stehen die angeführten Differenzen in der sozialen Herkunft und im Lebensverlauf sowie ein relativ großer zeitlicher Abstand zwischen der Entstehung der Manuskripte gegenüber. Während Theresia Oblasser ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen gegen Ende des fünften Lebensjahrzehnts (1988 bzw. 1991/92) aufgeschrieben hat, stellt sich Elisabeth Glettler dieser Aufgabe erst rund zwei Jahrzehnte später, in den Jahren 2007 bis 2009, und fraglos ist eine solche Zeitdifferenz nicht bedeutungslos. Theresia Oblasser hätte – nach eigener Aussage – ihre Kindheitserinnerungen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung (mehr als 15 Jahre nach der Niederschrift) in ganz anderer Form geschrieben, und zwar so grundlegend anders, dass eine bloße Überarbeitung die Diskrepanzen nicht hätte beseitigen können. Und Elisabeth Glettler absolvierte im selben Zeitraum eine akademische Laufbahn, die sich zumindest in manchen sprachlich-stilistischen Aspekten ihrer Aufzeichnungen bemerkbar macht.

Die Autorin wurde aber auch erst durch einen konkreten privaten Anlass, nämlich durch die Krebserkrankung ihres jüngeren Ziehbruders, zum Festhalten ihrer Erinnerungen motiviert: „Da wusste ich es! Ich musste Walter, dem kleinen Ziehbruder von damals, die Geschichten irgendwie erzählen, sie ihm aufgeschrieben bringen. Sie ihm vorlesen und ihm damit aus der Krankenstube heraushelfen, ihn hineinbegleiten in die lichte Zeit der Kindheit im Graben.“⁸⁴

Hie das „Paradies“ der Kindheit, das keineswegs nur schöne Erfahrungen birgt – da die „lichte Zeit im Graben“, die in sich schon ein Paradoxon darstellt. In beiden Fällen geht es vielmehr um eine ähnliche „Grundstimmung“⁸⁵, welche für die Autorinnen die Sphäre der Kindheit umgibt, und derer sie sich im Schreiben wieder bewusst zu werden versuchen. „Das Paradiesische ist die Erinnerung an eine Zeit voll Neugierde, Interesse und Begeisterung am Leben und allen Ereignissen, in der noch nichts als banal und langweilig oder gar sinnlos gewertet wird.“⁸⁶

Inwieweit und aus welchen Blickwinkeln in diesen Kindheitsszenarios Landschaftsbilder eine Rolle spielen, soll die folgende selektive Zusammenschau der beiden Manuskripte zeigen, die sich vorwiegend an Textpassagen vergleichbaren Inhalts, teilweise auch an Parallelitäten im formalen Erzählaufbau festmacht. Das hier gewählte Verfahren der kontrastierenden Analyse orientiert sich in mehrfacher Hinsicht an Prinzipien der Grounded Theory⁸⁷, zum Beispiel in der bewussten, theoriegeleiteten Auswahl der gegenübergestellten

autobiografischen Dokumente in Hinblick auf größtmöglichen Erkenntniswert im Lichte der vorläufigen Arbeitshypothese;⁸⁸ in der möglichst offenen Herangehensweise, die zwar von einer bestimmten Themenstellung ausgeht, sich dabei jedoch immer an der konkret vorgefundenen Erscheinungsvielfalt von Phänomenen im empirischen Material orientiert;⁸⁹ und schließlich in einem Prozess des intensiven Inbezugsetzens und Vergleichens von thematisch relevanten Motiven und Merkmalszusammenhängen.⁹⁰

Unser Vorgehen basiert weiters auf der Annahme der Gestalthaftigkeit⁹¹ lebensgeschichtlicher Erzählungen, weshalb auch der Aufbau und das ganzheitliche Erscheinungsbild der Texte kontrastiv betrachtet werden. Obwohl eine gestalttheoretische Sicht lebensgeschichtlicher Erzähltexte ebenso wie die Grounded Theory eine vollständige Rekonstruktion jedes Falles in seiner Eigenlogik⁹² nahelegt, wird eine solche hier nur annäherungsweise geleistet. Die Analyse setzt an markanten thematischen wie narrativen Schlüsselstellen der Texte an und ist darum bemüht, deren Besonderheiten im wechselseitigen Abgleichen aneinander zum ‚Sprechen‘ zu bringen, vor allem auch, was ihre Relevanz in Bezug auf die präsentierte biografische Gesamtsicht anlangt. Insofern sehen wir die kontrastierende Analyse als eine weniger aufwändige und dennoch aufschlussreiche Form der Auseinandersetzung mit den vieldimensionalen autobiografischen Textkonstruktionen und ihren ebenso vielschichtigen Aussagegehalten.⁹³

Mit einem Fokus auf raum- und landschaftsbezogene Darstellungen in beiden Manuskripten sollen inhaltliche wie textliche Differenzen zutage gefördert und fallweise mit biografischen Besonderheiten der Autorinnen und ihren individuellen Schreibhaltungen in Beziehung gesetzt werden. Die Aufzeichnungen Elisabeth Glettlers repräsentieren den Prototyp einer Erzählung über die (gedankliche) Rückkehr an den Ort der Kindheit nach langer Abwesenheit und thematisieren dementsprechend räumlich-landschaftliche Aspekte in reicher Zahl. Die Kindheits- und Jugenderinnerungen Theresia Oblassers sind hingegen nicht als diametral dazu angelegtes Gegenbeispiel im Sinn unserer Arbeitsthese zu verstehen. Auch diese Autorin berührt und skizziert an etlichen Stellen landschaftliche Aspekte ihrer kindlichen Lebensumgebung; die vermittelten Impressionen erscheinen bei ihr aber beiläufiger, nicht in Verbindung mit einem bewusst eingeschlagenen Erzählstrang stehend, wie er beispielsweise schon in Elisabeth Glettlers ursprünglichem, stark ortsbezogenen Manuskripttitel „Eine Grabenkindheit nach dem Zweiten Weltkrieg“ zum Ausdruck kommt.

Das weitgehende Fehlen von Landschaftserinnerungen allein würde – so sehr es für einen großen Teil von populären lebensgeschichtlichen Manuskripten tatsächlich zutrifft – keine zureichende Voraussetzung für einen produktiven Vergleich eröffnen. Wir fragen mit dieser Gegenüberstellung also vielmehr danach, wie es im Lichte unserer Ausgangsthese dazu kommen kann, dass Theresia Oblasser, eine Frau, die ihre engere Heimat kaum jemals für längere Zeit verlassen hat, dennoch eine recht beträchtliche Anzahl an landschaftsbezogenen Erzählungen über diese Lebensumgebung hervorbringt.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln

Eine Gegenüberstellung der Gliederungen der beiden Manuskripte⁹⁴ soll die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und Erzählleitlinien⁹⁵ der Schreiberinnen verdeutlichen.

Weitgehend parallel folgt auf ein Vorwort in beiden Fällen ein eher knapp gehaltener Rückblick auf die Familiengeschichte, in dem jeweils nur das Wesentliche zum Verständnis der eigenen ‚Startbasis‘ ins Leben referiert wird. Danach bemühen sich beide Autorinnen, ihre eher verstreuten frühkindlichen Erinnerungen an Geschehnisse im eigenen Lebensumfeld in Zusammenhang mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu dokumentieren.

In der Folge nimmt der Schulbesuch in den Kindheitserinnerungen beider Autorinnen einen wichtigen Stellenwert ein. Der Aufbau des Oblasser-Manuskripts ist weitgehend chronologisch und folgt der durch die Institution Schule vorgegebenen Strukturierung der Kindheit in die großen Abschnitte: „Vorschulalter“, „Schulzeit“ und „Nach dem Schulaustritt – vom Kind zur Jugendlichen“, die im Textoriginal nicht weiter untergliedert sind. Von kaum geringerer Bedeutung sind die langen Schulwege von mehr als einer Stunde in eine Richtung, die jeweils durch einen Graben ins Tal bzw. in den nächstgelegenen Schulort führen. „Am Schulweg spielte sich ein großer Teil unseres Lebens ab, ein Stück Freiheit und Eigenleben zwischen Schule und Elternhaus“, resümiert Theresia Oblasser in einem separaten Erinnerungstext⁹⁶ zu diesem Thema. Die zwar routinemäßig absolvierte, aber doch dem reglementierten Alltag entthobene Wegstrecke bietet Raum für vielerlei Wahrnehmungen, Erlebnisse und nachträgliche Erzählungen, in denen wiederholt und en passant auch Landschaftseindrücke zur Sprache kommen. Zumindest bis zum Ende der Volksschulzeit bildet der je nach Jahreszeit und Witterung mehr oder weniger beschwerliche Schulweg eine zentrale gemeinsame Erfahrungsbasis der beiden Erzählerinnen.

Eine Parallele bildet auch die Schlusszäsur, die in beiden lebensgeschichtlichen Erzählungen mit einem tiefen Einschnitt im Familiengefüge durch den – frühzeitigen bzw. unerwarteten – Tod eines Elternteils einhergeht. Während Theresia Oblasser ihre Mutter im 21. Lebensjahr verlor, umspannt Elisabeth Glettlers Erzählung nur die ersten zehn Lebensjahre bis zum Tod ihres Ziehvaters, somit genau jenen Zeitraum, den sie mit ihrer Ziehfamilie im Georgnergraben verbrachte.

Mit der Untergliederung in die zwei Hauptabschnitte „Grabenleben“ und „Im Jahreslauf“ legt Elisabeth Glettler in ihrem lebensgeschichtlichen Manuskript einen räumlichen und einen zeitlichen Erzählschwerpunkt. In „Grabenleben“ entfaltet sie facettenreich ihre kindliche Lebenswelt zwischen zwei Polen, nämlich dem eigenen Zuhause im sogenannten Graben, einem nur über einen steilen Fuhrweg erreichbaren, dünn besiedelten Hochtal in der westlichen Obersteiermark, und dem nächstgelegenen Ort im Tal, St. Georgen ob Judenburg. Im zweiten Teil bringt die Autorin unter dem Motto „Im Jahreslauf“ weitere Episoden, vor allem Darstellungen zum Arbeitsjahr und zum lokalen Brauchtum, in eine zyklische Ordnung. Darstellungen zum Ablauf wiederkehrender traditioneller Feste, die bei Theresia Oblasser in die autobiografische Erzählung integriert sind, bilden den Rahmen, den Elisabeth Glettler – wenn auch nicht gleichmäßig dicht – mit singulären Erlebnis-erzählungen auffüllt. Naturräumliche Impressionen unterschiedlicher Art tragen das Ihrige zur Charakterisierung der Jahreszeiten bei und untermalen vielfach die Darstellung von Arbeitsroutinen. In den Einleitungspassagen zu saisonalen Unterabschnitten tauchen hier auch manche recht verallgemeinert anmutende Landschaftsschilderungen auf, die mehr als in anderen Teilen des Buches literarischen Typisierungen nachempfunden als auf jeweils konkrete Beobachtungen gegründet zu sein scheinen.⁹⁷

Im ersten, stärker autobiografisch gefassten Hauptteil finden sich hingegen neben dem durchgängigen Gegensatz zwischen Graben und Dorf zahlreiche, zumeist weniger

malerisch denn sozialräumlich konkret gestaltete Beschreibungen von zurückgelegten Wegen wie auch „Von den wichtigen Orten oder: Wo wir aus und ein gingen“⁹⁸, wie dieser Abschnitt in der Rohfassung des Originalmanuskripts übertitelt wurde. Nach einer offenbar im Wortlaut überlieferten Aussage der Autorin gegenüber einer neu in den Ort gekommenen Lehrerin „[hat] St. Georgen [...] drei große Häuser: die Kirche, die Schule und den Wieser und noch ein paar“. Die weiteren Gebäude werden in der Folge getrennt in zwei Abschnitten als „Häuser und Höfe“ sowie „Keuschen, Hütten und Huben“ einschließlich ihrer Bewohnerschaft, Innenausstattung usw. detailliert beschrieben und bilden neben Wegbeschreibungen den an landschaftlich-räumlichen Bezügen dichtesten Teil des gesamten Manuskripts.

Dabei sind es insbesondere soziale Ordnungen und Distinktionen, die die Autorin in die Landschaft des Grabens eingeschrieben sieht und diesen in ihrer Erinnerung als „eine eigene Welt“⁹⁹ auferstehen lassen, wobei die lebensweltlichen Relevanzen dieses Mikrokosmos individuell aber durchaus variieren können.¹⁰⁰ Während für manche alteingesessenen Grabenbewohner/-innen die Abgeschiedenheit ihrer Behausungen zugleich eine Nähe zu ihren hauptsächlichen Arbeitsplätzen im Wald oder auf den Almen bedeutete und reale ökonomische Nachteile durch eine verstärkte Praxis solidarischer Nachbarschaftshilfe wettgemacht wurden¹⁰¹, überwiegen für eine Zugeheiratete wie Elisabeth Glettlers Mutter die großen Entfernungen, die Mühen der Arbeit im unwegsamen Gelände, der Mangel an Verdienstmöglichkeiten, die ungesunden, feuchten Wohnverhältnisse und besonders in den Nachkriegsjahren der alltägliche Kampf um die knappen Ressourcen das Bild vom eigenen Lebensraum.¹⁰² Die Kinder wiederum – zumindest die Autorin und ihr annähernd gleichaltriger Ziehbruder – erlebten das Dasein in der Einsicht trotz aller objektiven Widrigkeiten als Privileg gegenüber den Dorfkindern, als ausgedehnten Freiraum mit vielen spielerischen Entfaltungsmöglichkeiten und vertrauten Stützpunkten in der Mehrzahl der bewohnten Häuser entlang des Schulweges.

Bereits im Einleitungsteil findet sich – in Kontrastierung zum Alltag der materiell besser gestellten Kinder im Dorf – die folgende Selbstverortung und subjektive Bestimmung der Vorzüge bzw. Freiheitsgrade einer Existenz im Graben. Die Passage offenbart eine zentrale inhaltliche Erzählleitlinie der Autorin ebenso wie die besonders in diesem thematischen Zusammenhang merkbare Dominanz einer reflexiven, argumentierenden Darstellungsweise, die bereits an dieser frühen Stelle des Buches in eine Art Resümee mündet:

„Denn damals begannen unsere Fragen nach der unterschiedlichen Bewertung von ‚Grabenkindern‘ und ‚Dorfkindern‘, von Bauernkindern und jenen, deren Eltern zur Miete oder wie wir weitab vom Dorf in einem Graben auf einer Hube wohnten. Warum war im Dorf bei den Bauernkindern etwas ein selbstverständliches Gut, was bei uns im Graben als Luxus galt? Wir stellten die Frage nicht wörtlich, dazu waren wir wohl noch nicht fähig, und Fragen dieser Art stellte man gemeinhin nicht in unserer Kindheit, sie bewegten uns aber innerlich. Das Seltsame war, dass wir der Armut etwas entgegenzusetzen wussten. Wir entwickelten das Gefühl des Privilegiertseins, aus dem einfachen Grund, weil wir für uns festlegten, dass uns die Welt so weit gehörte, bis das nächste Haus anfang – und das war weit weg! Uns trieb niemand aus einem Garten fort, niemandem waren wir zu laut, niemand plünderte das Haus oder bedrohte den Großvater. Wir gingen so weit, dass wir es als ungeheuren Vorteil

empfanden, dass der erste Weg des Christkinds wohl über unser Haus führen musste, war doch oberhalb von uns im Winter kein Haus bewohnt.“¹⁰³

Elisabeth Glettler bietet nicht so sehr genaue Beschreibungen von Außenräumen, die plastische Landschaftsbilder vom Lebensraum Graben erstehen lassen, als sie verschiedene Orte der Kindheit mit sozialen Zuschreibungen besetzt, wodurch nahezu idealtypisch das Konzept einer „individuell aktualisierten gesellschaftlichen Landschaft“ im Sinn von Olaf Kühne realisiert wird.¹⁰⁴ Das Interesse der Autorin, die Lebenswelt ihrer Kindheit umfassend zu dokumentieren, ist stark von dem Motiv dominiert, gesellschaftliche Differenzen sichtbar zu machen; im Besonderen will sie soziale Defizite und Ungerechtigkeiten aufzeigen, die unehelich Geborene oder Ziehkinder in den 1940er Jahren überwiegend noch zu spüren bekamen und die von der Autorin im Verlauf ihrer späteren pädagogischen Laufbahn sicher eingehender reflektiert und bearbeitet wurden.

Beide Autorinnen berichten etwa davon, dass sie es aufgrund ihres Aufwachsens auf einem entlegenen Anwesen als Schülerinnen anfangs nicht ganz leicht hatten, sich in die Klassengemeinschaft der Dorfschulen einzufügen, in der auch viele Kinder aus „besseren“ Familien aus dem Dorf bzw. Markt versammelt waren, die einander obendrein schon länger kannten. Der Gegensatz zwischen jenen, die auf dem Berg ihr Zuhause haben, und den „Besseren“, die entweder nicht-bäuerlicher Herkunft oder im Tal beheimatet sind, bleibt in Theresia Oblassers Erzählungen aber vergleichsweise marginal¹⁰⁵, während sich die mehr als nur ‚feinen Unterschiede‘ zwischen „Grablern“ und „Dörflern“ in den Kindheitserinnerungen Elisabeth Glettlers durchgängig manifestieren. Nicht unbedingt als persönliches Stigma, unter dem das Mädchen dauerhaft zu leiden gehabt hätte – beide Autorinnen können sich durch ausgezeichnete Schulleistungen bald einen Rang in der Klassengemeinschaft sichern –, aber doch als struktureller Gegensatz, der in den lebensweltlichen Beschreibungen Elisabeth Glettlers vielerlei sichtbare Formen annimmt.

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang auch Differenzen in der Verwendung der Personalpronomina, die Rückschlüsse auf die persönliche Identifikation der Autorinnen mit ihren Herkunftsorten bzw. -familien geben können. Obwohl Elisabeth Glettler als „angenommenes“ Kind einen überraschend starken Rückhalt in ihrer Ziehfamilie wie auch in der Gemeinschaft der Grabenbewohner/-innen fand, werden die engsten Angehörigen und Nachbarn doch als Personen meist einzeln genannt und auch differenziert in ihren Eigenheiten beschrieben. Ein ausdrückliches „Wir“ findet sich meistens nur in Bezug auf den fast gleichaltrigen, jüngeren Ziehbruder, allenfalls noch für die Gruppe der Grabenkinder im Gegensatz zu jenen aus dem Dorf. Das Wir-Gefühl ist bei Elisabeth Glettler jedenfalls stark mit der räumlichen Besonderheit ihres Wohnorts verbunden, wie schon das zuletzt angeführte Zitat unzweifelhaft zum Ausdruck brachte. Das Familiengefüge ist insgesamt recht differenziert (nach persönlichen Besonderheiten, Aufgabenbereichen usw.) gezeichnet, und ebenso wie die Personen aus ihrem engeren Umkreis („die Mutter“, „der Ziehvater“, „der ältere Ziehbruder“) ziemlich deutliche Konturen erhalten, tritt auch die Autorin bei vielen Gelegenheiten als erlebendes oder – häufiger noch – sich erinnerndes Ich aus der allgemeinen Beschreibung von Lebensumständen hervor. Ungleich öfter als Theresia Oblasser nimmt die Autorin explizit aus der Erzählgegenwart heraus Stellung („Es mag andere Erfahrungen gegeben haben, ich habe jene gemacht, dass [...]“; „Wenn ich nun meine Schulzeit hernehme [...]“)¹⁰⁶, um so ihre Ausführungen resümierend abzurunden.

Bei Theresia Oblasser findet sich zwar häufiger ein „wir“ oder „wir Kinder“ in Bezug auf die Herkunftsfamilie, aber vorwiegend nur in Zusammenhang mit traditionellen Handlungsweisen oder routinemäßigen Arbeitsabläufen. Ein Erzählmuster zeichnet sich dahingehend ab, dass Beschreibungen habitueller Abläufe oft durch persönliche Anmerkungen oder eine längere Geschichte in Ich-Form unterbrochen bzw. abgeschlossen werden, in denen die Erzählerin in prononcierter Form subjektive Wahrnehmungen und Haltungen den zuvor abgehandelten – meist anderslautenden – Traditionen gegenüberstellt. Während ihre zahlreichen Geschwister vergleichsweise blass gezeichnet bleiben, bringt die Autorin auch schon bei Erzählungen über sehr frühe Erlebnisse meist ein ausgeprägtes kindliches Selbst zur Geltung.

Eine Textpassage, die gleich am Beginn ihrer eigentlichen Lebenserzählung steht und anscheinend eine der ersten frühkindlichen Erinnerungen wiedergibt, mag verdeutlichen, wie sehr sich die Erzählweise Theresia Oblassers in dieser Hinsicht auch von den anfangs beschriebenen Merkmalen der ‚älteren‘ populären Autobiografik unterscheidet. Der Ausschnitt steht in dem Kontext, dass die Eltern der Erzählerin aufgrund von familiären und kriegsbedingten Umständen beschließen, sie als etwa Dreieinhalbjährige vorübergehend auf dem Hof einer Tante in einem entfernten Ort in Tallage unterzubringen. Der Abschied von der Mutter, die mit dem Zug wieder heimfährt, wird folgendermaßen beschrieben:

„Wir gingen dann mitsammen zum Zug. Ganz anders als zu Hause war hier die Haltestelle am Waldrand oben, und der Hof war im Tal. Ich hörte die Mutter der Tante zuflüstern: ‚Hiatz wird s’ hoit dann rean, wenn’s ernst wird mitn Dableiben, und i fahr ihr davon.‘ Sie glaubten, dass ich noch zu klein wäre, sie zu verstehen, doch da täuschten sie sich! Ganz entschlossen dachte ich: ‚I rea nit!‘ Ich spürte mich zum ersten Mal als Person, die nicht unbedingt das tun musste, was andere sich dachten. Als die Mutter aus dem abfahrenden Zug schaute, winkten wir ihr noch nach. Vielleicht weinte jetzt *sie* ein wenig? Die Tante nahm meine Hand, und wir gingen fröhlich den Hang hinunter, auf dem schmalen Steg über die Ache auf die andere Talseite zu dem freundlichen, gemauerten Bauernhaus. Die weiße Hauswand schien mir viel freundlicher als die alte Schindelwand unseres Bergbauernhauses. Hinten war der kleine Stall angebaut. Die Tante hatte nicht so viele Kühe wie wir. Jetzt waren sie auf der Halt, und sie musste sie melken gehen. Dazu trieb sie sie in einen Scherm, weil sie im Freien nicht stehen blieben. Nach dem Melken schmiss sie noch den Mist durch eine Luke hinaus. Hier wurde Farnkraut eingestreut, dadurch hatte dieser Mist einen würzigen Duft; ich roch das sehr gern. Die Tante nahm mich immer mit und lachte oft herzlich und glücklich über mein Geplauder. Als Knecht war ein kriegsgefangener Serbe auf dem Hof, der Thomas. Auch mit ihm freundete ich mich bald an. Er prophezeite, dass ich einmal eine tüchtige Bäuerin werden würde, weil ich ihn vom Feld holte, als der Tante beim Birnenpflücken die Leiter verrutscht war und sie hilflos auf dem riesigen Baum warten musste. Ein kleiner Bach floss vom Brunnen durch den Anger vor dem Haus und durch die Holzhütte. Zu Hause auf dem Bergbauernhof gab es ja keinen ebenen Fleck und kein so ruhig fließendes Bächlein, keine so hohen Birnbäume und auch fast nie reife Birnen, weil wir zu hoch lagen. [...] Schließlich bekam meine Familie doch wieder Sehnsucht nach der kleinen Tochter und holte mich nach Hause.“¹⁰⁷

Die Erinnerungserzählung beruht auf einer offensichtlichen Durchbrechung des Alltags und einer möglicherweise im Ansatz doch als problematisch erlebten Trennung von der eigenen Familie, in der konkreten Situation von der Mutter. Der von den Erwachsenen befürchtete Trennungsschmerz wird von der damals Drei- bis Vierjährigen aber unterdrückt, und sie nutzt die ungewohnte Situation vielmehr zu einer genauen Bestandsaufnahme der räumlichen Gegebenheiten im neuen, fremden Domizil. Festgehalten werden jedoch fast ausschließlich Wahrnehmungen, die im Gegensatz zu den gewohnten Verhältnissen im bisherigen Zuhause stehen. In der Retrospektive erscheint das Anwesen der Tante in vieler Hinsicht als Umkehrbild des elterlichen Hofes bzw. der bisher gewohnten Umgebung, wobei der Vergleich subjektiv eher Pluspunkte für das Anwesen der Tante erbringt.¹⁰⁸

Neben der Erkenntnis, dass landschaftliche Gegebenheiten und Lebensbedingungen variieren und durchaus annehmlicher und sinnenfreudiger gestaltet sein können als auf dem elterlichen Anwesen mit dunklen Schindelwänden, ohne ebenes Fleckchen, weitgehend ohne eigenes Obst und ohne würziges Farnkraut in der Streu, fällt in der Erzählung gerade auch die ‚Entdeckung‘ der ersten Regungen des eigenen Ichs auf. Die unerschrockene Hinnahme der elterlichen Entscheidung und selbstbewusste Konfrontation mit dem neuen Umfeld lohnt sich offenkundig und bietet unverhoffte Erfahrungsmöglichkeiten in einem Ausmaß, das die Szenerie fast schon unwirklich stilisiert und diese Textpassage als Schlüsselstelle von weiterreichender Bedeutung erscheinen lässt. Die an dieser Stelle erstmals erfahrene Distanz zu den Eltern und zum heimischen Hof, die hier vor allem durch landschaftliche Gegensätze markiert wird, taucht in Variationen in Theresia Oblasers Kindheitserinnerungen mehrfach auf und scheint somit ein zentrales Lebensthema der Autorin anzudeuten.

Eine gewisse Ambivalenz gegenüber dem persönlichen Umfeld und die Akzentuierung der eigenen Person und Subjektivität vor dem Hintergrund einer eher traditionell geprägten und keineswegs als ungebrochen harmonisch erlebten Familienatmosphäre kommen auch in folgender Schlüsselstelle der Kindheitserzählung zum Ausdruck:

„Ich erfand ein wunderschönes Sommerspiel. Gleich nach dem Aufstehen ging ich barfuß vor das Haus und setzte mich auf die Hausbank. Die Sonne wärmte mich und überflutete mich mit Licht. Ich schloss die Augen und sah in dieses Licht. Dann drückte ich einige Zeit die Hand an meine Augen oder rieb sie mit dem Zeigefinger. Dadurch entstand hinter den geschlossenen Lidern ein Farben- und Formenspiel, das es in Wirklichkeit nicht gab: Sterne und Kreise, die sich bewegten, und Farben, die ich nicht benennen konnte. Die bloßen Füße auf dem kühlen Boden, der Körper von der Sonne erwärmt, und das Köpfchen voll Licht und Farben – das war das volle Glücklichein! Oder ich machte das Stubenfenster auf und setzte mich auf die schmale Fensterbank; dann bewegte ich das Fenster hin und her, so dass sich die Umgebung des Hauses im Fenster spiegeln konnte. Dadurch wurde diese sonst ganz gewöhnliche Umgebung zur Märchenlandschaft, und durch das Bewegen des Fensters hatte ich das Gefühl, durch sie zu schweben. Die Wiese und die Bäume erschienen in einem Märchengrün, weil der Fensterspiegel das Bild nicht scharf wiedergab, sondern verzaubert durch Schatten und Licht, und alles verkehrt. Immer wieder musste ich vergleichen, ob denn das Bild in diesem Zauberspiegel schon dasselbe sei wie in

der Wirklichkeit. Durch dieses bewegte Fenster sah ich eine Schönheit der Welt vor dem Haus, die mir sonst nicht auffiel.¹⁰⁹

Auf der Bank vor dem Haus sitzend, fällt der Autorin nicht etwa ein, den für Besucher/-innen ziemlich imposanten Panoramablick über das Salztal zu beschreiben.¹¹⁰ Vielmehr überlässt sie sich – zeitweise unter expliziter Ausschaltung des Gesichtssinns – verschiedenen anderen Empfindungen, die im Verein mit ihrer kindlichen Fantasie zu einer lustvollen, selbstbezogenen Gegenwelt verfließen.

Wiederum bedarf es einer ‚Auszeit‘ und eines ‚Spiegels‘, um alltägliche Gegebenheiten der eigenen Umwelt bewusst, erinnerlich und erwähnenswert zu machen. Räumlich getrennt und gebrochen durch ein bewegtes Fenster, erlebt die Autorin die Umgebung ihres Elternhauses als (verfremdete) Landschaft, durch die sie sich wie schwebend – gewissermaßen Raum und Zeit sowie sämtlichen, selbst im Kindesalter schon allgegenwärtigen Verpflichtungen entbunden – bewegen und eine sonst nicht erfahrene „Schönheit der Welt“ wahrnehmen kann. Es ist kein Vorgaukeln einer irrealen Welt, was hier passiert, sondern es wird deutlich, dass das alltäglich Gegebene unter einem leicht veränderten Blickwinkel neue, unvermutete Reize entwickeln kann. Und fest steht auch, dass die Autorin sich diesen ‚Luxus‘ einer veränderten, ja gewissermaßen sogar eigenständig manipulierbaren Weltsicht und einer genussvoll auf den eigenen Körper konzentrierten Wahrnehmung von Empfindungen dank spielerischer Kreativität *selbst* verschaffen kann. Für eine Autobiografie aus bäuerlichem Milieu ist dies, selbst wenn sie kindliches Erleben in den Vordergrund stellt, eine sehr ungewöhnliche Fokussierung auf subjektives, interesseloses Wohlgefallen und den Anspruch, die eigene Umwelt bisweilen hinter sich zu lassen oder einfach von hintenherum zu betrachten.

Sind räumliche Referenzen bei Theresia Oblasser fast durchwegs eingebettet in dramatisch-episodische Erzählungen¹¹¹, so lassen sich in Elisabeth Glettlers landschaftsbezogenen Ausführungen vermehrt Beschreibungen feststellen, während Passagen mit szenischem Erzählcharakter nur vereinzelt eingestreut und häufig von resümierenden Argumentationen begleitet sind.

Eine gewisse Parallele zur obigen Szene des „vollen Glücklicheins“ findet sich in Elisabeth Glettlers bereits zitierte Erzählung von den kindlichen Freuden auf dem eigenmächtig ausgedehnten Heimweg von der Schule (vgl. Anm. 37). Das nicht minder sinnenfreudige Vergnügen ist bei ihr noch deutlicher außerhalb des Elternhauses in einer außergewöhnlich idyllischen Landschaft angesiedelt. Allerdings ist die eigenwillige ‚Extratour‘ im Fall der Grabenkinder eine gemeinschaftliche, und im Gegensatz zu der nur vage mitschwingenden ‚Ungehörigkeit‘ des spielerischen Zeitvertreibs Theresia Oblassers werden die Schulwegfreuden der Grabenkinder gleich zum manifesten Verstoß gegen ein elterliches Gebot und unmittelbar sanktioniert. In vergleichbarer Weise endet bei anderer Gelegenheit auch der naiv-kindliche Glaube an die tatsächliche Existenz eines Schlaraffenlands bei der Konfrontation mit dem Realitätssinn der Mutter wie der Lehrerin ernüchternd.¹¹²

Noch offensichtlicher werden Unterschiede in der sozialen wie familiären Einbettung und der daraus resultierenden Selbstsicht beider Autorinnen in einer Referenzstelle zum ersten angeführten Oblasser-Zitat vom Aufenthalt bei ihrer Tante. Festgehalten wird hier ebenfalls eine der frühesten Kindheitserinnerungen Elisabeth Glettlers, ein Erlebnis des

zeitweiligen Verlassen- bzw. Auf-sich-allein-Gestellt-Seins, das mit landschaftlichen Impressionen verbunden ist und ebenfalls relativ breit reinszeniert wird. Während die kleine Theresia ihrer kinderlosen und einsamen Tante als Kinderersatz und primär zu deren Aufmunterung anvertraut wird, wird Elisabeths Ausflug mit ihrem Ziehbruder zum Heidelbeerpflücken im Wald im thematischen Feld¹¹³ des eigenen Zur-Last-Fallens und der schweren Beanspruchung der älteren Ziehgeschwister, beispielsweise durch Aufsichtspflichten gegenüber den jüngeren, erinnert:

„Er mag etwa dreizehn Jahre alt gewesen sein und ich fünf, als er mich zum Schwarzbeerensuchen mitnehmen musste. Er hatte wohl nicht mit meinem schlechten Orientierungsvermögen gerechnet und mit meiner Ungeduld, wenn etwas länger dauerte. Ich hatte ihm eine Zeit lang beim Riffeln geholfen, als er mir befahl, bei einem bestimmten Baum sitzen zu bleiben, bis er mich wieder abhole. Ich versprach es ihm. Er wollte noch höher hinaufgehen, dorthin, wo er vor Wochen viele Schwarzbeeren gesehen hatte, die zum Pflücken aber noch zu grün gewesen waren. Als er längere Zeit nicht zurückkam, entschloss ich mich, ihn suchen zu gehen. Da er ja gesagt hatte, er wolle bergauf gehen, tat ich dasselbe. Nach einiger Zeit hörte das Schwarzbeerlaub auf, das dichter werdende Himbeergestrüpp ließ keinen Weg frei. Ich begann, seinen Namen zu rufen, aber es kam nur gelegentlich das Echo zurück, sonst nichts. Ich ging abwärts und erreichte wieder das Schwarzbeerlaub, aber es sah hier fremd aus, den Baum, bei dem er mich zurückgelassen hatte, fand ich nicht mehr. Mir fielen Geschichten von Wilderern ein, die die Mutter häufig erzählte, die Geschichte von Zigeunern, die einmal das Kind von Bauern mitgenommen hatten. Ich glaubte, verdächtige Geräusche zu hören, wich zurück, begann zu laufen, blieb stehen, rief immer wieder den Namen meines Bruders, lief weiter. Müde von dem Bergauf und Bergab, das Gesicht vom Weinen nass – ich erinnere mich, dass ich mir die Tränen und den Rotz immerfort mit der Schürze abwischte – und heiser vom Rufen, muss ich wohl eingeschlafen sein. Es war schon fast dunkel, als er mich fand. Dann ging es den weiten Weg nach Hause. Die Mutter, froh, dass wir endlich da waren, machte dem Bruder Vorwürfe, nicht genug aufgepasst zu haben.“¹¹⁴

In Anbetracht der entgegengesetzten Vorzeichen endet dieser ‚Ausflug‘ mit einer älteren Aufsichtsperson wohl nicht ganz zufällig – weitab von der Bewunderung landschaftlicher Besonderheiten – fast in einem Fiasko. Die fremde Umgebung präsentiert sich hier unübersichtlich, gefährvoll, undurchdringlich; in der Waldeinsamkeit werden Ängste zu Begleitern, und körperliche Empfindungen vermehren das Unwohlsein. Auch hier steht am Beginn eine Regung kindlichen Eigensinns; die Unfolgsamkeit führt aber in die Irre und endet beinahe tragisch. Während die kleine Theresia bei ihrem ersten Aufenthalt in der Fremde schon zu hören bekommt, dass sie einmal eine „tüchtige Bäuerin“ werden wird, verläuft sich das unehelich geborene Ziehkind im Dickicht des Waldes und wird dabei noch von dem Glauben an Kinder stehlende Zigeuner verfolgt.¹¹⁵ Auch wenn sich Elisabeth Glettler explizit nur an zwei Episoden erinnert, in denen ihr prekärer Status als nur geduldetes Familienmitglied angesprochen wird, ist die Verunsicherung spürbar und nachhaltig.¹¹⁶

Vergleichsweise selbstsicher geht die Bergbauerntochter Theresia etwa im selben Alter – trotz ihrer Angst vor den vielen bellenden Hunden am Weg – erstmals allein ins Tal, um

etwas im Haushalt dringend Benötigtes einzukaufen und der Mutter damit eine Freude zu machen. „Wie ich den weiten, steilen Weg allein wieder nach Hause gefunden habe und wie lange ich gebraucht habe, weiß ich nicht mehr.“¹¹⁷ Es ist demnach primär der eigenständige Entschluss zum Fortgehen und die damit verbundene persönliche Bewährungsprobe, die diese Begebenheit erzählens- und erinnerenswert machen.

Der darstellerisch-deskriptive Gehalt tritt in dieser Erzählpassage – wie schon im vorhergehenden Zitat von Elisabeth Glettler – zugunsten expressiver, auf das persönliche Erleben bezogener Inhalte in den Hintergrund. Daher bleibt die Aussagekraft dieser Textstellen in Bezug auf landschaftliche Besonderheiten der jeweiligen Gegenden gering, in Hinblick auf das Selbstverständnis der Autorinnen jedoch sind sie weitere Mosaiksteine, und es zeichnet sich zusehends ab, dass viele Landschaftsthematisierungen in autobiografischen Texten ebenso viel mit subjektiven wie mit objektiven Wirklichkeiten zu tun haben. Mitunter erfordert das Weggehen von zu Hause von Theresia Oblasser zwar eine gewisse Selbstüberwindung, es bringt aber – wie auch andere Begegnungen mit der Außenwelt – oft ungeahnte Bereicherungen mit sich. „Unser Hof stand einschichtig, Nachbarn gab es erst eine Viertelstunde weit entfernt. Jeder Mensch, der zu uns kam, erweckte daher unsere Neugier; wir waren fremde Menschen nicht gewohnt.“¹¹⁸

Beide Autorinnen bringen die Abgeschiedenheit ihrer Wohnorte explizit mit gewissen kindlichen Verhaltensprägungen in Verbindung und schärfen umgekehrt ihr Selbstbild an unterschiedlichen ‚Eindringlingen‘ in ihren Lebensraum. Während Theresia Oblasser in der Folge einige der herumziehenden Bettler und deren fremdartiges Erscheinungsbild beschreibend ins ‚Visier‘ nimmt, sind es bei Elisabeth Glettler vor allem die Mitglieder einer reicheren Bauernfamilie, die in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 auf einer höher gelegenen Almhütte Zuflucht suchen und bei der damals Fünfjährigen tiefe Eindrücke hinterlassen, welche letztlich in die bereits oben zitierten Reflexionen münden (siehe Anm. 103).

Aus einer Grundhaltung der Neugierde heraus erlebten beide Autorinnen von klein auf Bücher als entscheidende Medien der persönlichen Horizonterweiterung. Dass Theresia Oblasser deutlich öfter auf Lesestoffe und Bilder referiert, mag vor allem damit zusammenhängen, dass ihr Erzählzeitraum auch die Jugendphase mit einschließt. Über den gesamten Text verstreute Lektüreerfahrungen und Bildimpressionen formieren sich bei ihr zu einer sekundären Erlebniswelt, deren konkrete Eindrücke in kindlichen Deutungsversuchen immer wieder mit der eigenen familiären und landschaftlichen Umgebung abgeglichen werden. Neue Erkenntnisse aus dem Schulunterricht werden gleich auf dem Heimweg durch Wald und Feld überprüft.¹¹⁹ Auf Heiligenbildern entdeckt sie Sträucher und Baumformationen, die ihr aus eigenen Arbeitsbereichen, wie z.B. beim Besorgen von Ziegenfutter aus dem Wald, bekannt vorkommen.¹²⁰ Zugleich bieten manche dieser Bildmotive auch Projektionsmöglichkeiten für eigene Sehnsüchte und Einsamkeitsgefühle.¹²¹

Während das „Grablerkind“ Elisabeth Glettler bis zum zehnten Lebensjahr keine Außenwelt jenseits des nächsten Dorfes kennengelernt hat und sich beispielsweise nur darüber wundern kann, woher der Dichter Rosegger in seiner Erzählung von der „Christtagsfreude“ so genau wusste, wie bei ihnen zu Hause im Graben Weihnacht gefeiert werde¹²², wird die jugendliche Theresia Oblasser durch Bücher auch immer wieder verunsichert: „Dieses Buch brachte mich dazu, manches anders zu sehen, was bei uns zu Hause selbstverständlich



Abbildung 2: Theresia Oblasser mit circa 19 Jahren (um 1960); im Hintergrund ein Stück des alten Weges vor der Errichtung der neuen Zufahrtsstraße auf den Großsonnberg nahe Taxenbach, Pinzgau

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Fotosammlung Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen

war. Das war jedoch nicht schön für mich, denn bis dahin war ich sicher, dass daheim alles richtig war.¹²³ So sehr bestimmte Darstellungen in Kinderbüchern vertraute Abläufe und elterliche Verhaltensweisen in Frage stellen können und eine bestimmte Erzählung sogar geeignet ist, am eigenen Status als leibliches Kind der Eltern zu zweifeln¹²⁴, so sehr bieten andere Werke wieder reichhaltige Anregungen, sich gemeinsam mit Schulkameradinnen als „Höhlenkinder“¹²⁵ die umliegenden Felsen als Nischen selbstbestimmten Kindheitserlebens (und später wohl auch Bäuerinnendaseins) in einer im Grunde geschätzten naturräumlichen Umgebung anzueignen.

Die Bezugnahme auf landschaftliche Gegebenheiten erfolgt bei Theresia Oblasser also weniger aus unmittelbarem Erleben oder Erinnern heraus, sondern meistens indirekt, durch schulische oder ‚mediale‘ Anstöße oder eben durch seltene Gelegenheiten wie den Besuch bei einer auswärtigen Tante. Die vergegenwärtigten Landschaftseindrücke ordnen sich in ihrer Lebenserzählung verschiedenen anderen Erzählleitlinien unter und dienen zumindest teilweise als primär symbolische ‚Requisiten‘ bei der Inszenierung einer persönlichen Bildungsgeschichte, die zwischen Natur und Kultur, zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen Dableiben und Weggehen oszilliert und immer wieder Anstöße von außen zur genaueren Vergegenwärtigung des Eigenen nutzt.

Theresia Oblasser hat ihre engere Kindheitsumgebung zwar nie für längere Zeit verlassen, sie hat im Verlauf ihrer weiteren Lebensgeschichte aber in vieler Hinsicht gedanklich und kulturell zu den Herkunftsverhältnissen in Distanz zu treten gelernt, wobei sich insbesondere die ‚Möglichkeit des Fortgehens‘ offenbar zu einem tiefsitzenden Leitthema ihrer Biografie entwickelt hat. Ob in Schulweggeschichten, in Bezug auf die Arbeitsverpflichtungen als Erstgeborene einer Bergbauernfamilie, ob in referierten Gedichten und Kindersprüchen¹²⁶ oder später in differenzierten Stellungnahmen zu infrastrukturellen Fortschritten (Elektrifizierung, Straßenbau) und kulturellen Modernisierungsphänomenen auf dem Land – überall wird dasselbe Spannungsverhältnis in der Lebensgeschichte dieser Frau zwischen Hierbleiben und Fortgehen sowie zwischen althergebrachtem Eigenem und importiertem Fremdem deutlich.¹²⁷

Zum Schluss

Am Ausgangspunkt unserer Arbeit stand die Beobachtung, dass Landschaften oder allgemeiner: räumlich-physische Aspekte von Lebenswelten – obwohl diese gerade im 20. Jahrhundert vermehrt und teilweise beträchtlichen Umgestaltungen ausgesetzt waren – in der privaten Überlieferungspraxis der populären Autobiografik der letzten Jahrzehnte keinen allzu prominenten Stellenwert einnehmen. Nur wenn Lebensgeschichten durch grundlegende, insbesondere erzwungene Ortswechsel nachhaltig geprägt wurden, werden „unvergessliche“ Eindrücke von Orten der Kindheit häufig in ausführlicherer Form schriftlich festgehalten. Gelegentlich findet auch außergewöhnliches Landschaftserleben, das meist in einer dem Alltag enthobenen Freizeitatmosphäre bzw. in der Fremde angesiedelt ist, in retrospektiven Selbstzeugnissen seinen Niederschlag. In den allermeisten Fällen beziehen sich Landschaftsthematisierungen jedenfalls nicht auf die eigene, gewohnte Lebensumgebung, deren Wandel man über Jahrzehnte mitverfolgt und mitgestaltet hat, sondern auf ‚exotische‘ oder biografisch weit zurückliegende Landschaftserfahrungen.

In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass die Wiedergabe landschaftlicher Eindrücke und Erfahrungen in retrospektiven Erinnerungstexten auf einer doppelten Brechung bzw. einer zweistufigen Distanznahme beruht: Die ursprünglich aus einer dem Alltagserleben partiell enthobenen Betrachterperspektive wahrgenommenen Landschaften müssen im Prozess des lebensgeschichtlichen Schreibens aus meist großem zeitlichem Abstand rekonstruiert werden können, das heißt, die im Lebensverlauf internalisierten Landschaftsbilder müssen auch bei einer späteren selektiven Zuwendung Relevanz zugewiesen erhalten, um in eine autobiografische Gesamtdarstellung Eingang zu finden. Zum einen scheint landschaftlichen Veränderungen im vertrauten, alltäglichen Umfeld diesbezüglich also wenig Bedeutung beigemessen zu werden, zum anderen mag es für nicht-professionelle Schreiber/-innen aber auch leichter sein, sich auf fremde Landschaften zu beziehen als eine entsprechend distanzierte Schreib- bzw. Erinnerungshaltung in Hinblick auf ihre persönliche Lebenswelt einzunehmen.

Unter Rückgriff auf den phänomenologischen Ansatz zur Konstitution von Lebenswelt versuchten wir uns in der Folge mit einem feineren Raster der Thematik zu nähern und die Repräsentation von Landschaftsaspekten in autobiografischen Manuskripten

differenzierter zu fassen. Ins Blickfeld gerieten somit jegliche landschaftsbezogenen Äußerungen in den Erzähltexten, die unter konsequent subjektiver Perspektive und immer im Rückbezug auf die elementaren Strukturen der Lebenswelt auf ihre biografische Bedeutung hin hinterfragt wurden.

Mit der kontrastierenden Analyse zweier lebensgeschichtlicher Erzähltexte von heute knapp über 70 Jahre alten Frauen wollten wir die auffällige empirische Diskrepanz in der Landschaftsthematisierung aus ‚nah‘ und ‚fern‘ weiter ergründen. Die Ausführungen Elisabeth Glettlers, die dem ländlichen Ort ihrer Kindheit noch als Jugendliche den Rücken gekehrt hat und seither immer in Großstädten lebte, boten das erwartete, dichte Erinnerungsgeflecht an raumbezogenen Eindrücken rund um eine entsprechend angelegte Haupterzähllinie. Bemerkenswert an den Landschaftsbildern in dieser Kindheitsautobiografie ist vor allem ihr Reichtum an sozialen Facettierungen. Die räumlich wie sozial exponierte Stellung der Autorin als Ziehkind einer in der Einschicht lebenden Holzarbeiterfamilie, aber noch vielmehr ihre außergewöhnliche Bildungsgeschichte bilden offensichtlich die Voraussetzungen für diese differenzierte und – auch in ihren landschaftlichen Dimensionen – vor allem an sozialen Distinktionen überreiche Beschreibung der kindlichen Lebenswelt.

Von der zweiten ausgewählten Kindheitsautobiografie einer Bergbäuerin erwarteten wir eine tendenziell geringere Präsenz landschaftlicher Aspekte – eben aufgrund der Schwierigkeit, eine Landschaft, mit der man tagtäglich unmittelbar konfrontiert ist – quasi ‚aus ihrer Mitte heraus‘ – differenzierter zu beschreiben, solange man nicht nachhaltiger Abstand von ihr genommen hat. Diese Erwartung wird in den Kindheits- und Jugenderinnerungen Theresia Oblassers im Gegensatz zu vielen anderen, vor allem älteren Texten der populären Autobiografik keineswegs eindeutig erfüllt. Es zeigt sich jedoch, dass etliche landschaftsbezogene Textpassagen auf einer bloß mittelbaren ‚Wahrnehmung‘ beruhen oder Landschaftsbezüge eher beiläufig in anderen thematischen Kontexten aktualisiert werden. Das äußere Erscheinungsbild des elterlichen Anwesens und seiner Umgebung werden etwa vorwiegend nur indirekt und in Kontrast zur Beschreibung eines Hofes von Verwandten, durch ein Kinderspiel mit bewegten Fenstern oder durch ein Abgleichen mit Bildmotiven und Lektüreinhalten ‚sichtbar‘.

Die Autorin interessiert sich in der Rückschau auf ihr Kindheitserleben merklich weniger für das äußerlich und fraglos Gegebene, sondern ist vielmehr immer wieder bestrebt, einerseits durch ihre Fantasie alternative Ansichten freizulegen und sich andererseits gemäß eigenen Interessen die weitere Welt zu erschließen. Während Elisabeth Glettler ihre Kindheitsumgebung des Grabens deutlich von einem Standpunkt außerhalb her in Augenschein nimmt, scheint der Blick Theresia Oblassers auf ihren Lebensraum mehr an verschiedenen ‚Fluchtpunkten‘ orientiert, was wohl Ausdruck einer tiefergehenden Ambivalenz der Erzählerin zwischen dem Bestehenden, Althergebrachten vor Ort und potenziellen Bildungs- und Entfaltungsmöglichkeiten ist, welche vorwiegend anderswo geortet werden. Die Tatsache wiederum, dass die Autorin im weiteren Verlauf ihres Lebens viele dieser Möglichkeiten tatsächlich genutzt hat, dürfte nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass sie – mehr als viele andere eingewohnte Landbewohner/-innen – ihre engere Lebensumgebung auch in vielerlei ‚Spiegeln‘ bzw. aus fremden Blickwinkeln – eben ein Stück weit aus der Ferne – zu betrachten gelernt hat.

Freilich wären in diesem Fall noch weitere Motive zu berücksichtigen, die für bestimmte Aspekte der Landschaftsthematisierung ausschlaggebend sein könnten. Gerade

für bergbäuerliche Landwirtschaften brachte der Ausbau der ländlichen Infrastruktur in den 1950er bis 1970er Jahren enorme Veränderungen in den Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftsweisen, aber auch im äußeren Erscheinungsbild der bäuerlichen Anwesen und ihrer Umgebungen mit sich. Dass Menschen, die als Jugendliche und junge Erwachsene mit derart gravierenden, alltagsrelevanten Umbrüchen konfrontiert waren, diese zumindest ansatzweise auch in ihren Lebenserinnerungen thematisieren, wie Theresia Oblasser es in einigen Textabschnitten tut, ist grundsätzlich nicht verwunderlich.

Weiters werfen beide hier ausführlicher behandelten autobiografischen Texte die Frage auf, inwiefern sich eine jüngere Generation von während oder nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen ‚Zeitzeugen‘ auf der Suche nach historisch oder kulturwissenschaftlich relevanten Themen und Erfahrungen aus der von ihnen erlebten Zeitspanne neu orientiert und dabei möglicherweise auch alternative Erzähl- und Darstellungsweisen entwickelt. Die beiden analysierten Kindheits- und Jugendautobiografien setzen jede auf ihre Weise zweifellos originelle Akzente in der Beschreibung ländlicher Lebenswelten und sind nicht zuletzt deshalb in der einschlägigen Buchreihe zur Veröffentlichung gebracht worden. Da Fragen des Umweltschutzes oder der Raum- und Landschaftsplanung in Österreich etwa ab den 1970er Jahren in öffentliche Diskurse Eingang gefunden haben, ist zu erwarten, dass entsprechend sensibilisierte Schreiber/-innen diese Entwicklungen respektive ihre persönliche Auseinandersetzung mit der Umwelt in absehbarer Zeit in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen stärker berücksichtigen werden, als es derzeit noch der Fall ist.

Ungeachtet aller konkreten Parallelen oder Gegensätze, die in Bezug auf Landschaftsdarstellung und Selbstthematisierung in den beiden Lebenserzählungen herausgearbeitet wurden, wurde offenkundig, wie untrennbar die beiden Fragestellungen – die räumliche ‚Vermessung‘ der Kindheitswelten und die Entfaltung der eigenen Bildungsgeschichte – in der hier untersuchten Textsorte miteinander verflochten sind. Landschaftsdarstellungen in Autobiografien sind daher mit Sicherheit nicht einfach als Objektivationen vergangener physisch-räumlicher Wirklichkeit oder als deren subjektive Abbildungen zu betrachten, sondern es kommt ihnen eine spezifische Bedeutung und Funktion in einem nur als Ganzes zuverlässig zu entschlüsselnden lebensgeschichtlichen Erzählzusammenhang zu. Da Landschaften speziell in dieser Textsorte der populären Autobiografie kaum aus ästhetischen Motiven und um ihrer selbst willen festgehalten werden, ist es angebracht, sie aus den jeweiligen inhaltlichen und erzählerischen Kontexten heraus als ‚Ausläufer‘ tiefergehender lebensweltlicher Sinnzusammenhänge zu sehen, deren konkrete Bedeutung im Einzelfall erst im Zuge einer umfassenden Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte – vorzugsweise auch in Konfrontation mit dem real gelebten Leben der Schreiber/-innen – erschlossen werden kann.

In dieser Richtung ist auch unsere Ausgangsthese, obwohl ihr zweifellos elementare Muster raumbezogener Erinnerung und Erfahrungsverarbeitung zugrunde liegen, in ihrer Pauschalität zu revidieren bzw. weiter zu differenzieren. Bei einer beträchtlichen Anzahl von Menschen wurzelt persönliche Identität sicher sehr elementar nicht nur in den familiären oder sozialen Verhältnissen, sondern auch in den physisch-räumlichen Gegebenheiten früherer oder gegenwärtiger Lebensstationen. Unter gewissen Umständen können solche – möglicherweise mit dem Begriff „Heimat“ verbundenen oder in anderer Weise intensiver emotional besetzten Orte oder Landschaften – in retrospektiv verfassten Erinnerungstexten aktualisiert und bewusst thematisiert werden, unter anderen wieder auch

nicht oder nur in fragmentarischer Form, indem Landschaftsbezüge gewichtigeren thematischen Feldern untergeordnet oder an bestimmten Punkten mit nahegelegenen Erzählleitlinien verknüpft werden. Deshalb wird eine wissenschaftliche Analyse auf Basis autobiografischer Dokumente – egal unter welcher inhaltlichen Zielsetzung – sich nie damit begnügen können, deren „subjektiven Charakter“ zu „kontrollieren“ oder auszublenden, indem entsprechend eingestufte Äußerungen einfach nicht berücksichtigt werden. Wie die exemplarische Analyse zweier Lebensgeschichten gezeigt hat, gilt es vielmehr ganz im Gegenteil, die nicht wegzudenkende Subjektivität wie auch die Retrospektivität dieser Art von „Selbsteugnissen“ als deren eigentliche Stärken zu erkennen. Demzufolge wird man nicht darum herumkommen, einerseits die biografischen Brüche und Erfahrungsaufschichtungen eines langen Lebens – selbstverständlich vor dem Hintergrund allgemeiner historisch-gesellschaftlicher Entwicklungen und allenfalls darin begründeter kollektiver Erfahrungsbzw. Deutungsmuster – möglichst umfassend in rekonstruktiver Analyse freizulegen und andererseits auch die Rahmenbedingungen der konkret realisierten lebensgeschichtlichen Erzählhandlung in Betracht zu ziehen, um die wirklich relevanten Spannungsfelder zwischen „Vergangenheits-Ich“ und „Gegenwarts-Ich“, aus denen autobiografische Texte oder Erzählungen ihre inhaltlichen Stoffe und Formen beziehen, zuverlässiger orten bzw. benennen zu können.

Anmerkungen

- 1 Jean Paul, *Impromptu's*, welche ich künftig in Stammbücher schreiben werde [1812], in: Ders., *Sämtliche Werke*, herausgegeben von Norbert Miller, Band II/3: *Vermischte Schriften II*, München 1978, 814–823, hier 819.
- 2 Albrecht Lehmann, *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse*, Berlin 2007, 152.
- 3 Vgl. Lucius Burckhardt, *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*, Kassel 1980, 19–48; Christine Gamper, *Raubilder oder: wie Weltbilder und Bilderwelten die Raumwahrnehmung lenken. Versuch über den kulturell geformten Blick und seine räumlichen Folgen*, unveröffentlichte phil. Diss., Universität Wien 1999; Detlev Ipsen, *Ort und Landschaft*, Wiesbaden 2006, 71–98; Olaf Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft. Zur sozialen Definition von Landschaft*, Wiesbaden 2008, 19–58.
- 4 Vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003, 18.
- 5 Christa Hämmerle, „Ich möchte das, was ich schon oft erzählt habe, schriftlich niederlegen ...“ Entstehung und Forschungsaktivitäten der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 4 (1991) H. 2, 261–278; Günter Müller, „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir ...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: *Historische Anthropologie* 5 (1997), 302–318; vgl. auch <http://lebensgeschichten.univie.ac.at> (14.1.2011).
- 6 Michael Mitterauer, *Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik*, in: Hermann Heidrich (Hg.), *Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990*, Bad Windsheim 1991, 17–37.
- 7 Günter Müller, *Damit es nicht verlorengeht. Eigene Lebenserinnerungen zur Sprache bringen*, in: *bn. bibliotheksnachrichten* 59 (2007), 437–444; siehe auch http://www.lebensspuren.net/medien/pdf/Doku_Lebensgeschichten.pdf (14.1.2011).
- 8 Bei etwas mehr als 18.000 derzeit vergebenen Schlagwörtern verweisen nur rund 50 auf ausführlichere Landschaftsdarstellungen in insgesamt etwa 600 vollständig erfassten lebensgeschichtlichen Manuskripten.
- 9 Vgl. Michael Mitterauer, „Aber arm wollte ich nicht sein.“ Ein Rundfunkprojekt über die Lebensverhältnisse ländlicher Unterschichten, in: Hubert C. Ehalt (Hg.), *Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden*

- und Projekte einer Geschichte des Alltags (Kulturstudien, Bd. 1), Wien/Köln/Graz 1984, 143–161; Mitterauer, Lebensgeschichten sammeln, wie Anm. 6.
- 10 Bernd Jürgen Warneken, Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen 1985.
 - 11 Ebd., 20–23; Bernd Jürgen Warneken, Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster, in: Andreas Gestrich (Hg.), Biographie – sozialgeschichtlich. 7 Beiträge, Göttingen 1988, 141–162; Christa Hämmerle, Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs in der populären Autobiographik, in: Heidrich, Biographieforschung, wie Anm. 6, 36–60, 57–60; Klaus Bergmann, Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter, Opladen 1991.
 - 12 Warneken, Zur Schichtspezifik, wie Anm. 11, 146–151.
 - 13 Ebd., 142–146.
 - 14 Hämmerle, Formen des individuellen und kollektiven Selbstbezugs, wie Anm. 11, 43.
 - 15 Warneken, Zur Schichtspezifik, wie Anm. 11, 156 f.
 - 16 Eckhard Lobsien, Landschaft in Texten. Zu Geschichte und Phänomenologie der literarischen Beschreibung, Stuttgart 1981, 1.
 - 17 Ebd., 2.
 - 18 Der Schreibauftrag „Die Faszination des Fahrens. Persönliche Erfahrungen mit Fahrrad, Automobil und allem, was rollt ...“ wurde im Dezember 2001 an rund 1500 potenzielle Schreiber/-innen aus dem Autorekreis der Dokumentationsstelle versendet. Eine Auswahl aus den 143 eingesandten Erinnerungstexten findet sich in dem Editionsband von Kurt Bauer (Hg.), Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 50), Wien/Köln/Weimar 2003.
 - 19 Ebd., 216.
 - 20 Margaretha Kaiser, Wie ich zum Schreiben gekommen bin, in: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.): Beiträge der Aktion „Schreiben macht Freu(n)de“. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996, Bd. 1, Eigendruck, Wien 1997, [o.S.].
 - 21 Margaretha Kaiser, Nur ein Flüchtlingsmädchen ... Die Geschichte unserer Vertreibung aus Siebenbürgen, Gösing am Wagram 2008, 11.
 - 22 Albrecht Lehmann, Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland, 1945–1990, München 1991, 93.
 - 23 Ebd.
 - 24 Michael Klee, Ein persönliches Schicksal im 20. Jahrhundert aus Nordsiebenbürgen, unveröffentlichtes Manuskript [1992], Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, 1 f.
 - 25 Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main/New York 1995, 82.
 - 26 Ebd., 79.
 - 27 Hanns-Georg Brose/Bruno Hildenbrand, Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Dies. (Hg.), Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende (Biographie und Gesellschaft, Bd. 4), Opladen 1988, 11–30; Peter Alheit, Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung, in: Birgit Griese (Hg.), Subjekt – Identität – Person. Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden 2010, 219–249.
 - 28 Michael von Engelhardt, Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen, in: Walter Sparr (Hg.), Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990, 197–247, hier 211–216.
 - 29 Ronald Hitzler/Thomas S. Eberle, Phänomenologische Lebensweltanalyse, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg 2007, 109–118, hier 110.
 - 30 Vgl. Bernhard Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt am Main 1985, 154.
 - 31 Vgl. dazu Thomas Samuel Eberle, Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur verstehenden Soziologie, Konstanz 2000, 31 f.
 - 32 Vgl. Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, wie Anm. 30, 179–193.
 - 33 Vgl. Lobsien, Landschaft in Texten, wie Anm. 16, 1.
 - 34 Elisabeth Glettler, Kein siebenter Tag. Kindheit in der Einsicht (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 63), Wien/Köln/Weimar 2010. In den folgenden theoretischen Ausführungen wird bereits selektiv auf die zwei autobiografischen Texte Bezug genommen, die später einer genaueren Analyse unterzogen werden.

- 35 Ebd., 139.
- 36 Ebd., 141.
- 37 Ebd., 172.
- 38 Ebd., 114.
- 39 Ebd., 13.
- 40 Thomas Luckmann, *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft*, Konstanz 2007, 187.
- 41 Ebd.
- 42 Ebd., 188.
- 43 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 30.
- 44 Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 314.
- 45 Ebd., 142.
- 46 Vgl. dazu Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft*, wie Anm. 3, 77–111.
- 47 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 42.
- 48 Ebd., 106.
- 49 Ebd., 10.
- 50 Ebd., 116.
- 51 Ebd., 108.
- 52 Vgl. Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 3, 450.
- 53 Ebd.
- 54 Ebd., 33.
- 55 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 171.
- 56 Ebd., 24.
- 57 Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 71.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd., 71 f.
- 60 Glettler, wie Anm. 34, 33.
- 61 Ebd., 39.
- 62 Vgl. Schütz/Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, wie Anm. 4, 73.
- 63 Vgl. Lobsien, *Landschaft in Texten*, wie Anm. 16, 3.
- 64 In Hinblick auf die prinzipiell wiederherstellbare Reichweite müsste man wohl in diesem Fall die Unwahrscheinlichkeit einrechnen, jemals wieder in das Haus im Graben einziehen zu können.
- 65 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 190.
- 66 Vgl. Lobsien, *Landschaft in Texten*, wie Anm. 16, 6.
- 67 Theresia Oblasser, „Das Köpfchen voll Licht und Farben ...“ *Eine Bergbauernkindheit* (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 58), Wien/Köln/Weimar 2006, 19.
- 68 Vgl. Rita Maria Garstener, *Zwischen Hofchronik, Amateurliteratur und Reportage. Autobiographisches Schreiben über ländliche Vergangenheit*, in: *Sozialwissenschaftliches Journal* 2 (2007) H. 1, 84–101.
- 69 Vgl. Michael Mitterauer, „Ich in der Geschichte, Geschichte im Ich“. Zur „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien“, in: Klaus Amann/Karl Wagner (Hg.), *Autobiographien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard*, Innsbruck/Wien 1998, 241–269, hier 248–251.
- 70 Vgl. http://www.salzburg.com/wiki/index.php/Theresia_Oblasser (14.1.2011).
- 71 Vgl. Günter Müller, „Vielleicht interessiert sich mal jemand ...“ *Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferung*, in: Peter Eigner/Christa Hämmerle/Günter Müller (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*, Wien 2006, 76–94.
- 72 Volker Depkat, *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), 441–476, hier 453 f.
- 73 Ebd., 454.
- 74 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 206.
- 75 Der Autor bezieht sich hier auf das von Karl Bühler entworfene Organonmodell der Sprache; vgl. Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Stuttgart/New York 1982, 28–35.
- 76 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 209 f.; Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1: *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*, Frankfurt am Main 1981, 435–439.
- 77 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 122.

- 78 Ebd., 122.
- 79 Ebd., 121.
- 80 Ebd., 122.
- 81 Zu den Begrifflichkeiten vgl. Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann, *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen 2002, 24 f.
- 82 Vgl. von Engelhardt, *Biographie und Identität*, wie Anm. 28, 217.
- 83 „Es taucht immer wieder der Wunsch nach Veröffentlichung bei mir auf. Es würde dem Schreiben noch mehr Sinn geben“, schreibt etwa Theresia Oblasser im Begleitbrief zur Einsendung ihres ersten Teilmanuskripts am 7. März 1988. „Ich wünschte mir, mit jemandem darüber zu reden, das Geschriebene weiterzugeben, zu erfahren, ob es anderen Menschen etwas bedeute“, formuliert sie später in ihrem Beitrag zu einem Schreibauftrag der Dokumentationsstelle: *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* (Hg.), *Beiträge der Aktion „Schreiben macht Frau(n)de“*. Einsendungen nach einem Schreibauftrag im Dezember 1996, Teil 2, Eigendruck, Wien 1997, [o.S.].
- 84 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 7 f.
- 85 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 19.
- 86 Ebd.
- 87 Vgl. z.B. Anselm L. Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt*, Bd. 10), München 1991; Jörg Strübing, *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*, Wiesbaden 2004.
- 88 Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, wie Anm. 87, 43 f., 70 f.
- 89 Ebd., 57–62.
- 90 Strübing, *Grounded Theory*, wie Anm. 87, 18 f.
- 91 Vgl. Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*, wie Anm. 25, 70–166.
- 92 Bruno Hildenbrand, Vorwort, in: Strauss, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, wie Anm. 87, 11–17, hier 12.
- 93 Vgl. auch Günter Müller, „So vieles ließe sich erzählen ...“ *Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik*, in: *Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* (Hg.), *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen*, Wien 1997, 335–356.
- 94 Dieser Vergleich orientiert sich ausschließlich an der von den Verfasserinnen selbst vorgenommenen Untergliederung und Titelgebung in den Originalmanuskripten und lässt redaktionelle Änderungen im Zuge der Drucklegung außer Acht. Ansonsten liegen der Analyse die publizierten Textfassungen zugrunde.
- 95 Vgl. Albrecht Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*, Frankfurt am Main/New York 1983, 17–27.
- 96 Theresia Oblasser, *Schulwegerlebnisse*, unveröffentlichtes Manuskript [1996], *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, 1.
- 97 Als Beispiel: „Wenn am Morgen der Nebel wie ein dichter Schleier über den Wiesen und dem Wald lag und auch den nahen Stall mit einschloss, nahte der Herbst. Der Frauentag, der 8. September, war schon vorbei, die Schwalben hatten sich an die Bauernregel gehalten [...]“ Glettler, wie Anm. 34, 180.
- 98 Glettler Elisabeth, *Kein siebenter Tag*, Originalmanuskript [2009], *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen*, 15. In der Buchfassung umfasst der ursprünglich so überschriebene Abschnitt die Seiten 33–83.
- 99 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 83.
- 100 Vgl. oben, Abschnitt *Erfahrungen – Landschaft*, 30 f.
- 101 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 80–83.
- 102 Ebd., 9–11, 143 f.
- 103 Ebd., 24.
- 104 Vgl. Kühne, *Distinktion – Macht – Landschaft*, wie Anm. 3, 33–35.
- 105 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 68 f.
- 106 Glettler, *Kein siebenter Tag*, wie Anm. 34, 27 und 31.
- 107 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 23–25.
- 108 Eine zweite vergleichbare, wenngleich knappere Gegenüberstellung findet sich noch im allerletzten Abschnitt der Jugenderzählung, wo die Atmosphäre auf einem Nachbarhof, auf den Theresia Oblasser letztlich einheiratet wird, unter mehreren Gesichtspunkten als freundlicher, heller, harmonischer skizziert wird (Oblasser, wie Anm. 67, 132).
- 109 Oblasser, *Das Köpfchen ...*, wie Anm. 67, 47 f.

- 110 Nur ein einziges Mal findet in dem autobiografischen Kindheitstext Theresia Oblassers die gegenüberliegende Talseite Erwähnung, nämlich in Zusammenhang mit der Kriegsheimkehr ihres Taufpaten, die vom vis-à-vis gelegenen Hof durch Aushängen eines großen Leintuchs signalisiert wird (Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 27).
- 111 Zu den verwendeten Textsortenbezeichnungen vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion narrativer Identität, wie Anm. 81, 141–175.
- 112 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 48–50.
- 113 Zum Begriff des thematischen Felds vgl. Aron Gurwitsch, Das Bewusstseinsfeld, Berlin/New York 1975, 251–302 bzw. Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, wie Anm. 25, 57–69.
- 114 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 15 f.
- 115 Sowohl das frühkindliche Verirren in einer scheinbar ausweglosen Situation als auch das eigentümlich gebrochene Bild der bedrohlichen, aber zugleich faszinierenden „Zigeuner“ finden sich als Topoi in den Erinnerungen unehelich geborener Kinder dieser und früherer Generationen auffällig häufig. Im Extremfall kippt die Gefahr des ‚Gestohlenwerdens‘ in der kindlichen Fantasie ziemlich unvermittelt in die Verlockung des Mitziehens mit den Fahrenden, wenn diese Kinder an einem schlechten Pflegeplatz ohnehin kaum etwas zu verlieren haben. Vgl. Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.), „Als lediges Kind geboren ...“. Autobiographische Erzählungen, 1865–1945 (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 53), Wien/Köln/Weimar 2008, z.B. 27 f., 144, 162 f., 229 f.
Auch die Bauerntochter Theresia Oblasser kennt das Gerücht von den Kinder stehlenden Zigeunern, spielt aber vielmehr mit dem Gedanken, selbst ein solches gestohlenen und an die eigenen Eltern verkauft Kind zu sein, möglicherweise sogar eine Prinzessin, die eines Tages von ihren richtigen Eltern gesucht und wiedergefunden würde (Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 77 f.).
- 116 Z.B. Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 29 f.
- 117 Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 26. Das Motiv der ungewissen Heimkehr taucht wenig später (ebd., 49) noch ein weiteres Mal – neuerlich in engem Zusammenhang mit der Mutter, die plötzlich ernsthaft erkrankt – auf und unterstreicht somit die lebensweltliche Bedeutung dieses Spannungsfeldes für die Autorin.
- 118 Ebd., 42.
- 119 Ebd., 60.
- 120 Ebd., 32.
- 121 Ebd.
- 122 Glettler, Kein siebenter Tag, wie Anm. 34, 190.
- 123 Ebd., 77; hier wird auf das Jugendbuch „Mein Bruder Michel“ von Doris Gates Bezug genommen.
- 124 Ebd., 77 f.
- 125 Ebd., 94; die Autorin bezieht sich auf die erfolgreiche Jugendbuchtrilogie „Die Höhlenkinder“ von Alois Theodor Sonnleitner, in der Kinder in eine entlegene Gebirgsgegend verschlagen und so plötzlich vor die Situation gestellt werden, sich auf früheren Stufen der Menschheitsentwicklung zurechtzufinden.
- 126 Z.B. ebd., 30: „Die Großmutter kannte viele Sprüche, die wir allerdings nicht immer gern hörten. [...] ‚Da alte Grabnbach, da alte Grabnbach, is nach Österreich ocheg‘fahrn. War a dahoam bliebn, war a dahoam bliebn, war eahm dös nit widerfahrn.‘ Neugierig fragten wir, was ihm denn ‚widerfahrn‘ sei. Aber das wusste sie nicht.“ Einen alten, wenig bekannten Spruch wie diesen unaufgelöst und unkommentiert in seine Lebensaufzeichnungen zu integrieren, ist so ungewöhnlich, dass es allemal lohnend erscheint, dahinter einen tieferen persönlichen Sinn für die Autorin zu vermuten.
- 127 Vgl. Christa Hämmerle, Lebensgeschichtliche Ambivalenzen. Eine Einstimmung, in: Oblasser, Das Köpfchen ..., wie Anm. 67, 9–17, 15 f.

Dorf – Berg – Heimat

Landschaftsbezüge in lebensgeschichtlichen Erzählungen muslimischer Frauen in Bulgarien

Die Region der Rhodopen und ihre muslimische Bevölkerung

Die Rhodopen sind eine der am dichtesten besiedelten Gebirgsregionen Europas. Früher (bis 1912) war das ganze Gebirge Teil des Osmanischen Reiches, nach den Balkankriegen¹ der Jahre 1912 bis 1913 wurde die Gebirgsregion zwischen Bulgarien und Griechenland geteilt. Im Zentrum meines Beitrags steht die Mehrheitsbevölkerung der Rhodopen: die sogenannten Pomaken, Bulgarisch sprechende Muslime. In Bulgarien leben mehr als 150.000 Pomaken, vor allem in den West- und Zentralrhodopen, während der östliche Teil stärker von ethnischen Türken sowie von christlichen Bulgaren besiedelt ist. Auch im Balkangebirge gibt es einige pomakische Dörfer, die kleine muslimische Enklaven unter der hier vorwiegend christlich-orthodoxen Bevölkerung bilden.

Die offizielle bulgarische Wissenschaft behauptet, dass die Pomaken Nachfolger der im 16. und 17. Jahrhundert unter Zwang islamisierten – früher christlichen – Bulgaren sind. Detaillierte Forschungen bulgarischer und internationaler Wissenschaftler/-innen der letzten Jahre weisen eher auf einen schrittweise verlaufenen, kulturell und wirtschaftlich begründeten Islamisierungsprozess unter den Rahmenbedingungen eines Lebens im Osmanischen Reichs hin.²

Im 19. Jahrhundert und bis zu den Balkankriegen der Jahre 1912/13 lebte die Mehrheit der Bevölkerung von der Schafzucht. Nachdem das Gebiet durch die neue Grenzziehung nach den Kriegen von der ägäischen Mittelmeerküste abgetrennt worden war, ging die Schafzucht zurück. Die Tabakproduktion begann bereits in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eine bedeutende Rolle zu spielen. In der wirtschaftlichen Entwicklung unterscheidet sich in dieser Zeit die Region der Westrhodopen von jener der Zentralrhodopen. Die Zentralrhodopen sind reicher an wichtigen Rohstoffen und wurden relativ stärker industrialisiert. Teile der muslimischen Bevölkerung waren nicht nur in der landwirtschaftlichen Tabakproduktion tätig, sondern auch an der industriellen Tabakverarbeitung in den nahe gelegenen Großstädten wie Plovdiv und Stara Zagora beteiligt. Die Westrhodopen blieben hingegen bis in die 1960er und 1970er Jahre abseits dieser Modernisierungsprozesse. Erst nachdem in den späten 1950er Jahren das Privateigentum an Grund und Boden abgeschafft und die Landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften (LPG) gegründet worden waren, wurde es für den Staat möglich, die Landwirtschaft in den Regionen nach seinen Erfordernissen zu strukturieren. So wurde die Landwirtschaft in diesem Gebiet vor allem auf die Tabakproduktion hin ausgerichtet.

Die für den Tabakanbau genutzte Bodenfläche hat sich infolgedessen in den moslemischen Dörfern der Goce-Delchev-Region³ innerhalb eines Jahrzehnts verdoppelt. Sie

vermehrte sich zwischen 1949 und 1958 von 11.394 *da*⁴ auf 18.000 *da*, mit einer Tendenz zur weiteren Ausdehnung, während die gesamte landwirtschaftlich genutzte Bodenfläche von 91.495 auf 67.918 *da* zurückging.⁵ Obwohl der Tabakanbau nach den 1950er Jahren (besonders nach der Gründung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften) die vorherrschende Kultur darstellte, wurden weiters auch Kartoffeln, Mais, Getreide und andere Feldfrüchte angebaut, und die für die Rhodopen traditionelle Schafzucht konnte ihren Platz teilweise bewahren. Die Forstwirtschaft, die ebenfalls eine zentrale Rolle spielte, hat diese bis heute nicht verloren.

Im 20. Jahrhundert unternahmen bulgarische Regierungen mit verschiedenen Maßnahmen immer wieder Versuche, die Volksgruppe der Pomaken unter Zwang zu assimilieren bzw. ihre Zugehörigkeit zur bulgarischen Nation historisch oder kulturell zu begründen. Während der Balkankriege wurde der Großteil der Pomaken zwangsweise christianisiert. Ein Jahr später wurde ihnen wieder erlaubt, den Islam zu praktizieren. In den 1930er Jahren startete in den Zentralrhodopen eine organisierte Bewegung mit dem Ziel, dass einzelne gebildete Pomaken sich zum Bulgarentum bekennen und dass sich so längerfristig eine bulgarisch-muslimische Kultur entwickelt. Den meisten Pomaken blieb diese Bewegung mit der Bezeichnung *Rodina* (Heimat) jedoch fremd – trotz aller Bemühungen vonseiten des bulgarischen Staates, diese Bewegung zu unterstützen.

Die kommunistische Staatsmacht respektierte nach 1944 anfangs die kulturelle Eigenständigkeit der Pomaken und gewährte das Recht auf freie Religionsausübung. Bereits in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren begannen jedoch die Bemühungen, ihre kulturelle Identität zu untergraben. In den folgenden Jahrzehnten – am intensivsten in den Siebzigerjahren – wurden die muslimischen Namen durch bulgarische ersetzt. Weiters wurden religiöse Bräuche und Feste verboten und das Tragen eines Schleiers wie auch andere Kleidungsgehnheiten der Muslime verfolgt. Die Frauen dieser Gemeinschaften waren ein bevorzugtes Angriffsziel dieser Politik, weil sie bestimmte traditionelle Zeichen ihrer Kultur – Kopftuch, Schleier etc. – öffentlich trugen und so als Trägerinnen muslimischer Kultur wahrgenommen wurden. Im Widerspruch zum propagierten Internationalismus war die staatliche Politik gegenüber den muslimischen Gemeinschaften also vielmehr nationalistisch geprägt und auf die Schaffung eines übergreifenden Nationalbewusstseins hin ausgerichtet. Gleichzeitig wurden die getroffenen Maßnahmen als ein Aspekt fortschreitender Modernisierungsprozesse gesehen.⁶

Die kommunistische Regierung versuchte diese Zwangsassimilierung mit parallel dazu eingeleiteten Modernisierungsmaßnahmen zu unterstützen. Um die räumliche Isolation zu brechen, wurde die Infrastruktur verbessert und Buslinien von der nahe gelegenen Stadt Nevrokop (Goce Delchev) in die Dörfer eröffnet. Die meisten Dörfer wurden in den 1950er Jahren elektrifiziert. Um die ideologische Gleichschaltung der Bevölkerung zu erleichtern, wurden die Dörfer „kinefiziert“, das heißt, es wurden Kinos eröffnet, in denen in der Regel ein- bis zweimal im Monat vor allem Wochenschauen und sowjetische Filme vorgeführt wurden.⁷

Erstmals gelangten in die Dorfgemeinschaften Bilder einer breiteren Außenwelt, deren Einfluss auf die kulturellen Werte der Bevölkerung nicht zu unterschätzen ist. Die gezeigten Filme als solche sind zwar kaum in der Erinnerung der Dorfbevölkerung geblieben. Was das Kino aber jedenfalls erreichte, war die Öffnung des Weges für das Fernsehen, das in den Siebzigerjahren in den Dörfern Einzug hielt. Die Entwicklung der Infrastruktur,

die Elektrifizierung und das Kino haben zweifellos die Lebenswelten verändert und bessere Bildungsperspektiven eröffnet; der starke und stetig zunehmende politische, kulturelle bzw. ideologische Druck hat jedoch auch zu weiteren Abkapselungsprozessen geführt.

Die Pomaken haben erst in den letzten zwei Jahrzehnten, nach 1989, die Möglichkeit erlangt, ihre Identität öffentlich zu kommunizieren, zu artikulieren und auszudrücken. So wurden eigene Leitbilder geschaffen, die betonen, dass die pomakische Bevölkerung seit jeher im Rhodopengebirge heimisch und eng mit der dortigen Natur verbunden ist. Ein Baum wird oft als Symbol dafür hervorgehoben: Es handelt sich dabei um eine in dieser Region verbreitete Baumart, die sogenannte *Drakova chelia*, deren Wurzeln intakt bleiben, wenn der Baum gefällt wird, sodass im darauf folgenden Jahr aus dieser Wurzel mehrere neue Triebe herauswachsen. Je mehr dieser Baum ‚geschlagen‘ wird, desto stärker vermehrt er sich. Dieser Baum wird als Symbol für die Zähigkeit und feste Verwurzelung der Volksgruppe trotz schwieriger natürlicher Lebensumstände und politischer Verfolgung gesehen.⁸

Ungeachtet dieser Heimatverbundenheit gab es über die Jahrzehnte auch mehrere Wellen der Aussiedlung von Familien in die Türkei, wenn der bulgarische Staat dies erlaubte.

Ab den 1970er Jahren wurden die Landschaften der Rhodopen zusehends auch als touristische Ressource erkannt und genutzt. Allerdings sind auch die von der Tourismuswerbung transportierten Bilder deutlich vom bulgarischen Nationalismus dieser Jahrzehnte geprägt.

In den touristischen Prospekten wurden die Rhodopen mit ihren breiten Bergweiden als ‚wahre Natur‘ stilisiert. Gezeigt wurden auch ein paar von ihrer christlichen Bevölkerung verlassene Dörfer mit ihren alten, steinbedeckten Häusern als Symbole nationaler bulgarischer Baukultur. Die Werbung konzentrierte sich auf die Naturschönheiten, auf die nationale Geschichte und auf Schisportorte. Die zahlreichen muslimischen Dörfer wurden als Touristenziele kaum propagiert. Sie blieben (und bleiben) abseits der Touristenpfade, scheinen in touristischen Landkarten teilweise gar nicht auf, als ob diese Orte abseits der Rhodopenlandschaften existierten. Die wachsende Bedeutung des Tourismus in den letzten Jahren hat somit wenig zur Integration der muslimischen Dörfer beigetragen.⁹

Die Religion

Die Zeit der kommunistischen Herrschaft in Bulgarien (1944–1989) war allgemein durch eine Politik des Atheismus geprägt, jedoch duldeten die Regierung in den ersten Jahrzehnten das Praktizieren des islamischen Glaubens. Seit den 1960er Jahren wurden diese Rechte immer weniger respektiert. In der Zeit der stärksten Verfolgung der muslimischen Religion blieb eine kryptoreligiöse Praxis im Verborgenen bestehen.¹⁰ Religiöse Kenntnisse wurden vor allem in den Familien weitergegeben, kleine Kinder wurden von den Alten, von Großmüttern und Großvätern, gelehrt. So sind bei den jüngeren Generationen religiöse Einstellungen entstanden, obwohl sie keinen systematischen Unterricht hatten. Beispielsweise wurden auch ganz spezifische Vorstellungen und Bilder des Islams über das Verhältnis von Mensch und Natur weitergegeben.

In der islamischen Welt steht die Beobachtung der Natur in der gnostischen und mystischen Tradition der Religion. In der Religion liegt eine untrennbare Verbindung zwischen

Mensch und Natur und zwischen Religion und Wissenschaft. „By refusing to separate man and nature completely, Islam has preserved an integral view of the Universe and sees in the arteries of the cosmic and natural world order the flow of divine grace, or *barakah*. [...] Man can learn to contemplate it, not as an independent domain of reality but as a mirror reflecting a higher reality“¹¹ Die Natur wird im Islam nie als profan wahrgenommen. Über die Jahrhunderte haben die gleichen Prinzipien der göttlichen Einheit islamische Wissenschaft, Kunst und Recht geprägt. Diese religiöse Einstellung beeinflusst auch die Wahrnehmung der Natur, und Spuren dieser Haltung lassen sich in lebensgeschichtlichen Erzählungen von muslimischen Frauen und Männern in den Rhodopen finden.

Die Frauen

Die Frauen standen im Zentrum von Bemühungen seitens der kommunistischen Staatsmacht, eine „Kulturrevolution“ im Leben der muslimischen Bevölkerung durchzuführen. Seit dem Ende der 1950er Jahre wurden gezielt Kurse für sogenannte „Lebenskultur“ organisiert. Die Teilnahme an organisierten Exkursionen wurde als eine mögliche Form der „Hebung der Kultur der Bulgaren mohammedanischen Glaubens“¹² gesehen. Ungeachtet der Versuche der offiziellen Propaganda, diese Aktionen als erfolgreiche Maßnahmen zur Erweiterung der Lebenshorizonte der Frauen darzustellen¹³, haben diese Bemühungen bei Angehörigen der älteren Generationen relativ wenig Spuren hinterlassen. Viel mehr hat in den nachfolgenden Generationen das gestiegene Ausbildungsniveau zur Intensivierung der Kontakte mit der weiteren Umgebung beigetragen.

Die regionale Presse der kommunistischen Partei berichtete in den 1960er und 1970er Jahren regelmäßig von den Modernisierungsmaßnahmen in den ländlichen Regionen, wobei die Rückständigkeit bzw. Geschlossenheit des traditionellen Frauenlebens in den muslimischen Gemeinschaften den Perspektiven der neuen sozialistischen Gesellschaft entgegengesetzt wurde. Die „Hebung der Kultur“ wurde eng mit der Überwindung der räumlichen Isolation in Zusammenhang gebracht.

„Die ersten Kursteilnehmerinnen sind mit Angst und Vorbehalten gekommen“, erinnert sich eine Kursleiterin, „sie dachten, dass sie nie von dem Kurs nach Hause zurückkommen würden. [...] Jetzt bewegen sich unsere Kursteilnehmerinnen, die im Gefängnis des alten patriarchalen Heims großgezogen wurden, die nicht mehr als ihren kleinen, steilen Garten und ihre steinigen Felder im Heimatdorf gekannt hatten, ganz frei durch die Straßen, sie sagen offen ihre Meinung, sie zeigen, was sie können und was sie noch möchten.“¹⁴

Die sozialistische Propaganda illustrierte die „Rückständigkeit“ der Region der Rhodopen mit der Beschreibung des Frauenlebens in der Vergangenheit: „Sie [die moslemische Frau] war einem schüchternen Reh ähnlich, sie schaute sich immer um, sie erlaubte niemandem, näher zu kommen. Die Frau der Rhodopen – sowohl die bulgarisch-mohammedanische Frau wie auch die türkische Frau – war eine Sklavin des Mannes. Sie ordnete sich ihm bedingungslos unter.“¹⁵ Und weiter:

„Die rhodopische Frau – Mohammedanerin – lebte wie in eine Zelle gesperrt: Sie bewohnte ein Haus mit Holzgittern, die die Fenster versperrten, sie ging mit schwarzem Schleier, um ihr Gesicht vor den Blicken der Menschen zu verstecken, einem beweglichen Gefängnis ähnlich, in dem sie nicht frei atmen konnte, damit kein Mann sie sieht. Auf den Ziegenwegen der Gebirge bewegte sich der Faden der beladenen Maultiere und ... Frauen. Insgesamt herrschte das Mittelalter im Alltag der rhodopischen Türken und bulgarischen Muslime.“¹⁶

Diesem Bild der Rückständigkeit in der Vergangenheit wird die Modernisierung wieder mit Veränderungen im Leben der Frauen gegenübergestellt:

„Die rhodopischen Frauen mohammedanischen Glaubens treten zunehmend in öffentliche Lebensbereiche hinein, sie werden vertrauter mit den Liedern, mit dem Lachen, mit den hellen Wohnungen [...]. Hätten sie in der finsternen Vergangenheit überhaupt davon träumen können, als sie nichts anderes als Küche, Feldarbeit und Sorge um die Kinder kannten?“¹⁷

In solchen Klischeedarstellungen wurden muslimische Frauen entweder in Verbindung mit den Innenräumen des Hauses – als „eingesperrt“ – oder in Verbindung mit (Haus-) Tieren beschrieben: Außerhalb des Hauses war sie wie ein „Reh“, sie ging zusammen mit den Maultieren die Ziegenpfade des Berges entlang.

Aufgrund der ideologischen Bedeutung, die räumlichen Veränderungen für das Leben der Frauen zugeschrieben wurde, stellt sich die Frage, wie denn die Raumvorstellungen der Frauen in den muslimischen Dörfern beschaffen waren und wie sich ihre räumliche Wahrnehmung und traditionellen Raumbilder tatsächlich verändert haben. Welchen Platz nehmen Raumbeschreibungen in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen ein?¹⁸ Eine weitere Frage geht dahin, wo, in welchen Kommunikationskreisen, die Raumvorstellungen von Frauen kommuniziert werden, welche generationenspezifischen oder intergenerationalen Erinnerungsgemeinschaften¹⁹ existieren, wo solche Vorstellungen (samt damit verbundenen Werthaltungen und Bedeutungen) vermittelt werden?

Die Raumbeschreibungen nehmen in den erzählten Lebensgeschichten von Frauen aller Generationen einen wichtigen Platz ein. Frauen arbeiteten in diesen muslimischen Dörfern bereits von ihrer frühen Kindheit an auf dem Feld, sie weideten Kühe, Schafe und Ziegen, sie pflügten mit Ochsen den Boden. Sie kannten und kennen genau alle Ortsnamen und Flurbezeichnungen in der Umgebung ihres Dorfes, wie etwa aus dem folgenden Erzählausschnitt deutlich wird: „Wir gingen zu den verschiedenen Feldern; manche sind nach Drozhna Livada gegangen, es gibt auch [viele andere Orte] – Dadovo, Selishte, es gibt auch Kostadin, Ravne, Usoes, Rido, Loevadar, Warata, dort gibt es auch Siv Chuchur. Um dorthin zu kommen, musste ich mich auf ein Pferd setzen. Dort gab es viele Bienen; nachdem aber die Alten gestorben waren, gab es sie nicht mehr.“²⁰

Die Schule hatte kaum einen Einfluss auf die Raumvorstellungen der Frauen der älteren Generation. Staatliche Schulen wurden in muslimischen Dörfern Ende der 1920er Jahre eröffnet. Manche Frauen haben die Religionsschulen bei den Moscheen besucht, die bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts existierten. Sie wurden auch von Mädchen besucht, und teilweise haben sogar weibliche Lehrerinnen unterrichtet. Gelernt wurde dort hauptsächlich

aus dem Koran. Frauen erwähnen oft ihren Glauben an das, was der Hodscha in der Moschee gesagt hat oder was ihnen zu Hause von der Großmutter gelehrt wurde:

„Ich habe nicht viel in der Schule gelernt, ich habe als Mädchen bis zur vierten Schulstufe gelernt, eine Schülerin war ich bis zur vierten Klasse. Wir haben damals alles primitiv gelernt, auf Steinen²¹, in der Schule. Aber in der Moschee – dort habe ich gelernt, davon weiß ich viel. Auch unsere Großmutter lehrte uns – wir haben einen Koran zu Hause gehabt –, und auch heute weiß ich viel, sehr viel. Jetzt gehe ich nicht in die Moschee, während dem Ramadan war ich, jetzt kann ich nicht mehr gehen.“²²

So hat der Schulunterricht für die in den 1920er und 1930er Jahren geborenen Frauen kaum die räumlichen Vorstellungen von ihrer Umgebung geprägt oder dazu beigetragen, die Grenzen des Dorfes zu überwinden. Nach ihren mündlichen Erzählungen haben Frauen dieser Generation nur ausnahmsweise das Dorf bzw. den Bereich der Felder, die ihren Familien gehörten, verlassen; wenn doch, dann vor allem aus gesundheitlichen Gründen. Die zu Fuß erreichbaren Gegenden und Orte bildeten gewöhnlich auch die Grenzen ihres Wahrnehmungskreises:

„Was hat meine Seele gesehen, was sind meine Füße gegangen! Wir sind zu unseren Feldern bis zum Dorf Gospodintzi²³ gegangen. Wer dort ein Feld hatte, ist dorthin gegangen, dort haben wir Roggen und Weizen gehabt. Es gab viele Felder dort. Dort wurde gemäht, es wurde mit den Pferden gedroschen, dann wird Mama es worfeln²⁴ und das Korn in Säcke einfüllen. Und weil ich die Kleinere war, sollte ich das Korn mit dem Pferd nach Hause bringen; Mama hat mir immer gesagt, dass ich es bringen soll, immer ich ... Wir waren drei Schwestern, jetzt ist eine gestorben, sie war die Älteste. Wir arbeiteten, wir pflügten mit den Ochsen, auch Mama arbeitete, und sie kochte uns, was Allah gibt. Als die LPG kam, wurden die Felder verteilt, mir wurde ein Feld ganz oben gegeben; ich arbeite, und ich schaffe es nicht – das war die junge Zeit. Das Dorf, in das ich geheiratet habe, ist gut, aber das Volk hat sich verderben lassen. Als ich heiratete, waren die Menschen noch sehr verlässlich. Ahmed kam zu uns ins Dorf, und ich ging in seines, weil meine Mutter von dort herkam.²⁵ So haben wir geheiratet, und ich habe das erste Kind zur Welt gebracht. Ich bin mit den Ziegen gegangen – Ahmed lässt mich mit den Ziegen allein, er geht zu seiner Maurerarbeit oder ein Dach decken und kommt erst am Abend zurück. Ich gehe mit den Ziegen den ganzen Tag, ganz allein. Ich habe keine Angst gehabt, allein zu gehen, bis zu den Kiefern ganz oben bin ich mit den Ziegen gegangen. Einmal möchte ich mit dem Kleinkind zu Fuß in mein Heimatdorf gehen. Wenn der Mensch noch jung ist, kocht das Blut in ihm, und ich sage zu Ahmed: ‚Hilf mir, das Kind auf meinen Rücken zu binden.‘ Er begleitete mich ein bisschen, und dann ging ich meinen Weg hinter den Felsen mit dem Kind auf meinem Rücken. Ich ging, das Kind lag ruhig im Sack auf meinem Rücken. Ich bin dorthin gegangen, damals gab es kein Telefon, gar nichts.“²⁶

Reisen

Wie oben erwähnt, versuchte der Staat ab Ende der 1950er Jahre, die jeweils junge Generation muslimischer Frauen von ihrer Umgebung zu trennen und sie ideologisch umzuerziehen, zu ‚modernisieren‘. Sie wurden in 45-tägige Kurse in der Stadt geschickt, um dort Unterricht in Politik, Gesundheitsaufklärung, Haushaltsführung etc. zu bekommen. Am Ende stand eine gemeinschaftliche Exkursion auf dem Programm, bei der meistens größere Städte und ein Heilkurort mit heißen Mineralwasserquellen besucht wurden. Solche Beschreibungen von eher als exotisch wahrgenommenen Reisezielen kommen in den Erzählungen relativ oft vor.

Ähnlich werden von Frauen in den 1970er und 1980er Jahren organisierte Exkursionen ins Ausland, in andere sozialistische Länder, vor allem in die UdSSR und in die DDR, beschrieben. All diese von oben organisierten Reisen werden heute mit gemischten Gefühlen erinnert. Die Frauen empfanden vielerlei Ängste vor diesen fremden Welten, die durch das Misstrauen in den Staat noch verstärkt wurden. Sie fürchteten beispielsweise, dass sie verhungern, dass sie das Trinkwasser nicht vertragen und krank werden würden, oder auch, dass sie kollektiv im Meer ermordet werden könnten.

Die Angehörigen jüngerer Frauengenerationen haben die Außenwelt jenseits ihrer Dörfer schon anders wahrgenommen. Hier hat die Schule ihre Funktion erfüllt, nicht nur durch die Vermittlung entsprechender geografischer Kenntnisse, sondern auch durch verschiedene Exkursionen und Jungpionierlager in der engeren oder weiteren Umgebung der Heimatregion in den 1970er und 1980er Jahren. Diese Reisen in der Schulzeit wurden in den Familien vor allem als Teil der Schulpflicht und nicht als Vergnügen gesehen – eine Pflicht, die von den Eltern respektiert wurde. Die Eltern haben auch die notwendigen Kosten für die Reisen übernommen und trotz knapper finanzieller Verhältnisse ihren Kindern die Teilnahme ermöglicht, notfalls indem eigens dafür gespart wurde:

„Als wir klein waren, war ich im Pionierlager in Belitza²⁷, da gab es ein Pionierlager; dort waren wir zwanzig Tage und auch auf einem schulischen Militärlager in Papaz Chair²⁸. In meiner Schulzeit habe ich keine Exkursionen verpasst. Keine Pionierlager. Was [im Rahmen der Schule] notwendig war, wurde mir [von den Eltern] nicht versagt. Ich kann nicht sagen, dass mich etwas zurückgehalten hätte. Wo es notwendig war hinzufahren, dort bin ich hingefahren. Niemals wurde gesagt, dass es kein Geld dafür gäbe, es gab. Wir sind gefahren. Alle fünf Kinder sind wir bis zur Matura in die Schule gegangen, und meine Eltern haben keinem von uns Kindern gesagt – wenn wir irgendwohin fahren sollten –, dass es nicht möglich ist. Nein, wir waren alle da, wo uns jemand gewollt hat. Wie es ihnen [den Eltern] gelungen ist – [mit dem Einkommen] von dem Tabak und mit dem, was mein Vater in der Forstwirtschaft verdient hat? Drei Lewa war sein Tageslohn, 90 Lewa war sein Lohn, den er nach Hause brachte, das war sein ganzer Verdienst – 90 Lewa. Sonst war alles von unserer Tabakarbeit. Sie haben sich eingeschränkt, damit es für uns reicht, und jetzt tue ich dasselbe. Als nach Murads²⁹ Matura seine Klasse in die Türkei fahren wollte – gerade damals passierte das große Erdbeben in Anatolien. So fuhren sie nach Kroatien, verbrachten ihre Exkursion, er war dabei. Ich habe das Geld aufgebracht, und so habe ich immer geschaut, dass sie keine Not erleben. Und jetzt haben sie das ganze Europa

da drüben gesehen. Manchester, sagte er, so eine Stadt habe ich nicht gesehen – so schön, so gut geordnet. Birmingham gefiel ihm nicht so gut. Sonst hat Murad auch in London zwei bis drei Monate gelebt, das war aber das erste Jahr, und das Heimweh hat ihn stark gequält.“³⁰

Die Arbeitswelt der Frauen: Das Feld und der Garten

Mädchen wurden bereits als Kinder gleich wie Buben als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft, vor allem zu Hilfsarbeiten bei der Vieh- bzw. Schafzucht, herangezogen:

„Bereits mit sieben Jahren wurde ich einmal auf dem Feld allein gelassen. Ich habe dort in einer Hütte ganz allein geschlafen. Mein Mann kann nicht wie ich säen. Ich habe das von meinem Vater gelernt. Ich bin für den Hügel geboren. Dort auf dem Hügel haben wir als Kinder gespielt, barfuß – Dornen, Steine –, wir waren auch als Hirten dort, oder um dort Holz zu sammeln.“³¹ Besonders Kinder aus ärmeren Familien und Waisenkinder wurden früh auf das Feld geschickt: „Ich bin den ganzen Tag allein auf dem Feld. Mein Vater und ein Onkel gehen auf den Markt, ich führe die Ochsen, und pflüge den ganzen Tag – den ganzen Tag, mit dem Pflug. So heute, so morgen – Waisenschicksal ...“³²

Die Dorftopografie wurde vor allem in der Familie, in der Nachbarschaft und der Dorfgemeinschaft vermittelt und hat sich in Form von zum Teil sehr detaillierten Raumbildern eingepreßt. Das gilt für Frauen aller Generationen, für Angehörige der älteren Generation mit relativ geringem Bildungsniveau ebenso wie für die heutigen Universitätsstudentinnen, die aus diesen Dörfern kommen. Sie erwähnen Felder, Orte, Wege und andere Merkmale, die ihre dörfliche Lebenswelt bestimmen. Die sie umgebende Landschaft wird differenziert benannt, aber nicht ästhetisch bewertet.

Wenn das Feld eher als ein Ort der Arbeit und ohne ästhetische Dimensionen beschrieben wird, werden Gemüse- und Obstgärten anders wahrgenommen. Gärten sind in dieser Gegend relativ neu. Sie wurden bereits in der kommunistischen Zeit ermöglicht, als in den 1960er Jahren die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG) kleine Grundstücke an Dorffamilien zu verteilen begannen, die für den eigenen Bedarf genutzt werden konnten, wobei ein Teil der Produkte auch auf dem Markt angeboten werden durfte. Nach der Wende von 1989, als Grund und Boden wieder Privateigentum wurden, hat man kleine Flächen in Dorfnähe als Gemüse- und Obstgärten zu benutzen begonnen. Es stellte sich heraus, dass trotz der Lage auf ca. 1.000 Metern Höhe Tomaten, Gurken und andere Gemüsearten kultiviert werden konnten.

Der Garten wird vor allem als weiblicher Ort beschrieben und nur im positiven Sinn erwähnt: als Ort freier Gestaltungsmöglichkeiten und als Ort der Begegnung mit anderen Frauen, auch mit christlichen; zugleich wird er auch als Zufluchtsort vor dem Druck und den Zwängen des kollektiven Lebens im Dorf beschrieben:

„An unseren Garten haben wir eine kleine Villa gebaut. Ich bin den ganzen Tag dort, ganz allein. Alles ist dort für mich, alles bekomme ich vom Garten. Er ist nur zehn Minuten von unserem Haus entfernt. Das Beste ist, dass ich auf dem Weg zum Garten üblicherweise niemanden treffe. Dort habe ich alles: eine Reihe Blumen ganz vorne, dann Tomaten, Gurken, Paprika, Kartoffeln, Zwiebel – alles, dieses Jahr auch ein

bisschen Tabak. Und wenn ich nach vorne hinausschaue, sehe ich mir gegenüber nur den Berg.⁶³³

Rafie beschreibt den eigenen Obst- und Gemüsegarten in zweifacher Opposition: zum einen als Ort von befriedigenden Tätigkeiten im Gegensatz zur eintönigen Arbeit im Textilbetrieb³⁴, und zum anderen erfährt sie den Aufenthalt und sogar die Arbeit im Garten als eine besondere Form der Erholung. Die Arbeit im Betrieb wird als erschöpfende Tätigkeit beschrieben – man kommt müde nach Hause zurück. Der Garten dagegen sei ein Ort, wo diese Müdigkeit abgebaut wird. Die dort geleistete Arbeit wird nicht als Last, sondern vielmehr als Entlastung wahrgenommen und anderen Formen der Freizeitgestaltung – zum Beispiel mit anderen Frauen ins Café zu gehen³⁵ –, gegenübergestellt.

„Am Abend komme ich von der Arbeit zurück, bin müde und komme für eine halbe Stunde in den Garten. Ich komme herein, und meine Müdigkeit verschwindet, sie geht weg: Da hängen die Bohnen wie geschmückt an ihren Stängelchen, die Tomaten, die Gurken ... Mit einem Eimer gehe ich hinein, um sie zu pflücken. Der Eimer wird voll mit Radieschen, ein bisschen Paprika, Gurken, und ich lausche, wie das Wasser läuft ... Das ist für mich – wenn ich auf die Apfelbäume schaue, was sie an Frucht hervorgebracht haben, wie sie übertoll mit Äpfeln geschmückt sind, nicht wahr – das erfreut mich. Das ist mir viel lieber, als ins Café zu gehen; es zieht mich nicht hin, um dort Kaffee zu trinken. Den Kaffee habe ich gern, wenn ich ihn mir zu Hause mache und trinke und wenn ich mir dabei den Fernseher einschalte.“³⁶

Und noch weiter:

„Der Garten ist auch schön, wenn im Sommer sehr heiß die Sonne scheint. Dann ist mir der Garten immer Erholung. Denn um einen Kurort zu besuchen, dafür brauchst du Geld. Wenn ich in einen Kurort fahre, dann gibt es kein Geld für die Kinder ... Dass die Kinder groß werden, dass sie weiterlernen, dass sie es einmal besser haben. Jetzt wird es für uns leichter, sie erwarten nichts mehr von uns. Im Sommer komme ich in den Garten, und so spüre ich weniger, dass die Kinder weg sind.“³⁷

Der eigene Garten wird also zu einem Ort der Arbeit für die eigene Familie, zur Quelle für die Ernährung der Kinder, für physische bzw. geistige Erholung und Trost, aber auch zu einem Ort der ästhetischen Erfahrung, zum Ort der Schönheit, des Vergnügens der Fruchtbarkeit und der Schönheit von Bäumen, Gemüse und Blumen. Diese Schönheit wird mit der sinnlichen Erfahrung zusammengebracht. Es werden viele sinnliche Eindrücke erwähnt: das Wasser vom Brunnen fließen zu hören, den Schatten zu genießen, die „geschmückten“ Bäume und Bohnen anzuschauen. Die wiederholte Verwendung des Wortes „geschmückt“ ist bemerkenswert. Es wird für die Fruchtbarkeit eine ästhetische Bezeichnung gesucht. Ein anderer Aspekt dieser Schönheit ist die Fülle und Vielfalt, die im Aufzählen von verschiedenen Pflanzen – Obst, Gemüse, Blumen – zum Ausdruck kommt.

Dieses Vergnügen am eigenen Garten lässt sich also nicht nur im Zusammenhang mit einer funktionierenden Selbstversorgerwirtschaft der Familie sehen, vielmehr lässt sich diese Äußerung über die Schönheit auch mit der Religion in Verbindung bringen. Man

findet in dieser Beschreibung viele für den Islam wichtige Topoi: das fließende Wasser, den Schatten, die Fruchtbarkeit. Sie werden nicht zufällig als schön wahrgenommen und erzählt. Wasser und Schatten spielen eine große Rolle in dem Konzept des *Islamic Garden*, was sich wiederum damit in Verbindung bringen lässt, dass der Islam in einer heißen Weltregion entstanden ist. Der Garten ist im Islam nicht ein Ort zum Spazieren wie der *Englische Garten*, sondern er soll der Kontemplation und Erholung dienen.³⁸

Die Worte über die Schönheit der Fruchtbarkeit, die geschmückten Bäume und Bohnenstauden lassen sich auch aus der Religion heraus erklären. Der islamische Gelehrte Said Nursi (1873–1960) weist in seinem „Traktat über die Natur“ auf den Überfluss wie auch auf die unbegrenzte Leichtigkeit der Schöpfung hin, als ein Beweis für die Einheitlichkeit der Schöpfung, für den einzigen Schöpfer.³⁹

Es wird also in der Beschreibung der Umgebung das ausgesprochen, was gemäß der islamischen Religion in der Natur als schön und wertvoll geschätzt wird. Das gilt auch für die Vorstellungen und Pläne der jüngeren Mädchen für ihr Leben. So plant die zum Zeitpunkt des Interviews fünfzehnjährige Nahred ihr Haus und ihren Garten folgendermaßen: „Mein Garten soll von Blumenbeeten umgeben sein, Rosen und Flieder in der Mitte; die Wohnräume sollen immer nach Sauberkeit duften. Jedenfalls möchte ich Obstbäume haben und eine gute Ernte im Garten.“⁴⁰

Eine Analyse von Kinderzeichnungen aus einem muslimischen Dorf im Jahr 2000 weist darauf hin, dass – auch wenn im Dorf fast keine Gärten vorhanden sind – die Idee des Gartens die kulturellen Vorstellungen der Kinder stark prägt. Sie malen in ihren Bildern von Haus und Familie vielfach Gärten mit Rosen und anderen Blumen, Vasen und Blumentöpfe, was wieder in Zusammenhang mit der religiösen Erziehung gebracht wird.⁴¹

Explizit wird der Zusammenhang mit der Religion in der Erzählung von Rafie über ihren Bruder, der einen Brunnen in Dorfnähe gebaut hat:

„Er hat dort an die Kurve den Brunnen gebaut, und letztes Jahr hat das Wasser zu fließen aufgehört, im Winter. Manche Leute haben die Telefonkabel herausgezogen, um sie als Kupfer zu verkaufen, und dabei haben sie die Wasserleitung zerbrochen. Sie haben gedacht, dass auch das Kupfer ist. So haben sie die Wasserleitung zerbrochen, wo sie entlang der Straße führt. Das Wasser kommt aus dem Wasserfall dort ganz oben. Solange mein Bruder nicht die Ursache entdeckt hatte, warum das passiert war, hat es ihm sehr wehgetan, dass es kein Wasser mehr gab. ‚Es gibt mein Wasser nicht mehr‘, sagte er, ‚mein Wasser am Brunnen.‘ Es steht in unserem Koran, dass du Gutes tun sollst – er [der Bruder] hatte das versprochen. Du nimmst das aus deinem Herzen, etwas von Herzen zu geben, das ist dein *Sebap*⁴²; [...] und das höchste *Sebap* ist, dass du einen Brunnen baust oder einen Weg oder, wenn es Steine auf dem Weg gibt, dass du sie wegräumst, damit die anderen, die dahinter kommen, gehen können, das steht so im Koran. Das ist, damit du es in der anderen Welt zurückbekommst. Er hat das versprochen, hat sich entschieden, das Geld dafür zu geben. Und dort gibt es ständig Leute, die vorbeikommen und stehen bleiben. Wer dort vorbeikommt, bleibt stehen, allein der Ausblick dort lässt sie stehen bleiben. Er ist ein guter Mensch, manchmal verliert er durch seine Güte, aber irgendwann wird er es vergolten bekommen.“⁴³

Die Gutherzigkeit, einen Brunnen oder einen Weg für die anderen zu bauen, wird hochgeschätzt und hat zur Gestaltung der Landschaft auf dem Berg beigetragen. Aber auch gegenüber den kleinsten Schöpfungen in der Natur wird diese Güte und Mitleid erwähnt:

„Es gab einen Ameisenhaufen auf meinem Weg zum Feld. Wenn du gehst, ganz vorne. Er war groß, dieser Ameisenhaufen. Jemand ist dort vorbeigekommen und hat sein Maultier dort angebunden. Dieses Maultier hat den Ameisenhaufen zerstört. Ich habe sie immer gefüttert, wenn ich dorthin kam, in meiner Tasche werde ich immer Krümel für die Ameisen mitnehmen. Dieses Maultier brachte den Ameisenhaufen durcheinander, und so gingen die Ameisen weg, sie sind umgesiedelt, und jetzt gibt es sie nicht mehr, es gibt sie nicht mehr, die Armen ...“⁴⁴

Haustiere werden in den Lebenserzählungen der Frauen oft im Zusammenhang mit Arbeit erwähnt: Kühe, Ochsen, Ziege, Schafe, Maultiere und Pferde, mit denen Dorffrauen ständig in ihrem Alltag zu tun haben; von anderen Tieren ist weniger die Rede. Wenn sie vorkommen – wie etwa Schlangen –, so werden diese meist mit Ängsten von Kindern und anderen Verwandten in Verbindung gebracht. Darum ist die Erzählung Fatmas von den Ameisen auf ihrem Weg interessant. Warum die Ameisen? Fatma hat auf ihrem Weg den Ameisenhaufen bemerkt und in Erinnerung behalten, dass sie Krümel für die Ameisen mitgenommen hat. Sie empfindet Mitleid, weil die Ameisen zertreten und vertrieben wurden und möchte dieses Erlebnis mitteilen. Fatmas Erzählung von den Ameisen lässt sich auch aus einem religiösen Zusammenhang heraus verstehen. Denn von einer Gefahr, dass Ameisen zertreten werden, wird auch einmal im Koran, in der 27. Sure, berichtet: „18. Bis dann, als sie zum Tale der Ameisen kamen, eine Ameise sprach: ‚Oh ihr Ameisen, hinein in eure Wohnungen, damit nicht Salomo und seine Heerscharen euch zertreten, ohne dass sie es merken.‘“⁴⁵

Die Landschaft als Ort des weiblichen Gedächtnisses

Die lange Zeit der Auseinandersetzung mit den Gefahren der politischen Verfolgung, mit Strafen, Verboten und Gewalt hat auch die Topografie der Frauen, die von Generation zu Generation überliefert wird, geprägt. Es werden Geschichten von Gewalt von der Mutter an die Tochter weitergegeben, die nur in Frauenkreisen existieren, deren Details, wie Namen oder Jahreszahlen, entschwunden sind; nur die Tat bzw. die Namen von Orten und topografischen Details sind in der Erinnerung aufbewahrt. Solche Erzählungen haben eine starke emotionelle Kraft und prägen auch die Landschaftswahrnehmung der nachfolgenden Generationen von Frauen.

In einer solchen überlieferten Erinnerung erzählt man die Geschichte von der Gewalt gegen Dorffrauen in der Zeit des Krieges (wahrscheinlich in den Balkankriegen 1912/13) und im Besonderen von einer Frau, die in Dorfnähe vergewaltigt wurde. In dieser mündlich weitergegebenen Erinnerung werden von der Erzählerin zehn verschiedene Orte in der Nähe des Dorfes, an denen die Ereignisse stattfanden, namentlich erwähnt. Die Mutter als Erzählerin und als Zeitzeugin wird zwölfmal erwähnt, die Großmutter (die eigentlich die Zeitzeugin war) zweimal. Männer werden nicht als Zeugen angeführt. Es handelt sich um Geschichten, die unter Frauen durchaus noch erzählt werden:

„Die Mutter meiner Mutter wurde zu einem Ort gerufen – Vaska wird diese Gegend genannt –, und dorthin wurden alle Frauen gerufen. Dort wurden ihnen die Haare abgeschnitten und die Kopfbedeckung heruntergerissen. So war das Gesetz damals. Die Mutter meiner Mutter, sie war dort, und man sagte: ‚Wenn du schön bist, wird dein *Feredzhe* weggerissen und du wirst irgendwohin gebracht, wo sie dich beschmutzen.‘ Und sie ist dorthin gegangen, meine Mutter hat es mir gesagt. Man sprach aber davon, wenn du ein Kind mitnimmst, dann wirst du nicht berührt. Und ihre Zöpfe wurden abgeschnitten, das *Feredzhe* weggerissen; sie war eine schöne Frau und jemand von den Männern hat sie ergriffen. Gut, aber sie hatte vorher das Kind gewarnt: ‚Wenn jemand mich angreift, sollst du zu weinen beginnen.‘ Das Kind begann dort zu weinen, die Männer schauten auf sie, sie schauten, und die Frau wurde freigelassen.“⁴⁴⁶

„Meine Mutter erzählte es mir – ihre Mutter hat ihr das erzählt, sie erzählte es mir – über die Banditen. Sie [die Frauen] nahmen ein Brot, die Kinder an die Hand, [gingen] durch den Fluß, und dort versteckten sie sich. Drei Tage sind sie dort hinter den Steinen geblieben. Meine Mutter zeigte mir die Höhlen, wo sie sich versteckt hatten [...]. Die Kinder weinen, können nicht gehen, es gibt niemanden, sie zu retten. Und als ihr Mann zurückkam, sagte sie: ‚Ich möchte dieses Leben nicht weiterleben. Schau dich an, was du machst.‘ Und er fand einen Mann aus dem Dorf Blatska. Dieser Mann aus Blatska brachte die Mutter und die weiblichen Kinder hier in den unteren Teil [des Dorfes], in den Ort ‚Orman‘, und er schlachtete die Mutter zuerst [dann die Kinder] [...] Das eine Mädchen hatte ein Stück Brot und ein Stück Zucker in seiner Weste. Als sie gefunden wurden, tot, hat man gesehen, dass das Kind Brot und Zucker trägt. Und der Mann verließ das Dorf und ging in die Türkei. Sie wurden hier auf diesem Feld beigesetzt, hier auf dieser Seite sind ihre Gräber.“⁴⁴⁷

Die Raumerfahrung der muslimischen Frauen wird auch durch die traumatischen Erinnerungen an die Vergangenheit geprägt. Der genaue Zeitpunkt der Ereignisse lässt sich nicht klären, aber es existieren als Belege die sichtbaren Orte des Geschehens, die durch Erzählungen in die Lebenswelt der Frauen integriert werden. Die emotionale Kraft dieser Geschichten und das Mitleid gegenüber der Mutter und ihrer kleinen Tochter wird durch die Erzählung vom Zucker und Brot, die das Kind in seiner Weste trug, ausgedrückt – es wird nicht vergessen, wie das Mädchen an diesem Ort tot gefunden wurde und dass es ein Stück Zucker und Brot mitgenommen hatte – vielleicht als ein Symbol dafür, dass es leben wollte. So haben Orte wie „Orman“, der Fluss oder die Höhlen in Dorfnähe ihre spezifische Bedeutung in den Frauenwelten des Dorfes.

Zum Schluss

Die Frauen aus muslimischen Dörfern im Rhodopengebirge waren keinesfalls in ihre Häuser und Haushalte eingesperrt. Frauen der verschiedenen Generationen verfügten über einen mehr oder weniger breiten Raum (wenn auch einen viel engeren als die Männer), in dem sie sich bewegen und den sie durch ihre Aktivitäten gestalten konnten. Sie kannten und kennen ihre Dorfumgebung im Detail, und in ihren Lebenserzählungen ist viel von

ihren Raumerfahrungen enthalten. Für den Islam bedeutsame Vorstellungen haben ihre Wahrnehmung der Umwelt geprägt. Die Schule bzw. die Ausbildung und die Medien haben diese Wahrnehmung beeinflusst, vor allem haben sie zu einer stärker privatisierten und individualisierten Erfahrung der Umwelt beigetragen. Frauen verfügen über eigene Kommunikationsgemeinschaften, die die Landschaft anders konstituieren als Männer. Durch die untereinander weitererzählten Lebensgeschichten werden auch Gefühle, Ängste und Vorstellungen, Werte und Normen überliefert. In dieser Kommunikation werden Raumvorstellungen bereichert und neu gestaltet.

Anmerkungen

- 1 Der erste Balkankrieg 1912 bis 1913 wurde zwischen den alliierten Ländern des Balkanbundes (Serbien, Griechenland, Bulgarien, Montenegro) und dem Osmanischen Reich geführt; der zweite, 1913, nach dem Zerfall des Balkanbundes, war ein Konflikt zwischen Griechenland, Serbien und Rumänien einerseits und Bulgarien andererseits.
- 2 Mehr dazu: Evangelos Karagiannis, Zur Ethnizität der Pomaken Bulgariens (Spektrum. Berliner Reihe zur Gesellschaft, Wirtschaft und Politik in Entwicklungsländern, Bd. 51), Münster 1997; Ulf Brunnbauer, Ökologie, Gesellschaft und Kultur in den Rhodopen. Christliche und muslimische Haushalte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Klaus Steinke/Christian Voss (Hg.), *The Pomaks in Greece and Bulgaria. A model case for borderland minorities in the Balkans* (Südosteuropa-Studien, Bd. 73), München 2007, 15–47.
- 3 Die Goce-Delchev-Region der Westrhodopen, die im Zentrum dieses Beitrags steht, umfasst ca. 30 muslimische Dörfer mit insgesamt mehr als 35.000 EinwohnerInnen. Die Kollektivierung des Grundeigentums hatte unter der christlichen Bevölkerung dieser Region eine starke Auswanderung in die Städte oder in andere Regionen zur Folge, sodass gegenwärtig nur einige wenige christliche Dörfer in der Region der Westrhodopen erhalten geblieben sind.
- 4 Die Bodenfläche wird in Bulgarien üblicherweise in decar (*da*) angegeben (1 *da* = 10 Ar = 1000 Quadratmeter)
- 5 Sergey Vuchkov, *Reformi I Control. Stopanski promeni pri mjusjulmaskoto naselenie v Zapadnite Rodopi prez vtorata polovina na 40-te I 50-te godini na 20 vek*, Blagoevgrad 2010.
- 6 Vgl. Nurie Muratova, „Grace without Falsification“. *Socialist Power in Bulgaria and the Women Muslims in the 1960s* [in bulgarischer Sprache], in: *Balkanistic Forum* 19 (2010), H. 1, 159–174.
- 7 Vgl. Sergey Vuchkov, *Kinefikazija na mjusjulumskite sela v Jugozapadna Bulgaria prez 50-te i 60-te godini na XX vek*, Sofia 2011.
- 8 Senem Konedarova schreibt: „Das Leben der Menschen ist durch die Isolation der Dorfgemeinschaft, in der alle Bräuche und Riten respektiert werden, geprägt. Das alles weist auf eine außergewöhnliche Zähigkeit der Region Chech [der Region um die Kleinstadt Goce-Delchev] bzw. des Dorfes Ablanitza hin wie auch auf eine Fähigkeit, unter schwierigsten Umständen zu überleben. Der Grund dafür sind deren tief im schönen Rhodopengebirge liegenden Wurzeln. Der alte, von Allah geschaffene Baum mit starken Wurzeln hat 20 bis 30 neue kleine Triebe, auch wenn er bis zum Boden geschlagen wird, und existiert noch weitere Jahrhunderte. Die beste Illustration der Zähigkeit dieser Bevölkerung ist der Vergleich mit einer in dieser Region verbreiteten Baumart – die sogenannte *Drakova Chelia* – Akazien- oder Weidenbaum, der oft an Flussufern gepflanzt wird, um den Boden zu stabilisieren, besonders wenn die Bodenfläche durch Überschwemmungen und Erdrutsche bedroht scheint.“ (senem Konedarova/Ibrahim Imam, *Ablanitza prez wekovete*, Ablanitza, 2008, 58).
- 9 Eine Ausnahme ist das Dorf Ribново, das in den letzten Jahren durch Filme und Fotos bekannt wurde. Es wird als kulturell isolierter Ort dargestellt, wo exotische Bräuche überlebt haben.
- 10 Anastasija Pashova/Petar Vodenicharov, *The „Revival Process“ and the Hidden Religious Identity of Muslims from Blagoevgrad District* [in bulgarischer Sprache], in: *Balkanistic Forum* 19 (2010), H. 1, 81–158.
- 11 Seyyed Hossein Nasr, *Man and Nature. The Spiritual Crisis of Modern Man*, London 1968, 95; zitiert nach: Marjorie Hope/James Young, *Islam and Ecology*, <http://www.crosscurrents.org/islamecology.htm> (20.10.2010); (Erstdruck in: *Cross Currents* 44 (1994), H. 2, 180–192).

- 12 Vgl. Muratova, „Grace without Falsification“, wie Anm. 6, 165.
- 13 Gleichzeitig wurden die Rhodopen im Lauf der 1960er und 1970er Jahre in den Medien durch Fotos, Filme, Ausstellungen, Reisebeschreibungen etc. intensiv als ein Symbol echter nationaler bulgarischer Natur konstruiert.
- 14 Zitiert nach Muratova, „Grace without Falsification“, wie Anm. 6, 168.
- 15 L. Melnishki/Iv. Panajotov/Iv. Vapzarov, Rodopi, Sofia 1967, 61. [Anm. 15–17: Übersetzung aus dem bulgarischen Original von Kristina Popova].
- 16 Ebd.
- 17 Ebd., 65.
- 18 Es werden publizierte und unpublizierte Oral-History-Interviews aus der Goce-Delchev-Region und der Zeit zwischen 1995 und 2010 verwendet, die im Archiv der BOASO (Balkansko Obshtestvo za avtobiografistika i socialno obshtuvane – Balkan Society for Autobiographies and Social Communication) in Blagoevgrad gesammelt sind. Das Archiv von BOASO umfasst mehr als 150 Oral-History-Interviews. Eine Auswahl davon ist in verschiedenen Bänden publiziert worden, unter anderem: Petar Vodenicharov u.a. (Hg.), „Iskam chovekut da e vinagi prijaten i da si pravim moabet“. Rechevo povedenie i zhizneni svetove na bulgari mohamedani ot Goze Delchevsko i Razlozhko, Avtobiografii i izsledvanija, Blagoevgrad 1998; Petar Vodenicharov u.a. (Hg.), Moeto dossier, pardon, biografija. Bulgarskite modernizacii (30-te – 60-te godini) – ideologii i identichnosti, Blagoevgrad 1999; Anastasija Pashova u.a. (Hg.), Iskam blagorodna profesija, Blagoevgrad 2000.
- 19 Siehe dazu: Ernst Langthaler, Gedächtnisgeschichte. Positionen, Probleme, Perspektiven, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 29 (1999), Sondernummer, 30–47.
- 20 Archiv der BOASO, Interview Nr. 51, Emine (geb. 1922), am 16.8.1999, Transkript S. 4.
- 21 Die Erzählerin meint, dass auf einfachen Platten oder Tafeln geschrieben wurde.
- 22 Archiv der BOASO, Interview Nr. 84, Fatma (geb. 1931), am 27.9.2009, Transkript S. 1.
- 23 Gospodintzi, Dorf in der Goce-Delchev-Region, mehr als 15 Kilometer entfernt vom Heimatdorf der Erzählerin.
- 24 Eine Art des Reinigens von Getreide, bei der das gedroschene Gut schaufelweise in die Höhe geworfen wird, um die Getreidekörner von Spreu und Staub zu trennen.
- 25 Die Erzählerin ist im nächsten Dorf geboren. Ihre Mutter jedoch stammt aus jenem Dorf, in das die Tochter später einheiratete. Bei Verwandtenbesuchen im Dorf der Mutter hatte die Erzählerin ihren späteren Mann kennengelernt.
- 26 Archiv der BOASO, Interview Nr. 84, Fatma, wie Anm. 22, Transkript S. 2.
- 27 Belitza, ein kleiner Ort in den Rhodopen, ca. 60 Kilometer von der Stadt Goce Delchev.
- 28 Papaz Chair, Erholungsort im Piringebirge, nahe der Stadt Goce Delchev. Die sogenannte militärische Grunderziehung war bis 1989 ein Pflichtfach in der Schule und endete mit einem zweiwöchigen Lageraufenthalt.
- 29 Der ältere Sohn der Erzählerin.
- 30 Archiv der BOASO, Interview Nr. 89, Rafie (geb. 1965), am 12.11.2009, Transkript S. 1.
- 31 Archiv der BOASO, Interview Nr. 25, Zeinep (geb. 1932), am 11.12.1996; publiziert unter dem Titel: „Toj e muzh, ama ne mozhe da naseva kato meine ...“ in: Petar Vodenicharov u.a. (Hg.), „Iskam chovekut da vinagi prijaten i da si pravim moabet“. Rechevo povedenie i zhizneni svetove na bulgari mohamedani ot Goce delchevsko i Razlozhko, Avtobiografii i izsledvanija, Blagoevgrad 1998, 101–139, hier 105.
- 32 Archiv der BOASO, Interview Nr. 8, Milijatka (geb. 1924), am 9.4.1995; publiziert unter dem Titel: „Babke, begaj si, nie ke ja lekuvame Ancheto ...“ in: Petar Vodenicharov u.a. (Hg.), „Iskam chovekut ...“, wie Anm. 31, 79–83, hier 80.
- 33 Archiv der BOASO, Interview Nr. 89, Rafie, wie Anm. 30, Transkript S. 3.
- 34 Dieser Textilbetrieb entspricht einer für die Region typischen Kleinindustrie, in der vor allem Frauen angestellt werden. Solche Betriebe werden in fast jedem Dorf eröffnet und bieten mehreren Dorfbewohnerinnen einen Arbeitsplatz.
- 35 In den Dorfzentren wurden in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren mehrere Caféhäuser eröffnet.
- 36 Archiv der BOASO, Interview Nr. 89, Rafie, wie Anm. 30, Transkript S. 4.
- 37 Ebd.
- 38 Marjorie Hope/James Young, Islam and Ecology, wie Anm. 11.
- 39 Vgl. Said Nursi, Traktat o prirode, Istanbul 1993, 40.
- 40 Archiv der BOASO, Interview Nr. 62, Nahred (geb. 1983), am 7.2.1999; zitiert nach: Petar Vodenicharov/Anastasija Pashova/Kristina Popova, Groß ist die Gastfreundschaft der Goce-Delchev-Region. Reiseführer für Kultur- und Öko-Tourismus in der Goce-Delchev-Region, Berlin/Blagoevgrad, 2001, 149.

- 41 Petar Vodenicharov, „Suvsem da sum kato ostanalite hora, no da pritezham diploma“, in: Anastasija Pashova u.a. (Hg.), *Iskam blagorodna profesija*, Blagoevgrad 2000, 39–55.
- 42 *Sevap (sevap)* lässt sich als durch gute Taten erworbenes ‚Verdienst‘ verstehen, im Gegensatz zu begangenen ‚Sünden‘.
- 43 Archiv der BOASO, Interview Nr. 89, Rafie, wie Anm. 30, Transkript S. 4.
- 44 Archiv der BOASO, Interview Nr. 84, Fatma, wie Anm. 22, Transkript S. 3.
- 45 Koran, Sure 27. Die Ameisen (An-Naml), 18.
- 46 Archiv der BOASO, Interview Nr. 89, Zeinep, wie Anm. 31, 132.
- 47 Ebd., 132 f.

„Müh' und Plag', Spaß und Freud“

Zur Wahrnehmung von Schnee

„Actual experience of snow may involve pleasure
and pain, joy and anger, play and work“
(B. Mergen)

Schnee ist ein merkwürdiger Gegenstand, zugleich klimatisches Phänomen – Niederschlag und winterliche Landschaftshülle – und kulturelle Konstruktion – Bild, Phantasie und Vorstellung. Schnee ist auch ein wirtschaftlicher Faktor: Fehlt er zur Saison in Wintersportorten, wird er technisch hergestellt; fällt er in großen Mengen in Großstädten, so wird er mit großem Aufwand und unterschiedlicher Effizienz weggeräumt. Und Schnee ist darüber hinaus ein nostalgischer Topos: *White Christmas* als globale Emotion, die Freuden von Kindern in schneereichen Wintern als mentale Kulisse für den weihnachtlichen Konsumrausch.

Wie werden diese verschiedenen Erscheinungsweisen von Schnee wahrgenommen? Mit welchen Bildern werden Wahrnehmung von und Erfahrung mit Schnee kommuniziert?

In der Wahrnehmung von Schnee finden wir zugespitzt, was generell für Natur- und Landschaftswahrnehmung gilt: Kulturelle und soziale Strukturen geben individueller Wahrnehmung Form und Rahmen, gesellschaftlich kommunizierte Bilder vermitteln kulturelle Muster für die Wahrnehmung von Schnee. Soziale und historisch-kulturelle Kontexte fließen damit ebenso wie individuelle Erinnerungen und Bilder, Gefühle und Wertvorstellungen in die Prozesse der Wahrnehmung ein.

In den Bildern vom Schnee sind kulturelle Moden und dominante Bilder von Natur und Umwelt untrennbar mit den jeweiligen Mustern des individuellen Erlebens von Schnee verwoben. In der Wirtschaft, besonders im Tourismus und in den Kommunikationsmedien, werden Gefühle und Werte aufgegriffen, die mit der Wahrnehmung von Schnee verbunden sind; sie werden in Gestalt von Bildern kommuniziert und können dadurch wiederum als individuelle Wahrnehmungssujets wirksam werden.

In der folgenden Darstellung und Interpretation von Phänomenen der Wahrnehmung von Schnee wird einerseits auf den Alltag Bezug genommen, auf die jahreszeitlich wiederkehrenden Erfahrungen mit Schnee, auf erinnerte Wahrnehmung winterlicher Landschaften, andererseits auf die Erfahrung von historischen Ereignissen wie etwa einzelner Schlachten des Ersten und Zweiten Weltkriegs oder der *Wagon Trains* des 19. Jahrhunderts über die Rocky Mountains. Sowohl unter allgemeinen, alltäglichen, als auch unter besonderen, extremen Bedingungen zeigt sich die Wahrnehmung von Schnee als äußerst vielfältig und im Kern widersprüchlich, um eines der Ergebnisse der Untersuchung vorwegzunehmen.

Ausdruck finden die jeweiligen individuellen Wahrnehmungs- und Erlebnisweisen von Schnee in autobiografischen Dokumenten, wobei die Texte der *Dokumentation lebensge-*

*schichtlicher Aufzeichnungen*¹ einen wesentlichen Teil der verwendeten Quellen ausmachen. In die folgende Analyse wurden aber auch andere erinnerte Wahrnehmungen von Schnee einbezogen, etwa in Briefen und Berichten von extremen Erfahrungen im Hochgebirge oder selbstreflexive Texte zur Wahrnehmung von Schnee. Bewusst wurden Texte mit verschiedenen Wahrnehmungshintergründen ausgewählt, regional und historisch gestreut. Es sind jeweils Wahrnehmungen „aus der Mitte der Landschaft“², polyzentrisch angeordnet. Die Texte sollen den Ambivalenzen gerecht werden, mit denen Schnee von Menschen wahrgenommen wird.

... die Strümpfe, wenn der Schnee schmolz, patschnass

Um mit dem Leid zu beginnen: Eine immer wiederkehrende Klage über den Winter und den Schnee betrifft die Kälte, das Frieren. Unzureichende Bekleidung, nur teilweise und schlecht beheizte Häuser und Wohnungen, zugige Fenster und Türen werden in vielen autobiografischen Dokumenten bis in die 1950er Jahre als Ursachen unangenehmer Erfahrungen mit Schnee erinnert. Durchnässte Kleidung, nasses und kaltes Schuhwerk, kratzige Socken und Strümpfe, aber auch schlecht schließende Fenster und Türen, durch die der Schnee in Wohn- und Schlafräume dringt, machen Schnee zu einer lästigen, unangenehmen und oft auch schmerzhaften Erfahrung. Besonders geklagt wird über die Schuhe: Sie „[...] ließen die Nässe durch, weil sie aus Sauleder waren“³ und waren „[...] oft noch naß vom Vortag“⁴. Rudolf Miksa, geb. 1916 und aufgewachsen in Wien-Hernals, erzählt vom Begräbnis des Vaters an einem Herbsttag mit frühem Schnee und Kälte: „Der 24. Oktober 1920, der Begräbnistag, zeigte sich noch zu allem Überfluß als trüber Vorwintertag mit einem halben Meter Schnee und naßkalter Witterung. Richtige Winterkleidung hatten wir alle nicht. Alles war so trostlos, kalt und feindselig.“⁵

Und es war tatsächlich körperliches Leid, teilweise mit bleibenden Frostschäden, das mit Schnee verknüpft wird. Erika Rostonics über ihre Schulerfahrungen in der Steiermark in der Zwischenkriegszeit:

„Im Winter haben wir keine guten Schuhe gehabt, nur das Oberleder war ganz, die Sohle war ganz kaputt. Da hat mir die Mutter ein dickes Tuch darüber gewickelt. Bis ich und meine Geschwister von Mürrhofen in die Schule nach Allerheiligen kamen, war ich durch und durch naß. In der Schule habe ich die Tücher am Ofen getrocknet, und vor dem Nachhausegehen haben mir die anderen Schüler wieder die Tücher über die Schuhe gebunden. Dann habe ich viele Jahre erfrorene Füße gehabt und mit verschiedenen Sachen behandelt. Nach Jahren ist es besser geworden, aber rechts und links in den kleinen Zehen spüre ich es im Winter noch immer.“⁶

Vor allem für Mädchen, die in ländlichen Gebieten bis in die Zwischenkriegszeit keine Hosen tragen durften, sondern Röcke, Unterröcke und Strümpfe, konnte der Schnee eine äußerst mühsame Last werden. Auf dem Schulweg oder dem Weg in die Kirche durch den Schnee bildete sich unten am Rock eine dicke Schnee- und Eiskruste, der sogenannte „Rockreim“, der nach dem Auftauen durchnässte Röcke hinterließ. Maria Schuster, geb. 1915 im Lungau, beschreibt, wie beschwerlich der Schnee für Mädchen in der damals üblichen Kleidung war:

„Für Mädchen gab's keine Hoserln, geschweige denn Hosen; die Wollstrümpfe unterm Knie gebunden, steckten wir im Neuschnee bis zu den Hüften. Aber wir hatten Brüder, die sich da immer als Kavaliere erwiesen; sie stapften im Schnee einen Steig für uns. Unsere Kittel waren trotzdem steif wie Reifröcke, die Knie rot vor Kälte, die Schuhe voll Schnee, die Strümpfe, wenn der Schnee schmolz, patschnaß. Manchmal wundere ich mich heute, daß ich nie krank geworden bin.“⁷

Ähnlich erinnert sich Paula Forstner, geb. 1909 in der Obersteiermark, an ihre Winterkleider in der Zeit des Ersten Weltkriegs:

„Wir haben im Krieg im Winter Holzschuhe gehabt, daran hat der Schnee hohe Stöckel gebildet, und man ist deppert dahergehinkt. Was habe ich im Winter angehabt? Keine Hose, nur ein Hemd und einen Unterkittel, ein Lodenröckerl und eine gestrickte Wolljacke, selbstgestrickte Wollstrümpfe, kratzige, griesßhaarige, bis unters Knie, mit einem Bandl gebunden, eine Wollhaube und Wollfäustlinge. Das war alles.“⁸

Viele Textstellen sind zu finden, die diese Erfahrungen mit Schnee in der Zwischenkriegszeit und bis in die 1950er Jahre bestätigen, etwa die folgenden zwei Erwähnungen, bezogen auf Kindheitserleben in alpinen Regionen des südlichen Niederösterreich und der Obersteiermark:

„Oft ging ein eisig kalter Schneewind, wir gingen rückwärts (‘arschlings’) und ließen uns den Wind in den Rücken und auf den Po wehen. Hosen hatten wir keine zum Anziehen. Aus Schafwolle gab's Schneestrümpfe über den Schnürschuhen. Oft kamen wir ganz nass in die Schule, da durften wir die Strümpfe zum Ofen hängen.“⁹
„Oft war ich bis zum Bauch nass, und so musste ich von acht bis zwei Uhr in den nassen Kleidern sitzen, bis sie wieder am Körper trocken geworden sind.“¹⁰

Elisabeth Amann, geb. 1936 und aufgewachsen im Salzburger Pongau, berichtet von den Erzählungen ihrer Mutter:

„Wenn die Strümpfe und Kittel aufgetaut sind, haben die Schenkel in der Wärme zu kribbeln angefangen. Wir waren vom weiten Weg so müde, dass wir oft im Unterricht eingeschlafen sind. Aber krank geworden ist nie eines von uns!“, beteuerte Mutter gerne am Ende ihrer Erzählungen.“¹¹

Erwartungsfroh stapften wir durch den hohen, unberührten Schnee ...

Immer wieder sind die Erfahrungen der Kälte und des Frierens im Schnee auch von Erzählungen über den spielerischen und frohen Umgang mit dem Schnee unterbrochen, ja oft wird beides zugleich in einem autobiografischen Text deutlich. Auf den Punkt gebracht

wird die Widersprüchlichkeit der Erfahrungen im Text von Maria Schuster: „Der strenge Lungauer Winter brachte für uns Freud und Leid [...]. Leid, weil wir kaum warme Sachen zum Anziehen hatten.“¹² Es sind ineinanderfließende widersprüchliche Erfahrungen: Die Lust am Schnee kann unmittelbar in Leid umschlagen, wenn vom Heimkommen nach dem Schifahren mit halberfrorenen Zehen erzählt wird, wie etwa vom 1927 in Steyr in Oberösterreich geborenen Walter Dornstauder in der Geschichte vom „Leimen“: „Erwartungsfroh stapften wir durch den hohen, unberührten Schnee [...]. Wir zogen über die tiefverschneiten Felder, versanken manchmal bis über die Knie im Schnee oder mussten eine hartgepreßte Schneewächte überwinden.“¹³ Die Anstrengungen und die Kälte setzt den Schifahrern zu: „[...] ich begann, jämmerlich zu frieren [...]; außer der beißenden Kälte verspürte ich Hunger und Durst, aber viel besser erging es meinen Kameraden auch nicht.“¹⁴ Die Erzählung beschreibt die anfängliche Erfahrung des spielerischen und sportlichen Umgangs mit Schnee, die Freude über den „hohen, unberührten Schnee“, die in das Gefühl übergeht, „jämmerlich zu frieren“ und letztlich in der Erfahrung des „Leimens“ mündet, dem schmerzhaften Auftauen der „halb erfrorenen“ Zehen mit heißem Tischlerleim.

Widersprüchliche Wahrnehmung von Schnee ist sportlichen Aktivitäten oft geradezu inhärent: mit schlechter Ausrüstung im Winter eine Schitour mit 1.400 Metern Höhenunterschied zu machen, ist eine „beachtliche Leistung“, vor allem für 14-jährige Kinder. Dass sie „übergücklich“ waren, wenn sie wieder im Tal waren, und im Nachhinein das Erlebnis als „sehr schön“ bezeichnen, entspricht der bewältigten Herausforderung und Überwindung von Gefahr:

„Nach etwa vierstündigem Aufstieg mit angeschnallten ‚Brettern‘ erreichten wir, oft fast mit letzter Kraft, das Golmerjoch. Es war schon eine beachtliche Leistung von uns Buben, diese 1400 Meter Höhenunterschied zu meistern. Wir hatten ja keine Steigfelle, als Ersatz lediglich Schnüre um die Schi gewickelt. Sehr schön und erlebnisreich war dann fast immer die Abfahrt bei den unterschiedlichsten Schneeverhältnissen, angefangen von Pulverschnee, über Bruchharsch bis Harsch. Und wir alle waren jedes Mal übergücklich, wenn wir trotz zum Teil schlechtesten Ausrüstung wieder heil daheim ankamen.“¹⁵

So war also der Schnee unser Hauptspielgefährte ...

Freude über den Schnee ist sowohl in Dokumenten städtischer Kindheit als auch in den Erzählungen von Personen im ländlichen Raum, sowohl bei Mädchen als auch bei Buben zu finden. Selbst in der Wahrnehmung von Schnee aus der „Bergbauernkindheit“ heraus werden ästhetische Aspekte betont, obwohl gerade hier die Bewältigung der Winter als besonders hart und mühsam gilt. Theresia Oblasser, geb. 1941 nahe Taxenbach im Salzburger Pinzgau, spricht von „funkelnden Schneekristalle[n] auf den verschneiten Feldern und Hängen“¹⁶ und vom sinnlichen Genuss, „mit kleinen Schlitten die Schneewächten herunterausen, im Schnee herumkugeln, vom Balkon in den weichen Neuschnee hüpfen oder Gänge und Höhlen in den Schnee graben“ zu können.¹⁷ Ähnlich bei Hans Waldhauser, geb. 1934 in Grünwald in Oberbayern:

„Die Welt damals war noch ganz ruhig, und es klangen das Schellengeläute und das Klirren der Ketten so vertraulich, zusammen mit dem Kratzen des Schneepfluges über die noch ungeteerten Wege, wenn das Gespann näher kam und sich die Geräusche langsam wieder entfernten. Noch im Bett liegend erfuhren wir schon, dass wir Neuschnee hatten und freuten uns darüber, wieder Schi und Schlitten fahren zu können.“¹⁸

Inbesondere in der Großstadt wird über das Spiel mit dem Schnee mit Freude berichtet:

„Die Winter waren in den 30er- und 40er-Jahren oft sehr schneereich und kalt und dauerten daher meist von November bis März. Es gab nur wenige Tage mit Tauwetter, und die konnten die großen Schneemengen auch nicht gleich wegputzen. So war also der Schnee unser Hauptspielgefährte in jener Zeit, zumal dieser seine Reinheit noch deutlich länger bewahrte als heutzutage.“¹⁹

„Der Winter mit seinen reichhaltigen Schneefällen machte uns Kindern aber trotz spärlicher Kleidung und Kälte viel ‚Gaudi‘. Die Schneeballschlachten Haus 48 gegen Haus 51 waren der Höhepunkt der Winterszeit. Schneemauern wurden gebaut und hinter diesen ganz flink die kalten Bälle geformt, um die Feinde fertigzumachen“²⁰

Ein Text von Franz Breiter, geb. 1921 im südlichen Niederösterreich, erzählt über das sportliche und ästhetische Vergnügen am Schnee im Jahr 1938, für das beträchtliche Anreisestrapsen aus der Stadt (Wiener Neustadt) in Kauf genommen wurden. Die Fahrt mit dem Fahrrad ins Wechselgebiet war im Winter bei Schneelage kein einfaches Unterfangen. Die Schi rechts und links an den Rahmen des Fahrrads gebunden, wurden 35 Kilometer zurückgelegt:

„Wir hatten Glück, es hatte noch nicht viel geschneit bis dahin, doch es war trotzdem recht mühsam, besonders die Bergstrecken, wo man das Rad mit Schi und Gepäck schieben musste. [...] Die Schneelage entsprach zwar nicht unseren Erwartungen, doch es sah ganz nach Neuschnee aus. Und wir wurden nicht enttäuscht. Es schneite die ganze Nacht, und der nächste Morgen empfing uns mit einer traumhaft schönen Winterlandschaft. Dieser Eindruck war so überwältigend, dass wir noch lange davon zehrten. Also, nach dem Frühstück nichts wie hinaus in die unberührte Natur.“²¹

Hier wird in der Textwahl die Überlappung individueller Wahrnehmung mit kulturellen Wahrnehmungsweisen deutlich. Im Stereotyp der „traumhaft schönen Winterlandschaft“, in das die Postkarten-Idylle der verschneiten Winterlandschaft eingegangen ist, wird die eigene Begeisterung ebenso festgemacht wie ein gängiges Bild der Zeit. Die Schifahrer „zehren“ noch lange von dieser Übereinstimmung eigener emotionaler Wahrnehmung des Schnees – der Vorfreude auf die Schitour – mit dem gängigen Bildklischee der Winterlandschaft. Und das Klischee „unberührte Natur“ trifft hier wörtlich zu: Die Schneedecke über der Kulturlandschaft ist tatsächlich von Menschenhand nicht berührte Natur, ein besonderes Phänomen in durchgehend anthropogen veränderten und gestalteten Landschaften.

Die Erfahrungen mit neu gefallenem Schnee sind widersprüchlich: etwa wenn die Freude über den Neuschnee – und auch der spielerische Umgang damit – durch Erschwernisse getrübt werden, wie beim Radfahren im Schnee. Einige Textstellen verweisen darauf, dass

auch bei Schneelage das Fahrrad benützt worden war, vor allem in der Stadt. Walter Dornstauder erzählt aus Steyr um 1939:

„Der tägliche Schulweg mit dem Fahrrad blieb mir auch in diesem strengen, schnee-reichen Winter nicht erspart; oft erschwerten Schnee- und Eisklumpen auf der Fahrbahn das Vorwärtskommen, manchmal bereitete es auch Spaß, durch frische Schneewächten durchzustoßen, Schnee setzte sich dann zwischen den Speichen meines Fahrrades fest und es sah aus, als ob ich Vorder- und Hinterrad mit zwei weißen Scheiben vertauscht hätte.“²²

Auch hier: Es war mühsam, mit dem Fahrrad durch den Schnee zu kommen, und bereitete gleichzeitig Spaß und ästhetisches Vergnügen an den Formen, die sich aus dem Schnee bilden lassen oder zufällig entstehen.

... der Schnee als Leichentuch ...

Feldpost und Berichte aus dem Ersten Weltkrieg, vor allem von den Dolomiten- und Isonzo-Fronten, handeln immer wieder von der Erschwernis des Winters, von Schnee und Eis in den Hochgebirgslagen, in denen die Front verlief. Die Stellungen im Gebirge einzurichten und in den Gefechten zu halten, war äußerst mühsam und gefährlich:

„Infanterieabteilungen, Artillerie, Militärarbeiter, Munitionsnachschub und Proviant setzten sich in langen Kolonnen in Bewegung. Wo die feindlichen Granaten einschlugen, kam es zu schrecklichem Durcheinander und Stauungen mit Verlusten an Menschen und Tieren und Material. Bis zum Contrintal kam der Nachschub auf Karren und Lasttieren, von dort aus mussten die schweren Lasten auf die Schultern geladen und von den Trägern transportiert werden. Das Artilleriefeuer und die Härte des Winters forderten unzählige Opfer unter diesen Trägerkolonnen, die zumeist aus älteren Leuten und Untauglichen zusammengestellt wurden. Ihre Aufgabe war sehr schwer und gefährlich. Später führte eine Seilbahn von Villa über Corvara, Incisajoch, Prälongia, Settsass, Alpenrose bis auf den Gipfel des Col di Lana und erleichterte den Warentransport vor allem im Winter.“²³

Ansichtskarten und Feldpostkarten mit Aufschriften wie „Sieg oder Tod im Alpenrot“, Gegenstand vieler Untersuchungen und historischer Aufarbeitungen²⁴, zeugen von den Gräueln des Gebirgskriegs in Eis und Schnee auf den Julischen Alpen und den Dolomiten. Ein großer Teil der Soldaten beider Seiten ist in den Gefahren des Schnees im Gebirge, durch Lawinen und Kältetod, ums Leben gekommen. Im Bericht von Adolf Deye, *Auf Kundschaft*, aus dem Winter 1916/17, wird die besondere Gefährdung im Eis und Schnee der Dolomiten beschrieben und darin besonders die Kriegsangst, die selbst den erfahrenen Bergsteiger unbeholfen werden lässt:

„Jedes Geräusch auf das Peinlichste vermeidend, setzten wir unsere immer ausgesetzter werdende Kletterei fort. Da begann es langsam zu schneien, erst in einzelnen

Flocken, denen wir keine Beachtung schenkten; bald aber konnten wir es uns nicht länger verhehlen, dass da ein ganz den Regeln der Kunst entsprechender Schneesturm im Anzug sei. Vor uns ragte in großer Steilheit unser Gipfel auf, drohend in seinen kühnen, schattenhaften Umrissen. Schon waren alle Griffe und Tritte von einer dicken Schneeschicht bedeckt. Alle zehn Schritte mußten wir stehenbleiben, um die Hände aufzutauen. [...] als ich nagelscharrend aufwärtszukommen trachtete, konnte ich – und mein Begleiter mit mir – nicht genug meine große Unbeholfenheit bewundern. [...] Ich glaube nicht, dass man auf Friedensbergfahrten in eine ähnliche Rat- und Hilflosigkeit verfallen kann, und ich will auch nicht verhehlen, dass mich damals alle Erfahrung und Übung im Stiche ließ.⁶²⁵

Die Formulierung „ein ganz den Regeln der Kunst entsprechender Schneesturm“ fällt im Bericht über diese gefährliche alpine Kriegserfahrung auf. Ist es einfach eine Ironisierung? Oder ein Hinweis auf die Entsprechung des unmittelbar erlebten Schneesturms mit Vorbildern der Wahrnehmung – mit Bildern und Texten, die vorgeben, was einen richtigen Schneesturm ausmacht?

Sowohl die Transporte als auch die Stellungen waren oft extrem lawinengefährdet:

„Zur selben Zeit hielt an allen Abschnitten der Lawinentod reiche Ernte. Es waren nicht nur unmittelbar unzählige Todesopfer zu beklagen, jede Lawine war auch ein großes Hindernis für den Nachschub. Die Lasten mussten über die Lawinenhänge getragen werden. Vielfach mussten dafür die Lawinen tunneliert werden. Angesichts des Umstandes, dass die Schneemassen vielfach von umgestürzten Bäumen, Felsblöcken, Mauerresten usw. durchsetzt waren, war dies eine außerordentlich zeitraubende, oft Sprengungen erfordernde Arbeit, die häufig genug von neuerlichen Schneemassen zunichte gemacht wurde. Als die Schnee- und Staublawinen zum größten Teil abgegangen waren, folgten meist Grund-, Schlamm- und Steinlawinen, die in der Regel Verwüstungen und Vermurungen der Wege und Straßen zur Folge hatten.“⁶²⁶

Ebenfalls aus dem Ersten Weltkrieg, vom Winter an der „italienischen Front“, stammt der Bericht von Leo Schuster, geb. 1889 in der deutschen Sprachinsel Wachtl in Mähren, Unteroffizier in der österreichischen Armee:

„Wir hatten unseren Standort aus Angst vor Beschuss in eine Mulde verlegt. Eines Abends, wir saßen in der Kanzlei, hatten eingeheizt, und es war ca. einundzwanzig Uhr – plötzlich überraschte uns ein dumpfer Rumpfer. Wir wussten sofort, das konnte nur eine Lawine sein, die über unser Dach hinwegging. Wir rannten zur Tür, sie war nicht einmal fingerbreit aufzukriegen und ganz im Schnee eingepresst. Das Abzugsrohr vom Ofen war weggerissen, und der ganze Rauch stand im Zimmer. Wir traten rasch das Feuer aus, damit wir nicht ersticken. [...] Wir wurden dann doch bald ausgeschaufelt. Die Mannschaftsbaracken [...] wurden gänzlich vernichtet. Am nächsten Tag sahen wir die traurige Bilanz dieser Lawine: An die dreißig Leute und noch mehr Pferde waren umgekommen. [...] Einige Tage später stand ich am Vormittag gerade beim Koch im Freien vor der Küche, und da sah ich zum ersten Mal

eine richtige Lawine auf uns zukommen. Wir wurden von ihr gestreift. Ich kam erst in der Sanität zu mir, der Koch war ums Leben gekommen.“²⁷

Trotz der erlebten Gräuel im Schnee des Hochgebirges wird Schnee von Leo Schuster auch im Modus des Schönen, als „idyllischer Anblick“ wahrgenommen:

„Dieser Winter von 1916 auf 1917 war außerordentlich schneereich. Die Schneehöhe betrug durchschnittlich sieben Meter, und da die Zugänge zu den Unterkünten ausgeschaufelt werden mussten, häuften sich die Schneehaufen haushoch, so dass die Baracken tief im Schnee steckten. Es war ein idyllischer Anblick. Wir waren windgeschützt, und von den Baracken sah man nur den Rauch aufsteigen. Unter dem Schnee gab es Unterstände auch für die Geschütze und Maschinengewehre. Es konnte geheizt werden, und eigentlich war es ganz angenehm warm drinnen.“²⁸

Bemerkenswert ist, dass selbst in der Gefahrensituation von Lawinen und drohendem Beschuss der Schnee „ein idyllischer Anblick“ ist. Die Idylle des Schnees, in der Blütezeit der Ansichts- und bebilderten Feldpostkarten ein beliebtes Bildmotiv, entspricht dem dominanten Wahrnehmungsmodus dieser Zeit.

Schnee und Kälte waren in der Schlacht von Stalingrad entscheidende Erschwernisse für die Soldaten beider Seiten. In vielen Berichten ist vom Schnee und von der Kälte die Rede, auch in den Aufzeichnungen von Arthur Krüger, Unteroffizier, Dezember 1941:

„Nachts und im Schneegestöber wurde uns die Stelle angewiesen, wo wir in Stellung gehen sollten. Der Boden war steinhart gefroren. Die Pioniere sprengten zwei Nächte, um für unsere Gruppe 18 Mann ein Erdloch mit einer Holzabdeckung zu bauen. Ich ging davor mit meinen zwei schweren Maschinengewehren in Stellung. Die Temperatur sank auf unter 40 Grad. Der Schneesturm war so stark, man konnte keinen Meter weit sehen. Die Augenlieder [sic!] froren uns zu. Um besser hören zu können, denn sehen konnte man nicht, stellten wir einen vorgeschobenen Posten mit halbstündiger Ablösung vor unsere Stellung auf. Länger konnte keiner durchhalten, sonst wäre er erfroren. Wenn wir eine Seite vom Schnee befreit hatten, war die andere schon wieder voll. Diese Bewegung schützte uns auch vor dem Erfrieren. Alle 10 Tage wurden wir abgelöst und kamen für 10 Tage in Ruhstellung. Hier in den Häusern der Ukraine wurden wir freundlich behandelt, auch oft wie eigene Kinder. Sie wärmten uns und pflegten unsere Erfrierungen. Es war für uns wie ein Zuhause [...]. Nach 10 Tagen ging es wieder nach vorn in unsere Stellungen. Die grimmige Kälte schnitt uns ins Gesicht. Mit großer Anstrengung gegen Schneesturm und Schnee kamen wir erschöpft in unseren Erdlöchern an. Viele unserer Kameraden kamen wegen Erfrierungen 2. und 3. Grades zurück und für sie war der Krieg zu Ende. In unserem Erdloch lagen wir eng zusammen und wärmten uns einer an den anderen. Zum Wachwechsel mussten wir uns erst vom Schnee frei graben. Den Gewehrlauf und alles was aus Eisen war, durfte man ohne Handschuhe nicht anfassen, sonst fror die Haut daran fest. Den Russen ging es trotz ihrer guten Winterkleidung nicht viel besser.“²⁹

Die meisten Textdokumente sind der Todesgefahr, der Bedrohung durch den Feind und durch Kälte, Eis und Schnee gewidmet. Es gibt aber auch die leicht ironischen Wendungen wie bei Ekkehard Johler, geb. 1921 in Hamburg, in einem Brief von der Front bei Stalingrad: „Im Winter kennen wir glücklicherweise keinen Wassermangel. Es liegt ja genug Schnee vor der Tür, der auf dem dauernd brennenden Ofen in einer kleinen Waschschiüssel geschmolzen wird. Aus dem ‚dauernd brennenden Ofen‘ könnt Ihr entnehmen, daß wir nicht frieren.“³⁰ Die Andeutung, nicht zu frieren, sollte Sicherheit vermitteln, den Angehörigen mitteilen, es gehe ihm gut.

... the startling red of blood on the snow ...

Ein doch deutlich anderer Wahrnehmungsmodus von Schnee im Krieg zeigt sich in Berichten von den *Ice Crusaders* einer speziellen Gebirgs-Infanterie-Einheit der US-Army, der 10th Mountain Division. Sie war im Zweiten Weltkrieg, im Sommer 1944, im Apennin stationiert worden. Frühe Schneefälle im Herbst 1944 sorgten für eine ungewöhnlich hohe Schneedecke auf den Bergen, und die Kämpfe im Jänner 1945 wurden daher im Schnee ausgetragen. Mit großer Hartnäckigkeit und relativ guter Ausrüstung konnten die Soldaten der 10th Mountain Division die deutschen Truppen aus deren Gebirgsstellungen vertreiben.

Einer der US-Soldaten, E. P. Motley, verfasste ein Tagebuch über die Gebirgskämpfe des Winters 1945 in Italien. Viele Textstellen zeigen eine für Kriegsberichte unübliche ästhetische Perspektive auf den Winter und den Schnee. Das Selbstbewusstsein der US-Einheit, gute Vorbereitung und Überlegenheit in den Kämpfen im Schnee ermöglichte eine andere Wahrnehmung von Schnee als in den Berichten der Soldaten der deutschen Wehrmacht vom Grauen der Schlacht um Stalingrad:

“It was an ideal winter day, with white cumulus clouds drifting close over the top of the ridge. It was hot out of the wind, cool and invigorating in it. The ridge was a dazzling white, a place removed spiritually and physically from the dark shades of the valley below us. That day there seemed still romance left in war, with the deep blue of the sky, the white of snow and camouflage suits, the startling red of blood on the snow and the deep tans of hardened young men absorbed in battle. Our little conflict was so isolated from the usual confusion of battle that it was more like a private duel of snow gods than the usual terrestrial muck of manmade battles.”³¹

Der Schnee sorgt bei E. P. Motley selbst im Krieg für eine romantische Stimmung, und „the startling red of blood on the snow“ lebt als Bild von den Imaginationen des reinen, unschuldigen Weiß des Schnees, einem kulturellen Muster der romantischen Naturwahrnehmung, in Beziehung gesetzt zum Rot des Blutes im Schnee, zum romantischen Helden-tod im Gebirgskrieg.

... drifting snow like stinging wood smoke ...

Autobiografische Aufzeichnungen sind so individuell, wie es Personen sind, und doch gibt es unterschiedliche Kategorien von Dokumenten. In folgendem Abschnitt sind zwei

historische Textkategorien aus den USA nebeneinandergestellt, die verschiedene Wahrnehmungshintergründe zeigen: die Erzählungen des religiös orientierten frühen Umweltaktivisten und Gründer des Sierra Clubs, John Muir, und Ausschnitte aus Tagebüchern von Frauen, die in *Wagon Trains* in den Westen die Great Divide, die Rocky Mountains, überqueren mussten, oder die Bewegung der Wagons beobachteten, wie in den Aufzeichnungen einer *Native American*. Sowohl die Frauen auf der beschwerlichen Reise in den Westen, als auch John Muir berichten über die Härten der Bewegung im Schnee, sei es Reise oder Bergtour. Beide erzählen von Lebensgefahr, Krankheit und Tod, Mühsal und Leid durch Schnee. In beiden Textkategorien, bei John Muir stärker als bei den Frauen der *Wagon Trains*, kommt aber auch Freude über den Schnee, über die Erfahrung der Schönheit von Schnee und Schneelandschaften zum Ausdruck, wird Schnee mit romantischen Naturbildern des 19. Jahrhunderts aufgeladen.

Mrs. Cowan, Tagebuch aus 1895, Montana: "20 degrees below zero this morning, very cold lovely weather. How glad I shall be when this cold weather is over. [...] Dark dreary day. And the snow is flying."³² Beide Tagebucheinträge deuten widersprüchliche Wahrnehmung an: Trotz der Kälte, über deren Ende sie froh sein wird, wird der Tag als „lovely“ bezeichnet, und die Bewegung des Schnees, sei es als Niederschlag, sei es durch den Wind dahingeweht, wird als „flying“ bezeichnet, eine Bewegung, in der die Leichtigkeit von Schnee zum Ausdruck kommt, auch im Gegensatz zu „dark“, „dreary“.

Zumeist werden in den Tagebucheinträgen jedoch die Mühen und Gefahren betont, die mit dem Schnee verbunden sind. Eine Tagebucheintragung der *Native American*, Ms. Sarah Winnemucca Painte, um 1860, zeigt den Blick der amerikanischen Ureinwohner auf das gefährliche Unterfangen weißer Siedler, die Gebirge im Winter zu überschreiten, und zugleich die Sorge, die mit Schnee und Kälte verbunden war:

"My people talked fearfully that winter about those they called our white brothers. [...] This whole band of white people perished in the mountains, for it was too late to cross them. We could have saved them, only my people were afraid of them. [...] So, poor things, they must have suffered fearfully, for they all starved there. The snow was too deep."³³

„To get through winter“ war eine der größten Herausforderungen auf dem Weg in den Westen. Priscilla Merrina Evans trug im Winter 1856 auf dem Weg von Iowa City nach Salt Lake City in ihr Tagebuch ein: „We were much more fortunate than those who came later, as they had snow and freezing weather. Many lost limbs, and many froze to death.“³⁴

Nicht nur die Reise der *Wagon Trains*, auch die frühen Siedlungen waren den harten Wintern im *Mid-West* nicht entsprechend, es waren entweder Blockhäuser, die trotz aller Bemühungen um Isolierung der Spalten und Ritzen zwischen den Balken zugig blieben, oder *Dug-Outs* bzw. *Sod-Houses*, Häuser, die in Hänge gebaut wurden und mit Rasendächern gedeckt waren. Die offene Vorderseite dieser Erdhöhlen war zum Teil aus Lehm, mit einem Fenster und einer Tür, durch die sowohl Kälte als auch Schnee ins Innere drangen. Aber auch *Log-Houses* oder größere Häuser mit zwei Geschoßen waren von Schneeverwehungen unangenehm betroffen. Keturah Penton Belknap, im Tagebuch von 1840: „Sat. [Saturday] night it snowed and blowed [sic!] so the upstairs was so full of snow Sunday morning that we had to shovel it out.“ „Upstairs drifted full of snow twice. We [...] shovelled

snow down and carried it out in the washtubs.³⁵ Und Isabella Bird, 1873, auf der Reise nach Denver: „My bed and room were white.“³⁶ Aus demselben Tagebuch:

“I take a piece of granite made very hot to bed, draw the blanket over my head and sleep eight hours, though the snow often covers me. One day of snow, mist and darkness was rather depressing, [...] and the whole park was one swirl of drifting snow like stinging wood smoke.”³⁷

Mrs. Bird wählt hier als Gefühlsbeschreibung „depressing“ und auch die weiße Schneemenge, die durch den Park wirbelt und von vielen Zeitgenossen, vor allem in urbanen Zentren, als romantisch wahrgenommen worden wäre, wird bei ihr einem rauchenden, in den Augen brennenden Holzfeuer gleichgesetzt.

Eine populäre Erzählung vom Leid der Siedler, die in Planwagen über die Rocky Mountains in den Westen zogen, handelt von der sogenannten *Donner-Party*, einer Gruppe von Siedlern, die nahe des Donner-Passes, über den später die Eisenbahn führte, im Schnee umkam:

“[...] it was on the shore of Donner Lake that the Donner-Party were [sic!] caught in the winter snows and suffered horrors worse than the death which overtook so many of them. The two associations of the spot are, therefore, sharply and suggestively antithetical: so much slowness and hardship in the early days, so much rapidity and ease now; great physical obstacles overcome by triumph of well directed science and mechanics.”³⁸

Die Gegenüberstellung der Mühsal der Reise in den Planwagen, die im Gebirge immer auch mit Lebensgefahr verbunden war, mit der Reise im Zug, die nach Fertigstellung des transkontinentalen Schienennetzes möglich war, verherrlicht gleichzeitig Technik und Wissenschaft. Es schwingt der Stolz des Sieges über die Wildnis und damit auch über die Gefahren des Schnees mit, Grundlage einer Wahrnehmungsweise, die auf dem grundsätzlichen Gefühl der Sicherheit im Umgang mit Eis und Schnee aufbaut. Die technische Erschließung der Wildnis, eine sichere Mobilität auch in tief verschneiten Landschaften, ermöglicht eine ästhetische, emotional aufgeladene Wahrnehmungsweise des Schnees: Im Blick aus dem Eisenbahnwaggon erstrahlt der Schnee im romantisch verklärten Licht.³⁹

... the sunbeams pouring over the white domes

Eine typisch dem Modus des Erhabenen entsprechende Wahrnehmungsweise der gleichen historischen Periode finden wir bei John Muir. Von ihm auf 1868 datiert, den Winter vor der durchgehenden Verbindung zwischen Ost- und Westküste der USA durch die transkontinentale Eisenbahn, waren seine Erfahrungen in der Winterlandschaft des Yosemite Valley Naturerfahrung einer religiös wahrgenommenen Wildnis – „rejoicing in nature“:

“When the first heavy storms stopped work on the high mountains, I made haste down to my Yosemite den, not to ‚hole up‘ and sleep the white months away; I

was out every day, and often all night, sleeping but little, studying the so-called wonders and common things ever on show, wading, climbing, sauntering among the blessed storms and calms, [...] rejoicing [...] the glorious brightness of frosty mornings, the sunbeams pouring over the white domes, [...] the good-night alpenglow.³⁴⁰

John Muir beschreibt die ästhetische Qualität von Schnee in seiner vielleicht gefährlichsten Form – als Lawine – in glühenden Worten:

“After snowstorms come avalanches, varying greatly in form, size, behaviour and in the songs they sing [...] Most delightful it is to stand in the middle of Yosemite on still clear mornings after snowstorms and watch the throng of avalanches as they come down, rejoicing, to their places, whispering, thrilling like birds, or booming and roaring like thunder.”³⁴¹

Auch die Gefahren werden von Muir überhöht im Modus des Erhabenen wahrgenommen; in einer gefährlichen Lage, eingeschlossen unter dem Gipfel des Mount Shasta, mit schlechter Ausrüstung und ohne Proviant: „[...] the storm-blast laden with crisp, sharp snow seems to crush and bruise and stupefy with its multitude of stings, and compels the bravest to turn and flee.“ Muir nimmt selbst im Rückzug und auf der Flucht Schnee noch im romantischen Modus des Erhabenen wahr:

“Some crystals landed with their rays almost perfect, but most of them were worn and broken by striking against one another, or by rolling on the ground. The touch of these snow-flowers in calm weather is infinitely gentle – glinting, settling silently in the dry mountain air, or massed in flakes soft and downy.”³⁴²

... nostalgie de la neige

Charlie English, Journalist bei *Guardian*, begibt sich 2008 auf die Suche nach dem „reinsten, tiefsten Schnee“ (*A search for the world's purest, deepest snowfall*).⁴³ Er sitzt an der Niederschrift seiner Reiseerfahrungen zum Schnee an seinem Schreibtisch in London: “[...] making a list of words I associate with snow. There are already several on my notepad. ‘Beauty’ stands at the top, followed in order by ‘danger’, ‘childhood’, ‘loneliness’ and ‘death’. In a separate column, I have written ‘sledding’, ‘skiing’, ‘snowball’ and ‘fun’, with two exclamation marks.” Und in der Anknüpfung an seine Kindheitserinnerungen, wachgerufen durch einen Amateurfilm seines Vaters:

“I remember growing up with snowball fights and snowmen [...]. Snow brought out the cameras even then. A Super-8 film shows me and my brother being towed on the back of a sledge to a famous local hill, Granny’s Bump. [...] Watching it again now, those three flickering minutes give me a sense of warmth and loss, of nostalgie de la neige.”³⁴⁴

Charlie English verwendet die französische Bezeichnung für seine Gefühle für den Schnee, „nostalgie de la neige“. In seinen Gefühlen findet er „a sense of warmth“, angesichts der Temperaturen, die mit Schnee verbunden sind, paradox. Es ist jedenfalls nicht die haptische Wahrnehmung von Schnee, die Wärme vermittelt, sondern die erinnerte Wärme der Kindheit, der Geborgenheit, gemeinsam mit dem Vater, der Mutter und seinem Bruder auf dem Schlitten. Gefühle des Sozialen, der familiären Geborgenheit, werden auf den Schnee und auf das Landschaftsphänomen der Schneedecke übertragen.

In der Wahrnehmung von Schnee werden Gefühle durch Bilder wachgerufen, durch Repräsentationen von Schnee, wie etwa im Kurzfilm im Super-8 Format, von dem Charlie English erzählt, oder von einem einzelnen Foto:

“[...] I will try to pass on my love of snow to our boys [...]. It is strange to think that my own love for it began with a single photograph. I put the picture of my father away in the desk drawer [...]. It's time to go. We are off buying some skiing clothes. We have booked a late deal in the alps. The snow will be patchy and slushy, but there



Abbildung 1: „Living Room“ aus der Werbelinie der Tirol Werbung, „Gefühlsraum“ Tirol

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Tirol Werbung

may be enough left. In no time, I am sure, the boys will be flying down the slopes, oblivious to the rest of the world.”⁴⁵

„Gefühlsraum“ Tirol, eine Werbelinie der Tiroler Tourismuswerbung aus dem Jahr 2000, baut ihre Wirkung auf die bildhafte Verbindung von Schnee mit nostalgischen Gefühlen und Wünschen nach emotionaler Einbettung in soziale Strukturen – Familie und Peer-group – auf. Nostalgie alpinen Hüttenlebens und sonnengeschwärmter Almhütten sind Sujets eines prämierten Plakats der Tirol Werbung von Ulla Füllinger und Nigel Shafran aus dem Jahr 2000. Das Plakat verbindet Schneelandschaft mit heimeliger Hüttenstimmung, Kachelofen und Jesusbild; die Schneelandschaft mit der Aufschrift „Tirol“ ist mit einem schwarzen Balken vom Bild des Innenraums der Hütte abgegrenzt, im Balken das Signet „Gefühlsraum“. Hier werden Hüttenerlebnisse, Schikurstimmung und Schnee mit der winterlichen Gebirgslandschaft zu jenem Gefühlsraum, der in autobiografischen Texten immer wieder auftaucht. Es sind Gefühle der Kindheit, der familiären Geborgenheit in winterlicher Landschaft, auch in der verschneiten Stadtlandschaft, Gefühle des unbe-schwerten Spiels, die in die Erwachsenenwelt mitgenommen und erinnert werden.

Schnee: Zur Widersprüchlichkeit von Vorstellung und Erfahrung

Wir können annehmen, dass nahezu alle autobiografischen Texte, Berichte, Tagebucheintragungen, Briefe, die uns Zeugnis der Wahrnehmung von Schnee sind, in Erinnerung der eigentlichen Wahrnehmungssituation verfasst wurden. In der Interpretation der Texte bezüglich der Art und Weise der Wahrnehmung bleiben zwei prinzipielle Möglichkeiten. Die Erinnerung an die jeweils besondere Erfahrung mit Schnee wird in der Distanz ergänzt um kulturell dominante Wahrnehmungsweisen, die im Nachhinein der Situation beigefügt werden. Im anderen Fall können gerade diejenigen Wahrnehmungsaspekte, die kulturell aufgeladen sind, in der Wahrnehmungssituation selbst aktualisiert worden sein, und im Rückblick werden sie (mit-)erinnert. In beiden Fällen sind jedoch kulturell und gesellschaftlich dominante Wahrnehmungsmuster, wie etwa der Modus des Erhabenen, in die individuellen Wahrnehmungen integriert, ob aktuell oder nachträglich hinzugefügt.

Die nachträgliche kulturell modifizierte Betrachtung finden wir am klarsten beim viel beachteten, angeblich ersten Dokument von Landschaftswahrnehmung, dem Brief von Petrarca über die Besteigung des Mont Ventoux im Jahre 1335. Petrarca unterlegt die Erinnerung an die Wahrnehmung der Landschaft vom Gipfel des Berges mit Textstellen aus den *Confessiones* von Augustinus gegen die Schaulust, das „nichtige Bewundern des Irdischen“. Das Abstandnehmen von der Wahrnehmung von Landschaft erfolgt beim Schreiben des Briefes. Erinnernte Bilder werden dargeboten in kritischer Distanznahme durch die theologische Reflexion der „Augenlust“, den kulturellen und religiösen Vorstellungen der Zeit entsprechend.

Die theoretischen Folgerungen aus den autobiografischen Texten und Textstellen über die Wahrnehmung von Schnee erlauben Differenzierungen der ästhetikphilosophischen Landschaftstheorie von Joachim Ritter.⁴⁶ Bei Ritter schafft erst die von bestimmten

Zwecken „freie“, die „genießende Anschauung“ die Möglichkeit einer ästhetischen Vermittlung des Wahrgenommenen: „[...] was über Jahrhunderte hin ungesehen und unbeachtet blieb oder das feindlich abweisende Fremde war, wird zum Großen, Erhabenen und Schönen [...]“⁴⁷. Erst die Distanz durch Sicherheit ermöglicht das ästhetische Vergnügen. Solange Schnee als Bürde erlebt wird, als Mühsal, und die Kälte als Gesundheitsbedrohung, ist es schwer, Freude an der Schönheit von Schnee zu empfinden. Die Bewältigung von Kälte und Schnee ist jedoch immer relativ, wie jegliche Bewältigung von Natur relativ bleiben muss. Insofern ist auch jegliche ‚freie‘ Anschauung von Natur relativ. Schon ein sicherer Unterstand konnte im Gebirgskrieg Sicherheit bedeuten und einen ästhetischen Blick, ein romantisches Empfinden erlauben. Wo Schnee *gebändigt* und *geräumt* wird, wo die Hänge *präpariert* werden, wird die Schneeidylle massenhaft zugänglich, der Aspekt der erhabenen Natur unterliegt dem touristischen Genuss, der Körpererfahrung von „Schi und Sonne“. Noch immer spielt jedoch die Überwindung der Gefahr eine Rolle. In der Bewältigung von Schnee und Kälte im spielerischen, sportlichen Umgang werden noch immer die Gefühle der Auseinandersetzung mit wilder, ungezähmter Natur mobilisiert. So kann beides, Mühsal im Schnee und ästhetische Bewunderung, nebeneinander stehen, ein Widerspruch im Übergang zwischen zwei grundlegend verschiedenen Wahrnehmungsweisen.

Soziale Unterschiede in der Wahrnehmung von Schnee sind mit den alltäglichen Anpassungen an klimatische Umweltbedingungen verbunden, mit Umgang, Gebrauch und Nutzen von Schnee. Lust oder Last scheinen dabei altersmäßig ungleich verteilt: Während in der Erinnerung bei Kindern die Lust am Schnee überwiegt, und das sowohl in den Städten als auch auf dem Land – etwa bei Bergbauernkindern, wo die Härte der Erfahrungen mit dem Schnee noch eine besondere Rolle spielt –, nimmt das positive Erleben von Schnee mit zunehmendem Alter ab. Bei Kindern vermittelt Schnee Phantasiewelten, Burgen werden aus Schnee gebaut, Schlachten gegeneinander gefochten, oder Schneemänner als ganz besondere Phantasiewesen des Winters in die Landschaft gestellt. Später, im Erwachsenenalter, wird dieses Erleben nostalgisch erinnert, die aktuelle Erfahrung von Schnee kann jedoch gleichzeitig als äußerst mühsam empfunden werden.

Und besonders in den Erinnerungen an Krieg und Katastrophen wird Schnee als eine besondere Erschwernis oder selbst als Katastrophe wahrgenommen. Dass in diesen Wahrnehmungen da und dort in ganz widersprüchlicher Weise dennoch die Schönheit des Schnees, die ‚Schneeidylle‘ aufleuchtet, ist einer durchgehenden emotionalen Aufladung des Schnees in der Folge romantischer Naturwahrnehmung zu verdanken. Die aktuelle globale Kommerzialisierung von Schnee im Zusammenhang mit Weihnachten und dem Wintertourismus ist die Zuspitzung des Wahrnehmungsmodus der Idylle.

Anmerkungen

- 1 Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien verfügt über eine umfangreiche Sammlung autobiografischer Texte. Günter Müller, für die Sammlung und Dokumentation lebensgeschichtlicher Texte zuständig, sei an dieser Stelle herzlich gedankt für die Unterstützung bei der Suche nach Textstellen, in denen die Wahrnehmung von Schnee eine Rolle spielt.

- 2 In diesen Text sind viele Aspekte der Wahrnehmung von Schnee eingeflossen, die in einem von mir geleiteten Seminar im Wintersemester 2009/10 zu „Ästhetik und Ökologie von Landschaft: Das Kultur- und Landschaftsphänomen Schnee“ diskutiert wurden. Insbesondere möchte ich mich bei Ulli Vrhovec bedanken, die autobiografische Texte zu Schnee ausgewertet hat.
- 3 Aloisia Gosch, [ohne Titel], in: Eva Ziss (Hg.), Ziehkinder (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 28), Wien/Köln/Weimar 1994, 92–134, hier 96.
- 4 Margarete Seemann, [ohne Titel], in: Rupert Scheule (Hg.), Beichten. Autobiographische Zeugnisse zur katholischen Bußpraxis im 20. Jahrhundert (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 48), Wien/Köln/Weimar 2001, 163–164, hier 163.
- 5 Rudolf Miksa, Erinnerungen eines Großstadtbuben, in: Gert Dressel/Günter Müller (Hg.), Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 38), Wien/Köln/Weimar 1996, 27–62, hier 33.
- 6 Erika Rostonics, [ohne Titel], in: Peter Gutschner (Hg.) „Ja, was wissen denn die Großen ...“ Arbeiterkindheit in Stadt und Land (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 42), Wien/Köln/Weimar 1998, 313–318, hier 316 f.
- 7 Maria Schuster, Auf der Schattseite (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 40), Wien/Köln/Weimar 1997, 88 f.
- 8 Paula Forstner, [ohne Titel], in: Eva Ziss (Hg.), Ziehkinder (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 28), Wien/Köln/Weimar 1994, 46–59, hier 51.
- 9 Emma Jagersberger, [ohne Titel], in: Rosa Scheuringer (Hg.): Bäuerinnen erzählen. Vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 60), Wien/Köln/Weimar 2007, 86–99, hier 90 f.
- 10 Hanna Konrad, [ohne Titel], in: Eva Ziss (Hg.), Ziehkinder (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 28), Wien/Köln/Weimar 1994, 64–91, hier 65.
- 11 Elisabeth Amann, „Dieses bisschen Glück ...“ Stationen einer rastlosen Kindheit und Jugend, 1941–1955 (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 61), Wien/Köln/Weimar 2009, 14 f.
- 12 Maria Schuster, Auf der Schattseite, wie Anm. 7, 88.
- 13 Walter Dornstauder, Aus meinem Leben, Bd. 1: Aus der Jugendzeit, 1927–1943, unveröffentlichtes Manuskript [1996], Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, 262–268, hier 262.
- 14 Ebd., 264.
- 15 Hans Kasper, Holzrössli, unveröffentlichtes Manuskript [1997], Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, 25.
- 16 Theresia Oblasser, „Das Köpfchen voll Licht und Farben ...“ Eine Bergbauernkindheit (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 58), Wien/Köln/Weimar 2006, 66.
- 17 Ebd., 28.
- 18 Hans Waldhauser, Die Tölzer Straße war unser Spielplatz, in: Kurt Bauer (Hg.) Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 50), Wien/Köln/Weimar 2007, 204–209, hier 206.
- 19 Walter Cerveny, Kindheit in Penzing II: Winter- und Sommerfreuden [2004], <http://www.menschenschreibengeschichte.at/index.php?pid=30&ihidg=12092&kid=1181> (10. Aug. 2010).
- 20 Christine Prohaska, [ohne Titel], in: Peter Gutschner (Hg.) „Ja, was wissen denn die Großen ...“ Arbeiterkindheit in Stadt und Land (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 42), Wien/Köln/Weimar 2003, 319–344, hier 335.
- 21 Franz Breiter, Wintermärchen [2008], <http://www.menschenschreibengeschichte.at/index.php?pid=30&ihidg=11020&kid=1181> (10. Aug. 2010).
- 22 Walter Dornstauder, wie Anm. 13, 268.
- 23 Viktor Schemfil, Col di Lana. Genaue Geschichte der Kämpfe (1915–1917) um den heißestumstrittenen Berg der Dolomiten, verfaßt auf Grund österreichischer Truppenakten und authentischer reichsdeutscher Berichte sowie italienischer kriegsgeschichtl. Werke, Trento 1997, 30.
- 24 Unter anderem Christa Hämmerle, „... wirf ihnen alles hin und schau, daß Du fort kommst“. Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges, in: Historische Anthropologie 6 (1998), H. 3, 432–458.
- 25 Adolf Deye, Kriegsbilder aus den Hochalpen, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 48 (1917), 162–176, hier 172 f.
- 26 <http://www.docjordan.de/gebirgskrieg/spezifika-des-gebirgskrieges/topographische-aspekte.html> (10. Aug. 2010)
- 27 Leo Schuster, „... Und immer wieder mussten wir einschreiten!“ Ein Leben „im Dienste der Ordnung“ (Damit es nicht verlorengeht ..., Bd. 8), Wien/Köln/Graz 1986, 104.

- 28 Ebd., 108.
- 29 http://feldpost.mzv.net/Zeitzeugen/Zeitzeuge_Kallweit_/Zeitzeuge_Deimel_/Zeitzeuge_Patzsch/Zeitzeuge_Burghardt/zeitzeuge_kruger.html (10. Aug. 2010).
- 30 http://www.lauritzen-hamburg.de/ekkehard_johler_stalingrad.html (10. Aug. 2010).
- 31 E. P. Motley, zitiert nach: Tom Wolf, *Ice Crusaders. A Memoir of Cold War and Cold Sport*, Boulder 1999, 209.
- 32 Cathy Luchetti/Carol Olwell, *Women of the West*, New York 1982, 20.
- 33 Ebd., 104.
- 34 Ebd., 166.
- 35 Ebd., 137.
- 36 Ebd., 27.
- 37 Ebd.
- 38 N.N., *Two California Landscapes*, in: *Overland Monthly* 10 (1873), H. 3, 286–289, hier 286.
- 39 Vgl. Gerhard Strohmeier, *Wild West Imagery. Landscape Perception in Nineteenth Century America*, in: Mikuláš Teich/Roy Porter/Bo Gustafsson (Hg.), *Nature and Society in Historical Context*, Cambridge 1997, 266–273.
- 40 John Muir, *The Yosemite*, New York 1962, 33.
- 41 Ebd., 33.
- 42 John Muir, *Mountaineering Essays. A Perilous Night on Shasta's Summit*, Salt Lake City 1980, 83.
- 43 Charlie English, *The Snow Tourist*, London 2008, 1.
- 44 Ebd., 5.
- 45 Ebd., 239.
- 46 Ich verdanke Rita Garstener den Hinweis auf mögliche Differenzierungen der Ästhetikphilosophie Ritters durch die hier vorgelegten Ergebnisse.
- 47 Joachim Ritter, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, in: Ders., *Subjektivität*, Frankfurt am Main 1989, 151.

Landschaft und Lebenswelt

Topografische Wahrnehmungsstrukturen und Diskursmuster von Handwerkern bis Anfang des 20. Jahrhunderts

Raum und Landschaft als Forschungskategorien

In jüngerer Zeit hat das Interesse geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen an den Kategorien Raum und Landschaft als menschlicher Syntheseleistungen im Rahmen ihrer gesellschaftlich-kulturellen Auseinandersetzung mit der physikalisch-topografischen Umwelt deutlich zugenommen. Dabei war die Zurückhaltung diesem Themenfeld gegenüber namentlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wohlbegründet. Hatten doch überdehnte Hypothesen zur Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum im Zuge ihrer politischen Instrumentalisierung zu pervertierten Schlussfolgerungen und Handlungsmustern in Gesellschaft und Politik geführt, die namentlich in der „Blut und Boden“-Ideologie des Nationalsozialismus sowie im Zweiten Weltkrieg und den daran anschließenden Bevölkerungsverschiebungen ihre Spitze erreichten. Für den Bereich der ethnologisch orientierten Kulturwissenschaften hatte die Lehre der Kulturraumforschung ihren Anteil dazu beigetragen. Denn diese Lehre unterstellte ein starkes Verhältnis zwischen Kultur und Natur, indem sie die biologisch-physiologische wie die geistig-mentale Ausprägung des Menschen von den jeweiligen naturräumlichen Gegebenheiten des Lebensstandorts deutlich mitgeprägt sah.¹

Nachdem beispielsweise für die Psychologie² und die Tourismusforschung³ die Reflexion über Raum und Landschaft auch nach 1945 aus fachspezifischen Gründen wichtig blieb, setzte die neuerliche Hinwendung in den Geistes- und Sozialwissenschaften erst mit drei Tendenzen der Gegenwart ein, die in ihrem Zusammenspiel vorrangig in den westlichen Industriegesellschaften virulent sind: erstens die deutlich angestiegene, technikgestützte persönliche Mobilität der Individuen sowie die gesellschaftliche Globalisierung; zweitens die mediale Virtualisierung unserer Wahrnehmung und der diese begleitenden psychischen Aufmerksamkeitsstile durch entsprechende Konsumangebote und Kulturstile; drittens die merklich anwachsende physische Distanzierung von direkten Kontakten zur physikalisch-topografischen Außenwelt über eine zunehmende Innenraum-Orientierung unserer Lebensstile (Wohnen, Arbeiten, Freizeit) sowie über Indoorwelten.

Der hier vertretene ethnografisch-kulturanthropologische Ansatz möchte sich im Kontext dieser disziplinären Entwicklung des akademischen Umgangs mit Raum und Landschaft der Thematik widmen, wie die ‚private‘ Reflexion von Landschaftswahrnehmung aus der Alltagsperspektive beschaffen ist, welchen Gesetzmäßigkeiten sie folgt und wie sie sich gegenüber der heute hegemonialen ästhetischen Landschaftsauffassung im öffentlichen Diskurs verhält. Derlei Fragestellungen haben mich seit längerem bei der Auswertung autobiografischer Berichte insbesondere aus der Phase des sogenannten „langen 19. Jahrhunderts“ beschäftigt: Wie wurde in autobiografischen Berichten von ‚gewöhnlichen‘

Menschen, von vorrangig unterbürgerlichen Personenkreisen, der geografische Raum wahrgenommen und Landschaft thematisiert? Welche Reflexionsweisen und welche Diskursstile zu Raum und Landschaft sind hierbei auszumachen? Sind neben der dominanten hochkulturell-ästhetischen Landschaftsauffassung andere mentale Logiken und Konzepte erkennbar und wie lassen sie sich charakterisieren?⁴

Zu den Quellen dieses Beitrags

Solche Fragen ergaben sich bei der Arbeit an autobiografischen Primärquellen aus dem Forschungsprojekt *Lebensgeschichtliches Archiv*, das als volkskundliches Schwerpunktprojekt am Institut für Geschichte und Volkskunde (ISGV) in Dresden seit Jahren etabliert ist. Hier wird historisches und gegenwärtiges Alltagsleben in Sachsen und angrenzenden Regionen anhand personaler Dokumente, biografischer Verläufe sowie aus dem Blick von Zeitzeugen erfasst und ausgewertet. Ziel ist es, im Laufe der Zeit eine vielgestaltige Auswahl individueller Lebensläufe, subjektiver Eindrücke und persönlicher Einstellungen zu erlangen und solchermassen eine Art Kaleidoskop sächsischer Lebenswelten entstehen zu lassen.⁵

Die für meinen Vortrag detailliert analysierten Quellen sind allesamt umfangreichere autobiografische Berichte, die entweder das gesamte vom schreibenden Subjekt überblickbare Leben oder aber eine charakteristische Lebensphase hieraus behandeln. Diese stammen aus dem Milieu der Handwerker und (klein-)bäuerlichen Kreise und umgreifen einen Berichtszeitraum von etwa 1750 bis 1935. Explizit intendiert war, solche autobiografischen Quellen für die Analyse heranzuziehen, die sich weder durch eine besondere Vorliebe für Natur- und Landschaftsschilderungen auszeichnen noch hierfür eine im Sinne der bürgerlichen Kultur bzw. Hochkultur deutlich elaborierte Sprache an den Tag legen. Vielmehr sollten namentlich im kleinbürgerlichen und unterbürgerlichen Milieu geformte Diskursstile untersucht werden, die aus ihrer positionsspezifischen Sozialstellung und Lebenslage thematisieren und sprachlich gestalten. Denn es war Ziel, jenseits der dominanten hochkulturell-ästhetischen Landschaftsauffassung mentalen Logiken und Konzepten des diskursiven Umgangs in autobiografischen Berichten nachzuforschen. Ist doch dieser Bereich in der breiten Forschung zur Landschaftswahrnehmung bislang kaum berücksichtigt worden, hauptsächlich weil er sich in stilistischer Hinsicht wie in seiner Darstellungsdichte deutlich reduzierter gegenüber hochkulturellen Quellen präsentiert.

Im Gefolge dieser forschungsleitenden Intention sind Quellen ausgewählt, bei denen die Aufmerksamkeit der Verfasser auf Themensträngen und Lebenslinien liegt, die um Arbeit, Familie und gesellschaftliche Momente kreisen. Die Behandlung landschaftlicher Aspekte bleibt hier in aller Regel beiläufig, und zwar selbst in den von mir ausgewählten Fällen, in denen ausführlich von der eigenen arbeitsbezogenen Mobilität berichtet wird. Die für den folgenden Untersuchungsgang ausgewählten Quellen seien kurz vorgestellt:

Die Lebensbeschreibung des Christian Friedrich Frenzel (1780–1864)

Zum einen ist dies die „Lebensbeschreibung“ des Posamentiermeisters und Soldaten Christian Friedrich Frenzel, 1780 in Schlettau (Erzgebirge, westlich Annaberg-Buchholz)

geboren und 1864 in Annaberg gestorben. Er stammt aus einer Bergmannsfamilie. Sein Vater starb, als Frenzel neun Jahre alt war. Von da an führte die Restfamilie ein ärmliches Leben (die Mutter war Bauerntochter und Hausfrau) und Frenzel wurde von Kind an zu landwirtschaftlichen Tätigkeiten herangezogen, was auch seinen Schulbesuch verhinderte. Er lernte daher das Lesen und Schreiben erst während seiner militärischen Ausbildungszeit in der Garnison in Mittweida um 1799/1800 auf Betreiben seines Hauptmanns. Vor seiner Rekrutierung zum Militärdienst hatte er im Alter von zehn Jahren im benachbarten Annaberg eine Lehre als Posamentierer begonnen und wurde mit sechzehn Jahren Geselle (1796). Der Ausbildung bei der Sächsischen Armee (Kurfürstlich Sächsisches Infanterieregiment „Prinz Maximilian“) in die Kaserne Mittweida folgte 1806 ein erster Kampfeinsatz als Kompanieschütze (Gefecht am Schneckenberg bei Jena). Von da ab war er Teilnehmer an den von Napoleon durchgeführten Feldzügen (1807 Belagerung Danzigs, 1809 in Österreich, 1812 Russlandfeldzug) und den Befreiungskriegen (1813 Völkerschlacht bei Leipzig). Im Jahr 1814 schied er im Alter von inzwischen 34/35 Jahren aus dem Militärdienst aus und kehrte in das zivile Leben zurück.

Im September dieses Jahres heiratete er die Tochter eines Landarbeiters aus Bärenstein. Das Ehepaar siedelte anschließend nach Annaberg über, wo seit 1800 größere Fabriken zur Produktion von Posamentierwaren entstanden waren. Hier fand Frenzel eine Anstellung im erlernten Handwerk und qualifizierte sich schließlich zum Meister der Posamention. In Annaberg erhielt er zudem das Bürgerrecht, seine Ehe blieb kinderlos. Im Januar 1864 verstarb er schließlich 84jährig an Altersschwäche.⁶ Seinen Lebensbericht mit Schwerpunktsetzung auf seine Kriegserlebnisse (Berichtszeitraum 1780 bis 1813) verfasste Frenzel frühestens ab 1833 und gab ihm die Bezeichnung „Lebensbeschreibung“.⁷

Die Chronik des Johann Ephraim August Jacobi (1746–1814)

Bei der zweiten autobiografischen Quelle handelt es sich um Aufzeichnungen von Johann Ephraim August Jacobi, geboren 1746 in Hartenstein (Erzgebirge) und gestorben 1814 in Penig (nordwestlich Chemnitz). Jacobi stammt nun – etwas abweichend vom angestrebten Sample – aus einer dem bürgerlichen Milieu nahestehenden, bildungsorientierten Handwerkerfamilie. Sein Vater war Sattlermeister und besaß das Bürgerrecht. Jacobi hatte drei Schwestern. 1748 zog die Familie nach Penig um, da der Vater das Haus der verstorbenen Schwiegereltern übernahm. Jacobi ging sechs Jahre lang zur Schule und erhielt zudem Privatunterricht, da er eine geistliche Ausbildung erhalten sollte. Dieses Vorhaben wurde jedoch durch den Siebenjährigen Krieg vereitelt. So erlernte er bei seinem Vater das Sattlerhandwerk und ging nach seiner Freisprechung als Geselle von 1765 bis 1770 auf Wanderschaft. Im Jahr 1771 erlangte er das Bürgerrecht in Penig und konnte dort im Jahr 1772 auch das Meisterrecht erwerben. 1774 ehelichte er die Tochter des Peniger Schlossermeisters und Bürgers Johann George Sauberlich. Der Ehe entstammen zehn Kinder (vier Töchter, sechs Söhne), wovon vier Kinder vor dem Tod Jacobis verstarben. Jacobi war neben seinem Sattlerhandwerk Pächter eines Weinkellers und des Salzschanks im Amt Rochsburg bzw. in den Peniger Amtsdörfern. Er verstarb 1814 im Alter von 67 Jahren.⁸ Der Abfassungszeitraum seines Lebensberichtes liegt um das Jahr 1798. Im Vorwort seines „Traktatleins“, dem er keine nähere Bezeichnung gegeben hat, nennt er als Schreibmotiv

die Berichterstattung über private und kommunale Ereignisse und Umstände in der Phase seiner Lebenszeit für die Nachkommen.⁹

Die Familien-Notizen des Anton Peschel (1861–1935)

Die dritte Quelle sind die „Familien-Notizen“ des Anton Peschel (Pseudonym)¹⁰, geboren 1861 in Sachwitz (nahe Breslau) und nach 1935 in Breslau verstorben. Peschel entstammt einer Handwerkerfamilie – der Vater war Zimmermann – und hatte einen Bruder sowie eine Schwester. Er ging selbst von 1875 bis 1878 als Tischler in die Lehre. Ab 1879 befand er sich sechs Jahre als Geselle auf Wanderschaft. Dieses Wanderleben unterbrach er mehrmals, indem er für kurze Zeiten auf deren Drängen hin zur elterlichen Familie zurückkehrte. Ab 1885 arbeitete er in diversen Fabriken im Raum Breslau und auf Montage. Wohl nach Abschluss seiner Wanderjahre gründete er eine eigene Familie. Peschel wurde 1883 Gewerkschaftsmitglied und trat ein Jahr später der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands bei. Aus seinen zwei Ehen gingen sechs Söhne und eine Tochter hervor.¹¹ Sein autobiografischer Bericht, den er selbst als „Familien Notizen“ bezeichnet, umfasst den Berichtszeitraum von 1861 bis 1934. Aus dem Manuskript lassen sich lediglich private Motive für die Niederschrift erschließen, die in den Jahren 1912 bis 1935 erfolgt ist.¹²

Aktuelle Wege der Landschaftsforschung

Bevor ich die Artikulationsweisen landschaftlicher Aspekte dieser drei Autoren näher verfolge, soll die hier vertretene Position innerhalb der aktuellen geistes- und sozialwissenschaftlichen Landschaftsdebatte dargelegt werden. Denn der Begriff der „Landschaft“ ist jenseits seiner alltagsweltlichen Verwendung umstritten, ebenso wie sich die konzeptionellen Überlegungen zur Landschaft als Forschungskategorie gerade in jüngerer Zeit merklich weiterentwickelt haben. Ursprünglich in topografisch-politischer Bedeutung, lassen sich ästhetische Bedeutungen seit der frühen Neuzeit belegen.¹³ Der klassische bürgerliche Landschaftsbegriff zementiert eine ästhetische Kategorie, die sich über das Zeitalter der Romantik mit dem emotionalen Erlebnis verbindet.¹⁴ Unter Landschaft wird zudem lange ausschließlich eine physikalische Raumstruktur verstanden, die obendrein wesentlich die Gestalt eines Naturraums repräsentiert. Natur und Landschaft wurden und werden daher häufig gleichgesetzt.¹⁵

Aus dieser engen Profilierung lösen sich kultur- und sozialwissenschaftliche Landschaftskonzepte inzwischen zunehmend. Eine Sichtweise, die die Landschaft sowohl von physikalisch-klimatischen und biologischen Umweltfaktoren wie andererseits auch von anthropogenen Faktoren bestimmt sieht, setzt sich mehr und mehr durch. Landschaften und insbesondere Kulturlandschaften gelten als topografische Räume, die durch das Wirken des Menschen beeinflusst sind.¹⁶ In der interdisziplinären Forschung wird inzwischen ihr zwischen Natur und Kultur changierender Status betont.¹⁷ In ihrer Aggregatform als Landschaftsimages sind Landschaften zudem „mehr als ein objektives [Abbild], ein Spiegelbild der Realität, in ihm schwingen Wertungen, Stimmungen, Wunschdenken und individuelle Erfahrungen mit.“¹⁸ In entgegengesetzter Richtung lassen sich ebenfalls

Wechselbeziehungen benennen: So werden die Erlebismodi, also die Art und Weise, wie Landschaft ästhetisch erlebt wird, von vornherein vom Prototypus der jeweiligen Landschaftsrealität mitbestimmt.¹⁹ Zusammengefasst lässt sich deshalb konstatieren: Landschaft stellt „ein kulturell bedingtes oder erzeugtes Phänomen“ dar, sie ist „eine auf bestimmte Weise konstruierte Natur.“²⁰

Für meine Quellenanalyse leiten sich daraus folgende Überlegungen ab: Vom Menschen her gedacht erweist sich das Landschaftserleben erstens als kulturspezifisch. Denn die Wahrnehmung folgt stets bestimmten, erlernten Mustern. Und sie geschieht immer unter bestimmten subjektiven Gesichtspunkten. So können sich seelische Befindlichkeiten in Landschaften spiegeln. „Individuen bewerten ihre Umgebung nach bestimmten Kriterien, die von Person zu Person differieren. Deshalb geht der wahrnehmungstheoretische Ansatz von der Erkenntnis aus, dass Raum und Umwelt zwar real existieren und auch fassbar sind, jedoch in einer subjektiven bzw. sozialspezifischen Wahrnehmungsdimension erfahren werden.“²¹

Zum Zweiten: Nach traditioneller Auffassung bildet Landschaft eine funktionale und ästhetische Einheit, da sie als Konfiguration von Merkmalen aufgefasst wird.²² In diesem klassischen Sinn erscheint der „Landschaftsraum als Einheit [...], in der die einzelnen Teile harmonisch aufeinander abgestimmt sind.“²³ Zu dieser Sichtweise geht das jüngst entwickelte Konzept der Mikrolandschaften auf Distanz. Sein Leitbild sind patchworkartige Klein- und Kleinstlandschaften, die ihrerseits Räume bilden, „die zunächst wie Fremdkörper in ihrer Umgebung wirken, im Laufe der Zeit aber von dieser adaptiert bzw. verändert werden und damit eine neuartige Dynamik des Raumes repräsentieren.“²⁴ Mikrolandschaften sind daher „Agglomerationen verschiedenster, in Bewegung erfahrener Zustände von Umwelt“²⁵, „deren Patchwork als gesellschaftlich-kulturelles Konstrukt betrachtet und analysiert werden kann.“²⁶ Zentrale Konsequenz für meine an die Quellen herangetragene Landschaftsauffassung ist die Berücksichtigung der Diversität der Raumteile und ihre Flexibilität, auch und gerade jenseits harmonischer Einheitlichkeit. Mit diesem – pointiert formuliert – offeneren Landschaftsbegriff komme ich nun zur Diskussion meiner Quellen.

Das Thema Landschaft in den Quellen

In den von mir ausgewählten Quellen wird Landschaftliches in verschiedenen Formen thematisiert. Diese Formen reichen von bloßen Ortsangaben bis hin zur Schilderung von Landschaftsszenarien, von denen sich die Autoren beeindruckt zeigen. Die in den schriftlichen Quellen vorfindbare Spannweite der Landschaftswahrnehmung und Landschaftsdarstellung soll nachfolgend vorgestellt und mit Blick auf die Diskussion des Landschaftsverständnisses in der Forschung diskutiert werden. Die untersuchten autobiografischen Texte behandeln, wie bereits angesprochen, Landschaftliches nicht zentral, sondern es findet in der Regel beiläufig Darstellung. Dies bedingt sicher mit, dass die entsprechenden Textpassagen dabei zuweilen etwas einsilbig bleiben. Vielfach genügen den Autoren offensichtlich knappe, basale Formulierungen, weshalb ihre Erwähnungen landschaftsbezogener Wahrnehmungen und Ereignisse tendenziell wie in einer Art restringiertem Code abgefasst wirken. Allerdings lassen sich bei näherer Untersuchung in Orientierung an der Methodik der Inhaltsanalyse einige aufschlussreiche Beobachtungen anstellen.

Bloße Ortsangaben

Um Handlungen und Ereignisse räumlich zu verorten, bleibt es häufig bei bloßen Ortsangaben. Vielfach scheinen diese Angaben auch aus dem Wunsch zu erfolgen, eigene Erlebnisse explizit zu verorten und dem eigenen Bericht damit mehr Glaubwürdigkeit bzw. dokumentarische Wahrhaftigkeit zu verleihen. Exemplarisch hierfür kann eine Textpassage aus Sebastian Frenzels Bericht über seine Beteiligung am Kampfgeschehen im Raum Leipzig um 1813 stehen:

„Beim Austritt aus dem Walde auf die weite, bis nach Berlin sich erstreckende Ebene erblickte die Vorhut, kaum eine Viertelstunde entfernt, linker Hand des Dorfes Großbeeren hinter einen [sic!] ausgedehnten Kosakenschwarm, mehrere fest stehende Reiterregimenter, auch mehrere Regimenter Infanterie. Eine auf der Windmühlhöhe starke [sic!] postierte feindliche Batterie empfing die aus dem Walde vorrückenden Massen mit einem heftigen Feuer, ward aber von unserer sächsischen reitenden Artillerie bald zum Schweigen gebracht.“²⁷

Vergleichbar ist Anton Peschels Schilderung vom Mai 1879 im Kontext seiner Handwerkerwalz: „Wir beiden und der Brauer blieben nun zusammen. Wir kamen nach Zittau, dann ins Böhmisches nach Rumburg, Schlockenau, Sebnitz. den 18. Mai. Den anderen Tag besuchten wir die sächsische Schweiz, unter anderem Schandau, den Kuhstall, die Bastei, den großen und kleinen Winterberg, kamen auch nach den [sic!] Königstein, fuhren ein Stück auf der Elbe und kamen auch nach Pirna.“²⁸ In Peschels „Familiennotizen“ werden Landschaftswahrnehmungen insgesamt zwar relativ spärlich artikuliert. Dass diese diskursive Zurückhaltung, ja bisweilen Abstinenz, sicherlich nicht seiner Aufmerksamkeit und Wahrnehmung landschaftlichen Gegebenheiten gegenüber entsprach, belegt eine seiner Textpassagen zur Walz. Dort führt er zum 12. November 1884 aus: „Am nächsten Tag fuhr ich mit einem Rheindampfer bis nach Coblenz. Doch das Wetter war miserabel, ich konnte von der schönen Gegend nicht viel sehen.“²⁹

Ansätze diskursiver Qualifizierung von Orten und Topografien

Neben solchen bloßen Ortsaufzählungen begegnen auch Ortsangaben mit qualifizierenden Angaben. Bei Christian Friedrich Frenzels Schilderung seiner Kriegsjahre erfolgen neben der geografischen Ortsangabe öfter eine knappe Topografie (Berg, Tal, Wald usw.) sowie Angaben zu Tageszeit (Mittag, Nacht usw.) und Wetter (Regen, Kälte usw.). Für seine diskursiven Ansätze eines naturräumlichen Blicks kann beispielhaft seine Passage über das Frische Haff bei Danzig stehen, wo er sich im Jahr 1807 aufhielt:

„Wir Scharfschützen (40 Mann) und eben so viel Franzosen, mit zwey Offizier stiegen in zwey Farzeige, und fuhren 2 Stunden weit in der Breite hinneiber auf das Curische Haff. Theilweiß, ob[wohl] sich der Feind noch auf dem Wasser sehen lies. Aber der Curische Haff ist groß. Wir sahen das Ende nicht, aber auch keinen Feind. Der Haff soll 4 teu[t]sche Meilen breit sein.“³⁰

Exogene Qualifizierungen

Anton Peschels Text erweist sich bezüglich der diskursiven Qualifizierung von Orten und Topografien in seiner stufigen Differenzierung als beispielhaft. So bleibt es bei ihm wiederholt bei eher spröden adjektivischen Charakterisierungen als „schön“, „gut erhalten“, „berühmt“, „großartig“ und dergleichen.³¹ Attributionen dieser Ausprägung lassen sich in exogene und in endogene Qualifizierungen differenzieren. Als exogen bezeichne ich dabei Attributionen, die eine kulturelle, gesellschaftlich vermittelte Bezugsebene aufweisen. Hierzu rechne ich durchgängig Peschels ästhetisch oder touristisch orientierten Urteile: „schön“, „berühmt“, „großes Kunstwerk“.³²

So berichtet er etwa von seiner Gesellenwalz im November 1879: „Ich hielt mich also nicht lange auf und bereiste im Winter den schönen Schwarzwald, von dem ich gelesen hatte, er sei sehr schön. Im Sommer mag das wohl schon wahr sein.“³³ Hier wird von Peschel deutlich offengelegt, dass seine Wahrnehmung und Einschätzung in diesem Fall vermittelt und vorgeprägt ist. Und im Dezember desselben Jahres schreibt er: „So kam ich nach der alten Stadt Schaffhausen. Den anderen Tag ging es über die Rheinbrücke. In der Nähe ist der berühmte Rheinfluss.“³⁴

Bei Christian Friedrich Frenzels Schilderung seiner Kriegsjahre finden sich einzelne ästhetische Landschaftsbezüge, jedoch keine touristischen. Dagegen trifft man in Johann Ephraim August Jacobis Chronik auf eine Reihe touristisch orientierter Schilderungen von Kunstwerken, Kirchen, Schlössern etc., die in einigen Fällen sehr ausführlich sind und ihn als bildungsbürgerlich ausgerichteten Geist zeigen. In insgesamt zehn Textpassagen stellt er nach Art der Reiseliteratur Städte vor, die er während seiner Gesellenwanderung und danach besucht hat.³⁵ Auffallend ist jedoch, dass er diese detaillierte, durchaus elaborierte Darstellungsweise in keinem einzigen Fall auf Landschaften überträgt. Ein Beispiel hierfür ist Jacobis Kurzcharakteristik der Stadt Ulm:

„Allhier in der großen Schwäbischen Cräißstadt bekam ich Arbeit bey dem Herr Zunftmeister Topf. Diese Stadt ist wie schon gemeldet groß, auch uhralt und altfränckisch gebauet. Die große Kirche, das Münster genant, hat den dicksten Thurm in gantz Europa. An dieser Kirche und Thurm ist Hundert und eilf Jahr gebauet worden. Der Donau Fluß, welcher an der Stadt vorbey fließt, ist schifbar, und werden auch viele Schiffe alda verfertiget.“³⁶

Allerdings zeigt Jacobis Beschreibungsweise mancher Städte einen Zug hin zur Entwicklung eines panoramatischen Entwurfes eines „Stadtbildes“, der seinerseits die Manier einer topografischen Skizze besitzt und damit den Gestus einer stadtlandschaftlichen Darstellung annimmt. Dies veranschaulichen etwa seine beiden Kurzschilderungen zu Basel und Bern. In Bern hielt er sich als Geselle drei Jahre auf (1766–1769). Als er seinen Abschied von dort beschreibt, führt er aus: „Ehe ich aber abreiße, machte ich mir noch eine ganz kleine Anmerckung von dieser Stadt Basel. Sie ist sehr groß und Bergicht, ist mit 5 Vorstädten umgeben. Der starcke Reihnstrom, welcher schiffbar ist, scheidet Groß und Klein Basel, welche aber in eine Gemeinde verbunden sind.“³⁷ Zugleich verweist diese Passage auf seine Praxis, eine Art Tagebuch zu führen, in das er sich allerhand ihm interessant erscheinende Notizen einträgt. Die Tagebücher und Notizen bilden seiner eigenen Aussage zufolge denn auch eine Basis für seine Chronik.

Eine ähnlich angelegte Darstellungsweise wendet Jacobi auch bei der Stadt Bern an, in der er sich von Mai 1769 bis August 1770 aufhielt:

„Ehe ich aber mehres [= Mehreres] von der Abreise schreibe, so will ich auch eine kurtze Beschreibung von dieser schönen Stadt machen. Diese mit Recht schön genannte Stadt *Bern* ist eine freye *Respubliqve*, liegt an dem *Arau* Fluß, ist schön *egal* gebauet und von den untren bis ans ober Thor fast eine halbe Stunde lang. Die Breite der Stadt bestehet aus drey fahrbaren Straßen, ist in allen Gassen mit sehr breiten Lauben versehen, welche mit dem schönsten *Qvator*-Stücken gepflastert sind, daß man bey Regen und Schnee, in trockenem [= im Trockenen] gehen kann. Von den [sic!] obren Thor in den Stadtgraben befinden sich zwey Bären, welche ihren eignen Wärter haben und niemahls absterben dürfen, in dem die Stadt von diesen Bären gewisse *Revenien* zu ziehen hat. Es sind deßwegen an einen andren Ort, immer noch etliche junge vorhanden, um dieses Paar in Stand zuhalten.“³⁸

Endogene Qualifizierungen

Nach den exogenen Qualifizierungen komme ich nun zu den endogenen Qualifizierungen. Unter endogenen Qualifizierungen verstehe ich sprachliche Wendungen, die subjektive emotionale bzw. affektive Regungen ausdrücken. Sie lassen sich in positiv und in negativ geladene Formulierungen unterscheiden. Peschel berichtet positiv ergriffen etwa unter dem Februar 1884: „Der Hamburger, der Lübecker und der Lüneburger Bildungsverein machten zusammen eine Pfingsttour nach Kopenhagen. Es war ein schöner Anblick, als das Schiff mit Musik am Pfingstsonnabend abfuhr. Ein derartiges Unternehmen ist bis heute dort noch nicht da gewesen. Leider habe ich es durch den Schlosser nicht mitgemacht.“³⁹ Nicht minder positiv beeindruckt gibt er sich während einer anderen Etappe seiner Wanderschaft im Sommer des gleichen Jahres: „Am 20. Juli hörte ich auf und fuhr über Pinneberg, Altona nach Hamburg. – Hier blieb ich zwei Tage. Das Leben am Hafen, die großen Schiffe, dies alles hatte einen großen Reiz auf mich ausgeübt.“⁴⁰

Neben solchen positiven emotionalen bzw. affektiven Regungen steht in aufschlussreicher Weise auch die Thematisierung von Landschaft in Verbindung mit negativen Stimmungen, Affekten und Emotionen. Hierzu liefert Peschel in aufschlussreicher Weise einige Textpassagen. Darunter befindet sich ein besonders stimmungsvoll geratener, dichter Abschnitt, der sich auf seine Walz im Dezember 1879 – seinem ersten Wanderjahr – bezieht:

„Ich kam wieder unbehelligt auf die badische Seite und in das Städtchen Alt Breisach. Ich hatte nicht weit an die lothringische Grenze. Es war schon gegen 4 Uhr nachmittags, als ich über die Rheinbrücke wollte. Es war eine Ponton-Brücke, also alles nebeneinander gesetzte Kähne. Der Wärter riet mir ab, so abends spät noch fort zu laufen. Es sei über 2 Stunden bis ins nächste Dorf. Auch stand eine Warnungstafel am Wege. Es hatten sich nämlich in der Gegend Wölfe gezeigt. Ich wollte aber durchaus heute dort schlafen, was früher französisch gewesen war. Es wurde bald dunkel, da es aber schöne Straße war und der Mond schien, so lief ich

immer gerade aus. Rechts am Wege sah ich eine Menge Kreuze. Wie ich später hörte, soll dort ein kleines Scharmitzel im Kriege 1870 stattgefunden haben. Später kam ich links an einem großen Denkmal aus Stein vorbei. Es schien aber ein altes zu sein, welches schon vor dem Kriege dort gestanden haben mag. Da alle Inschriften französisch waren, konnte ich nichts lesen, trotzdem ich eine Menge Streichhölzer verbrannte. Später überholte mich ein Fuhrmann, der [mich] mit nahm bis in das nächste Dorf, welches sehr groß war und 2 Kirchen hatte. Wie es geheißen haben mag, danach habe ich mich nicht erkundigt. Es waren mehrere Gasthöfe in dem Dorfe. Überall wo ich mein Arbeitsbuch vorzeigte, wurde ich abgewiesen: Preußen beherbergen wir nicht. Im Freien konnte ich bei der Kälte doch nicht bleiben und so lief ich den ganzen Weg wieder zurück. Kurz vor 11 Uhr kam ich wieder in Alt Breisach an. Meine Angst vor Wölfen war umsonst gewesen. Ich blieb mehrere Tage in dem Neste.⁴⁴¹

Von Peschel werden gefahrvolle bzw. prekäre Situationen öfter in Verbindung mit Ortsangaben und auch mit Landschaftswahrnehmungen angesprochen. Diese Passagen verweisen jeweils deutlich darauf, wie Peschel auf seinen Reisen als Handwerksbursche in seiner mentalen Verarbeitung von Raumerfahrungen und Landschaftswahrnehmungen von subjektiven Stimmungslagen und widrigen Umständen beeinflusst wird. Die Gründe für sein prekäres subjektives Empfinden sind vielfältig: finanzielle Not, ausgrenzende Sozialsituation, schlechtes Wetter, körperliche Anstrengung, Krankheit, traurige Briefbotschaften der Eltern und eben gefährliche Tiere. Einen näheren Blick auf diese Passagen halte ich für lohnend, da sie verschiedene Rahmenfaktoren des subjektiven Landschaftserlebens bei aktiver Präsenz im geografischen Raum⁴² deutlich vor Augen führen – von Gefährdungsszenarien über wirtschaftliche Bedingungen bis hin zu physischen Belastungen.

Exemplarisch soll eine Passage stehen, in der Peschel von anstrengenden witterungsbedingten und finanziellen Momenten seiner winterlichen Mobilität während der Walz berichtet:

„Ich hielt mich also nicht lange auf und bereiste im Winter den schönen Schwarzwald, von dem ich gelesen hatte, er sei sehr schön. Im Sommer mag das wohl schon wahr sein. In diesem Wetter und noch dazu bei schmaler Kost, denn mein Reisegeld war sehr knapp, konnte es allerdings nicht anders sein als es war. Ich lief nach Böblingen, Tübingen, Rothenburg, Sulz und Oberndorf, den 1.12.[18]79 Villingen, Donaueschingen. Hier sah ich die Donau Quelle im Parke, aber es war eine Hundekälte. Das letzte badische Städtchen ist Hüsing. Hier schlief ich gut und billig. Am anderen Tage ging es bei großen [sic!] Schnee nach der Schweizer Grenze. Manchmal wollte ich verzweifeln, bis an die Schultern steckte ich manchmal überhaupt so im Hohlwege. Doch kam ich gegen 3 Uhr nachmittags an die Grenze. Die Zollbeamten wollten es einfach nicht glauben, daß ich diesen Weg zurückgelegt habe.“⁴⁴³

Hier sei ebenfalls auf den oben zitierten Bericht seines abendlichen Fußmarsches von Alt-Breisach in das nächste lothringische Dorf verwiesen, dessen beunruhigenden Wegmarken (Warntafel vor Wölfen, Kriegsgräber) sich Peschel nach der ungastlichen Abweisung im Dorf auf seinem Rückweg nochmals ausgesetzt sah.⁴⁴

In einigen Fällen belässt es Peschel bei der Erwähnung von negativen Stimmungen, Affekten und Emotionen zwar bei bloßen Ortsangaben. Da diese Passagen gleichwohl gegebene Kontexte für Peschels Raumwahrnehmung und Landschaftserleben darstellen, möchte ich sie kurz aufführen. So kommt er in einem Fall auf ein weiteres negatives Erlebnis mit Tieren zu sprechen, das sich ebenfalls auf seiner Walz ereignet:

„Wir gingen also über Neumünster nach Itzgehö [= Itzehoe]. Rechts ab vom Wege lag ein schönes Schloß. Vielleicht gibt es etwas Mittag-Essen. Wir gingen hinein. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, als ein ungeheuer großer Hund auf mich eindrang und mich zu Boden riß. Meine Kleider wurden in Fetzen zerrissen. Auf mein Geschrei kamen schnell Leute herbei, welche mich losmachten. Der Schlosser aber war aus Angst fortgelaufen. Man brachte Nadel und Zwirn, und während ich mich zusammenflickte, wurde mir Mittag Essen aufgewärmt. – Zum Schluß bekam ich noch ein großes Stück Brot mit auf den Weg. Draußen lag der Schlosser im Graben und lachte aus vollem Halse, weil ich so zerkratzt aussah. Ich aber machte kurzen Prozeß, teilte Geld und Brot mit ihm. Wir gingen ohne miteinander zu sprechen weiter. In Itzehöe blieben wir Übernacht. Am anderen Morgen kam ich allein nach Elmshorn.“⁴⁵

In einem anderen Fall schildert Peschel seine Wanderung durch Krankheit ernsthaft beeinträchtigt:

„Über Oppenheim kam ich nach Mainz. Hier mußte ich, da ich beim Fechten erwischt wurde, eine Nacht in dem sogenannten Holzturme stecken. Da ich tatsächlich sehr herunter war und mich krank fühlte, so stellte ich mich dem Arzte vor, wurde aber abgewiesen. Ich war aber wirklich leidend. Auf dem Wege nach Frankfurt a.M. bekam ich furchtbare Kopfschmerzen. In Frankfurt a.M. blieb ich längere Zeit, schleppte mich so mit Gelegenheits-Arbeiten durch, ging auch mehremale [= mehrere Male] zum Armen-Arzte, wurde aber immer begblitzt [?]. Ich schleppe mich mit vieler Mühe über Vilbel Friedberg nach Butschbach. Hier ging ich wieder zu einem Arzte. Dieser riet mir, nach Gießen in die Klinik zu gehen. Total gebrochen am ganzen Körper kam ich in Gießen am 14. Februar an. Mein erster Weg war ins Armen-Büro und ins Krankenhaus, wo ich endlich nach so vieler Mühe Unterkunft hatte. Hier hieß es wieder: Ich hätte eher in ärztliche Behandlung gehen sollen. Wie sehr ich mich darum bemüht hatte, wollten mir die Herren nicht glauben. Es war wirklich schlecht um mich bestellt. Tage lang lag ich ohne Besinnung. Später erzählten mir die Wärter, sie hätten bei der Nachtwache jeden Augenblick auf den Tod gewartet.“⁴⁶

Sein krankheitsbedingter Aufenthalt in Gießen wird zudem durch sorgenvolle Nachrichten aus seinem Elternhaus flankiert, was die individuellen gesundheitlichen Belastungen um soziale Problemlagen seines familiären Umfelds ergäntzt:

„Als ich nach einigen Wochen endlich so weit war, daß ich zu Hause [= nach Hause] schreiben konnte, kam ein trostloser Brief von dort: die Mutter schwer krank ohne

Hoffnung daliegend, der Vater ohne Arbeit wegen des strengen Winters. Bloss die Schwester war munter und besorgte die Wirtschaft so gut es eben ging. Der Bruder war noch in Zürich und es ging ihm so leidlich. Es waren sehr traurige Tage, welche ich dort in Gießen verlebte. Schließlich wurde es besser und ich konnte ans Abreisen denken.⁴⁷

Exogene und endogene Qualifizierung von Landschaft: Gewichtungen

Der Ansatz, Landschaftsdiskurse in den ausgewählten Quellen nach dem Typus ihrer Qualifizierung zu differenzieren, indem einerseits in eine kulturelle bzw. gesellschaftliche Bezugsebene (exogene Qualifizierung) und andererseits in eine subjektive emotionale bzw. affektive Ebene (endogene Qualifizierung) unterschieden wird, lässt sich nicht trennscharf auf alle relevanten Textpassagen in diesen Quellen anwenden. Vielmehr erweist sich eine Reihe von sprachlichen Wendungen als zu unbestimmt für eine klare Zuweisung: Auf Grund der gewählten Formulierungen scheinen beide Ebenen möglich; eine genauere Klärung, welche Ebene für den jeweiligen Schreiber den primären Bezug bildet, kann auf der Basis des vorliegenden Quellenmaterials nicht eindeutig getroffen werden.

Freilich ist in diesem Zusammenhang deutlich darauf hinzuweisen, dass sich im lebensweltlichen Alltagsvollzug und seiner Reflexion gesellschaftliche Haltungen und subjektiv-persönliche Momente vielfach überschneiden, weil individuelle Denkmuster, Einschätzungen und Haltungen grundsätzlich in bewusster und unbewusster Korrelation zu den im gesellschaftlich-sozialen Kommunikationsraum vermittelten Inhalten stehen. Von Kindesbeinen an ist dabei das Individuum über seine Enkulturation (Familie, Schule) und sämtliche weiteren Formen seiner gesellschaftlichen Einbettung (Beruf, Religion etc.) in einem fortwährenden Austauschprozess, der dafür sorgt, dass Kenntnisse, Ansichten und Einstellungen ebenso wie Wahrnehmungsweisen und Handlungsmuster ausgebildet, nachjustiert und anverwandelt werden.

Diese Sachlage gilt selbstredend auch im vorliegenden Kontext der autobiografischen Quellen. Das Interesse der hier angelegten Textanalyse zielt allerdings auf einen anderen Punkt: Es geht darum, über die jeweils versprachlichte Form Hinweise zu eruieren, die die subjektive Sicht und Kategorisierung des jeweiligen Schreibers erschließen lassen. Mithin geht es dabei nicht um das realiter gegebene Wechselverhältnis zwischen Subjekt und Gesellschaft und seinen Niederschlag in mannigfaltigen Amalgamierungen, sondern darum, die vom Subjekt bei seiner Niederschrift textlich repräsentierte Bezugsebene seiner Landschaftsqualifikation zu identifizieren, um hieraus Anhaltspunkte für dessen persönliches Verhältnis zu den (behaupteten) Qualifizierungen landschaftlicher Phänomene zu erhalten. In einigen Fällen lassen die untersuchten Textpassagen nun in diesem Punkt keine klare Entscheidung zu, da sie hierzu in ihrer diskursiven Form zu unbestimmt bleiben. Dies betrifft vor allem Korrelationen von Landschaftsschilderungen mit Ausführungen zur landwirtschaftlichen Produktion sowie solche mit militärischer Perspektive.

Die ökonomische Perspektive/Wetterphänomene

Ein Großteil der in Bezug auf die Art der Landschaftsqualifizierung unbestimmt bleibenenden Textstellen präsentiert eine ökonomische Perspektive der Autoren, die auf den agrarwirtschaftlichen Sektor orientiert ist. Exemplarisch hierfür sind die Ausführungen des Soldaten Frenzel über die Danziger Niederung, über die er im Bericht von seiner Stationierung dort im Jahre 1807 erwähnt:

„Es wurde[n] von unser Seit[e] aus die Nacht [über] starke Feldwachen und Bikets⁴⁸ ausgestellt. Und die übrigen gingen in starken Vertheilungen in die reichen Bauernhöfe und Quartier[e]. Aber auf den strengsten Befehl durfte sich keiner auskleiten [= auskleiden] noch abhängen⁴⁹, damit auf das erste Signal gleich ins Gewehr, [in] Reu und Gliet [= Reih und Glied] getretten konte werden. Wahr ist es, die Danziger Niederung ist ein Wohlstand an Vieh und Gedreite [= Getreide], überhaupt ein gesegnetes Klima. Alles, was wir bedorften [= dessen wir bedurften], bezogen wir da her. Allein nach Mitternacht brachten die Pattroullen [= Patrouillen] die Nachricht, das [= dass] sich der Feind in starker Macht sehen lies.“⁵⁰

In der Autobiografie des Sattlermeisters Jacobi kommt diese ökonomische Perspektive des Öfteren zur Sprache. Allerdings steht sie hier in der Regel nicht verschwistert mit geografisch-topografischen Gegebenheiten, sondern sie erfolgt im Zusammenhang mit Wetterphänomenen. Die Wetterlage spielt im gängigen Untersuchungsrahmen der Landschaftsforschung allenfalls eine Nebenrolle, wenn sie überhaupt Berücksichtigung findet. Gerade die Geschichte der Landschaftsästhetik und das aktuelle Tourismusmarketing liefern jedoch Gegenbeispiele: Die künstlerische Umsetzung von Landschaftsbildern namentlich im Bereich der Landschaftsmalerei wie im Tourismus die visuelle Präsentation von Ferenzielen führen vor Augen, dass Witterungsfaktoren und klimatisch bedingte Prozesse als Umfeldbedingungen für alltagskulturelle Landschaftswahrnehmung eine bedeutsame Rolle spielen. Denn sie formieren erst den Gesamteindruck einer physischen Umwelt und nehmen dabei zuweilen sogar einen entscheidenderen Anteil ein als klassische Landschaftsfaktoren. Von daher erschließt es sich als völlig legitim, ja sogar als geboten, bei der Untersuchung lebensweltlich-alltagskultureller Äußerungen zum Themenfeld Landschaft die Behandlung von Wetterphänomenen mit zu berücksichtigen. Wie im Anschluss zu zeigen sein wird, gelingt es der diskursiv so konfigurierten Darstellung dabei durchaus, bis zur Entwicklung von Beschreibungsszenarien vorzustoßen, die beim Rezipienten förmliche Landschaftsvorstellungen und die Imagination ganzer Landschaftsbilder entstehen lassen.

Ein Beispiel für Jacobis Schilderung von Wetterphänomenen im Rahmen seiner ökonomischen Orientierung behandelt die günstigen Bedingungen des Jahres 1773 für die Agrarproduktion in seinem Wohnort Penig:

„Nunmehr zeigte uns der Frühling auf den Feldern und Wiesen, Gärten und Bäumen, nichts als lauter Seegen und Überfluß, daß wir mit Frohlocken und gröster Freude die Früchte von Gottes Hand wieder empfangen. Der Sommer und heranahende Herbst brachte [sic!] uns noch immer wohlfeilere Nahrung, so daß wir nach

gesegneter Ernte von keinen [sic!] Mangel mehr wussten. Die Scheunen waren zu klein zu den Früchten [= zu klein für die Menge an Feldfrüchten] und es mangelte an arbeitsamen Menschen. Die Bäume brachen vor [dem] vielen Obste, man sah keinen einzigen wilden Stamm, der nicht seine reiche Beute gab. Die Böden waren den [sic!] Land Mann zu klein, [um] das Getraite zu schütten, die Backöfen und Fäßer waren nicht hinlänglich, das viele Obst zu verwahren [...].⁵¹

Jacobis Ausführungen beziehen sich jedoch öfter auf Wetterphänomene wie Starkregen oder Schnee, die große Schäden verursacht haben. Für das Jahr 1771 berichtet er über seinen Wohnort Penig von starken Überflutungen, die den landwirtschaftlichen Ertrag enorm beeinträchtigen und zudem die Wohnarchitektur der Ortschaft in Mitleidenschaft ziehen:

„Den 30ten Juny a c: [= dieses Jahres⁵²] ist eine weit größere Fluth gewesen, daß das Wasser über unsere Brücke ging, welche mit großen Steinen beschwehret wurde. Es kamen gantze Ställe und eingerißne Häußer geschwommen, und runirte [sic!] unser Alt Penig sehr stark. Viele Oefen in Stuben und gantze Hauswände worden einge-rißen. In der Altpeniger Farbe hat man müßen Feuer Leitern anlegen und die Leuthe zum [= bei den] Oberfenstern raus steigen laßen. Unser gantzes Sachsen Land ist diesen Sommer wegen allzu großen anhaltenten Regenwetter überall mit erstaunenten Fluthen [= von staunenswerten Fluten] überschwemmet worden, welches in diesen [sic!] Seculo nicht geschehen. Die Felder und Wiesen haben sehr großen Schaden erlitten, und die Sommersaat ist in langer Zeit nicht so schlecht im Felde gestanden, welches eine sehr große Theurung verursachte [...].⁵³

Besonders eindrucksvoll szenisch verdichtend formuliert er das Wettergeschehen und seine Auswirkungen im Winter 1783/1784:

„Dieser Winter war sehr hart und anhaltend, im Monath November 1783 gefrohr es ein, und hat gedauert bis den 23. Februar [17]84. Alle Ströhme und Bäche waren zugefrohren und trugen Lastwagen⁵⁴. Die Schlittenfahrt dauerte ohnaufhörlich, der Schnee lag auf den Heerstraßen 4 bis 5 Ellen hoch. Die Einwohner in Städten und Dörfern mussten mit Schippen und Schaufeln hinaus und Schnee auswerfen, denn es konnte niemand von einen Ort zum andern. Den 26. Februar zu Mittage um 1 Uhr ging die Eißfahrt auf der Mulde und hätte beynahe unsere Brücke starck beschädiget, indem es einen Eißbaum von der Brücke brach, daß das Joch sehr wandelbar⁵⁵ wurde. In Wechselburg, Rochlitz, Luntzenau, und Mittweide nahm es die Brücken mit, in Chemnitz riß es zwey Brücken, einen Steg und 2 Wäre [= Weere] weg, dieses alles aber war nur ein Paqvetell [= eine Bagatelle] gegen andern Orten⁵⁶. In Dresden ist das Wasser den 29. Februar nebst dem Eiß so hoch gestiegen, daß man hat müßen die Leute mit Kähnen zum andern Stockwerck heraus retten. Mehr als 100 Elb-Schiffe, Mobilien, Schränge [= Schränke], Comoden, und dergleichen, eine Schiffmühle, worauf der Müller mit brennender Laterne saß, kamen auf der Elbe herunter geschwommen. Eine Wiege, worin ein lebend Kind, wurde heraus gehascht und in Dresden aufbehalten, biß die Eltern, welche vermuthlich aus Böhmen waren,

ausgekundschaftet [werden konnten]. An der schönen steinern Brücke hatte es an 30 tausend Thaler Schaden gethan. Die gantze Gegend an der Elbe bis in die See war überschwemmt, viele Dörfer gantzlich ruinirt, das Vieh ersoffen, Menschen mit gantzen Häußern fort gerissen. Das Wasser ist an manchen Orten bis an die Haußtächer gegangen. Zu Torgau wurde ein Altar aus dem Wasser gerettet und auf das Rathhauß geschafft, welcher nach Roteran [= Röderau bei Zeithain] gehörte, alwo das Wasser und Eiß die Kirche wegriß. In Meissen hatte es ebenfalls die schöne Brücke starck beschädiget. In einen [sic!] an der Elbe gelegnen Kohlenhof all dort sind 4 Kinder ertruncken, der Vatter und Mutter hatten sich auf das Tach reterirt⁵⁷, und an die Feuer Männer angehalten, mussten aber auch elendiglich sich nebst ihren Hause dem Stroh überlaßen. Der Mayn, Rhein, und Neckar waren noch fürchterlicher, in Bamberg hatte es die schönste Brücke mit allen den darauf stehenden schönen Staduen und 40 Persohnen in den Mayn gestürzt, viele Häußer weg, und Straßen aufgerißen, Kirchen ruinirt und viele Menschen und Vieh weggerafft. Diß nehmlische geschahe auch zu Würtzburg, Kützingen und dasiger Gegend. Zu Cölln am Rhein ist das Wasser und Eiß biß an die Haußtächer, hat Stadt Mauren und gantze Gaßen Häußer weggerißen, sieben Kirchen unbrauchbar gemacht. In einem nicht weit davon entlegnen Städtgen Mühlheim sind 160 Personen ums Leben kommen, alle Felder bis in die See sind vor [= für] etliche Jahre unbrauchbar und ruiniret worden, derer todten Menschen und Vieh, welches auf den Straßen gelegen war unzehlich [= unzählbar]. Gott behüte uns in Zukunft alle vor dergleichen traurige[n] Begebenheiten, welche in vorigen Zeiten zu Jahrhunderten nicht geschehen.“⁵⁸

Zu dieser Textpassage sind zwei Bemerkungen anzufügen. Zum Ersten dokumentieren Jacobis Ausführungen seine Wahrnehmung auch räumlich entfernter Ereignisse und Verhältnisse, von denen er an seinem Wohnort Kenntnis erhält und die er in seine örtliche Berichterstattung integriert. Damit signalisiert er zugleich seine Absicht, Örtliches nicht strikt von Überörtlichem (bzw. Eigenes nicht von Fremdem) zu scheiden. Insofern widerlegt er das Klischee vom räumlich beschränkten Horizont vormoderner Lebenswelten.

Zum Zweiten bietet diese Passage die Gelegenheit, klar darauf hinzuweisen, dass sich Landschaftswahrnehmung und Landschaftsdiskurse durchaus nicht nur auf naturräumliche Gegebenheiten beschränken, sondern Siedlungsbilder und andere kulturelle Artefakte selbstverständlich mit umschließen – und das auch schon in der Vormoderne. Wie oben skizziert, wird dieses Arrangement von Kultur und Natur in der Kulturlandschaftsforschung seit längerem berücksichtigt, wobei allerdings der Fokus auf traditionellen Bauwerken liegt. Demgegenüber präsentieren sich Konzepte der modernen Landschaftsforschung aufgeschlossen gegenüber sämtlichen Formen menschlich-zivilisatorischer Gestaltungsmomente aus Vergangenheit und Gegenwart.⁵⁹ Sie beweisen ihre fruchtbare Perspektive auch im Bereich historischer Landschaftsdarstellungen, wie das vorliegende Beispiel illustriert.

Die militärische Perspektive/Lageberichte

Bezüglich der Art der Landschaftsqualifizierung in Hinsicht auf exogene und endogene Motivlagen bleiben in den untersuchten Quellen auch Textstellen mit militärischer

Perspektive unbestimmt. Der Soldat Frenzel, in dessen Autobiografie diese Passagen begehen, markiert die militärische Perspektive, indem er bei Truppenbewegungen und dergleichen verschiedentlich neben den geografischen Ort eine knappe Topografie (Berg, Tal, Wald) sowie Tageszeit (Nacht, Mittag) und Wetter notiert. Dass er sprachlich durchaus zu dichterem landschaftsbezogener Schilderung fähig wäre, zeigt sich etwa in seiner Passage zur Schlacht von Dennewitz und Gölsdorf als Teil der Leipziger Völkerschlacht im Jahr 1813:

„Alle übrigen Truppen eilten in kleinen Abtheilungen oder ganz vereinzelt über Orhna dem Walde zu. Zwischen diesem Orte und dem Walde wogte die Flucht in einem Chaos von Wagen. Menschen und Pferden [sic!] [waren] von einer ungeheuren Staupwolke bedeckt. Feindliche Geschützkugeln, besonders Granaden, vermehrten [den]⁶⁰ Schrecken und die Verwirrung. Das Angstgeschrei der Marketenderinnen, das Gekrach und Gezische der springenden Granaden und der Lärm von Getroffenen oder durch Pferden [sic!] und das Wimmern der Tausenden von Verwundeten, die sich zu retten strebten, erzeugten schauerhafte Szenen und ein solches Getümmel, welches keine Feder zu beschreiben vermag. Am Eingange des Waldes stoppte sich die wilde, ordnungslose Masse.“⁶¹

Die religiöse Perspektive/Himmelserscheinungen

Mit der religiösen Perspektive ist eine weitere Perspektive in den untersuchten Textpassagen mit Landschaftsbezug auszumachen, die ebenfalls nicht eindeutig einem Typus der Qualifizierung von Landschaft zuzuweisen ist. Denn die religiöse Orientierung war zum Zeitpunkt der entsprechenden Niederschriften ein fester Bestandteil der Enkulturation wie der gesellschaftlichen Sozialisation, der über seine dominante lebensweltliche Präsenz und als anerkannter Bestandteil obrigkeitlicher Kommunikation auch Eingang in die Alltagskommunikation gefunden hat. Von daher bedarf es tragfähigerer Nachweise als im Rahmen des untersuchten autobiografischen Materials gegeben, um Ausprägung und Grad einer persönlichen religiösen Haltung ableiten zu können.

Sein beklemmendes Empfinden angesichts eines heftigen nächtlichen Gewitters mitten im kriegerischen Geschehen bei der Schlacht von Wagram im Juli 1809 schildert der Soldat Frenzel eindrücklich unter Anspielung auf das christlich-religiöse Vorstellungsmuster des Weltuntergangs:

„Es war der 4. Juli: Der Abent war heran gekommen. Alles trat in seine[n] Rang schräg unters Gewehr. Wie es dunkel war, begang [= begann] der Schiffbrückenbau. Es wurde noch dunkler, schichtenweis senkten sich die Wolken immer tiefer. Und es wurde finster, daß man kaum seine Nebenloite sähen konnte. Auf einmal loichtete das Wasser Blitz auf Blitz, und die Blitzstrahlen rießen [= rissen] nicht ab. Und Donnerschlag und ein starker Regen kamen darzu. Bei diesem Wetterleuchten und Blitzen konnten wir einander sähen, aber der Feund [= Feind] uns auch. Ietz fingen die feundlichen Geschütz an, nach uns zu schießen. Daß Gewitter von oben und daß feundliche Kanonfeuer, da schien es, als wäre der Untergang da. Auch hatten die

feundlichen Kugeln aus unseren [sic!] Bataillon etliche 30 Mann niedergeschmettert. Von unserer Seite waren die Kanonen auch in Acktiffat [= Aktivität]. Dieses war eine gegenseitige fürchterliche Kanonade und Beschüßung.“⁶²

Auf dieses religiöse Denkmuster trifft man auch beim Sattlermeister Jacobi, der in drei Textpassagen für Naturerscheinungen explizit religiöse Assoziationen und Interpretationen ausformuliert. Gewitter, Starkregen sowie wundersame Sonnenerscheinungen aktivieren das religiöse Denkmuster, das vor dem physikalischen Zeitalter der Moderne die gängige Interpretation war.⁶³ So berichtet er aus dem Jahr 1782 für seinen Wohnort Penig von einem überaus heftigen Gewitter: „Den 23 August früh um 5 Uhr hatten wir ein fürchterliches Gewitter, daß man glaubte, der jüngste Tag wäre vorhanden. Die Wolcken lagen fast [= fest] auf den Häußern und sahen blutroth und schwarz aus, weil die Sonne und voller Mond zugleich drein schienen. Es war Blitz und Schlag alle Augenblicke.“⁶⁴ Ähnliches wiederholt sich im Jahr 1786: „Den 29ten Juny früh $\frac{3}{4}$ auf 1 Uhr, fiel über hiesige Stadt ein fürchterlicher Regen, die Wolcken lagen auf den Häußern und das Wasser fiel herunter, als ob Gott eine zweyte Sündfluth schicken wolte. Kein Hauß blieb inwendig von Wasser befreyet, es ging durch alle Tächer, alle Menschen waren munter und voller Angst. Ich selbst erinnerte mich jener Schriftstelle: Und Gott thäte auf die Fenster des Himmels.“⁶⁵ Die von den Witterungsereignissen ausgelöste Emotion einer angstvollen Stimmung bildet bei diesen Passagen eine bemerkenswerte Begleiterscheinung, die die individuelle Beeinträchtigung und subjektive Betroffenheit angesichts derartiger Vorkommnisse offenbart. Angstgefühle spricht Jacobi jedoch nicht nur im Kontext von katastrophisch verlaufenden Unwetterphänomenen an, sondern auch im Angesicht sonderbarer Witterungsverhältnisse. Das hier zu nennende Beispiel gehört allerdings in eine eigene Form des Kommunizierens über Landschaft in den untersuchten Quellen, die im anschließenden Abschnitt behandelt wird.

Beeindruckende Landschaftsszenarien: persönliche Ergriffenheit

In den ausgewerteten Handwerker-Autobiografien findet sich auch eine Form der Landschaftswahrnehmung und des Diskurses über Landschaft, die ganz explizit vom Zustand der persönlichen Ergriffenheit geprägt ist. Die Autoren verbalisieren die entsprechenden Passagen als ganz besondere Momente, die in ihnen einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Insofern kann hier von intensiven Landschaftserlebnissen gesprochen werden. Dies verweist auf die Tatsache, dass im Sozialraum der klein- und unterbürgerlichen Personengruppen sowie in der Sphäre der keineswegs besonders elaborierten Schreibfähigkeiten durchaus die Fähigkeit zu tieferer Landschaftswahrnehmung und ihrer adäquaten diskursiven Verarbeitung nachweisbar ist.

Als erstes Beispiel zitiere ich eine Schilderung von Himmelserscheinungen, die der Sattlermeister Jacobi regelrecht in der Manier von Landschaftswahrnehmungen beschreibt:

„Anno 1783 von 17. Juny bis Medio July haben wir sehr traurige Witterung gehabt, keinen Reegen, lauter Nebel, die Sonne scheinete blutroth. Zu mancher Zeit war kein Schein zu sehen, wie eine feurige Kugel stand sie an dem Himmel, und zeigte denen

menschlichen Gesichtern wunderliche Gestalten: Als Kugeln und dergleichen, [so] daß gantze Troupen Menschen fast täglich beysammen stunden und ängstliche Zuschauer abgaben. Niemand, weder in hiesigen noch fremden Landen, wusste sich solcher so lang anhaltenter Himmels Gestalt zu erinnern.“⁶⁶

Ähnlich den Witterungsfaktoren mag es auch im Falle von Himmelserscheinungen und Wolkenformationen ungewöhnlich erscheinen, diese als Kategorien des Landschaftlichen anzusprechen. Indes ist deren Rolle bei der Konstitution von Landschaften in der jüngeren Landschaftsforschung in kunstgeschichtlich-kulturwissenschaftlicher Ausrichtung inzwischen anerkannt und mehrfach untersucht worden.⁶⁷

Das zweite Beispiel für persönliche Ergriffenheit angesichts eines Landschaftseindrucks führt zurück in gewohnte Sphären der Landschaftsforschung. Der Soldat Frenzel berichtet von seinem naturraumbezogenen Erlebnis nach einem nächtlichen Marsch auf die Frische Nehrung⁶⁸ im Jahr 1807: „Wie es nun Tag wurde, sahen wir, das [= was] wir noch nicht gesehen hatten, mit Erstaunen an. Es war die Ostsee. Das erregte in uns ein Wunder. Wir machten Front dahin und sahen nichts als Himmel und Wasser. Das wollte nun ein jeder erzählen, wen[n] er zu [= nach] Hause käme.“⁶⁹ Für Frenzel und seine Kameraden muss dieser Anblick etwas Erhabenes, nie zuvor Gesehenes gewesen sein, das er selbst im Kontext seines autobiografischen Kriegsberichts für mitteilenswert erachtete. Wie sowohl die Passage von Frenzel wie auch die Passage von Jacobi dokumentieren, sind auch für die Vormoderne und bei kleinbürgerlichen bzw. unterschichtlichen Personenkreisen durchaus eindrucksvolle Zeugnisse subjektiven Landschaftsempfindens zu erschließen.

Resümee

Der Beitrag verfolgte das Ziel, die Wahrnehmung von Landschaft und den Diskurs hierüber an einer spezifischen Gruppe autobiografischer Texte zu untersuchen. Die Textauswahl bezog sich auf historische autobiografische Dokumente von Personen aus dem Milieu der Handwerker. Damit sollte in zweierlei Hinsicht eine Spezifik der Perspektive auf Landschaft erreicht werden: Zum einen war beabsichtigt, über Quellen aus einem Abfassungszeitraum zwischen 1798 und 1935 und einem Berichtszeitraum von Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts in ältere Zeitschichten vorzustoßen, um deren Verhältnis zu Landschaft in Blick zu nehmen. Dahinter stand die Hypothese, dass die Wahrnehmungsweisen und Äußerungsformen zu Landschaft dem historischen Wandel unterliegen. Insofern legen sie spezifische Unterschiede namentlich zu aktuellen Ausformungen des Landschaftsbezuges nahe. Zum anderen war intendiert, jenseits der dominanten hochkulturell-ästhetischen Landschaftsauffassung mentalen Logiken und Konzepten des diskursiven Umgangs mit dem Thema Landschaft nachzuforschen. Damit sollte schichtspezifischen Unterschieden im Umgang mit Landschaft nachgespürt werden.

Hinsichtlich der Differenzierung von Kulturstilen und mentalen Logiken erfolgte die Wahl der Textsorte Autobiografie, die – zumal wenn die Autoren keine literarische Publikation intendierten, wie dies bei zwei der drei ausgewerteten Quellen der Fall ist – anderen Formen und Gesetzmäßigkeiten folgt bzw. folgen kann als Texte, die für den öffentlichen Diskurs bestimmt sind. Von besonderer Bedeutung war dabei, die subjektive Sicht des

jeweiligen Schreibers auf Landschaft und dessen diskursive Kategorisierungen des Landschaftsbezuges nach Möglichkeit erfassen zu können. Die Untersuchung von Texten zieht außerdem Fragen nach der Intention der Schreibenden ebenso nach sich wie die Reflexion ihrer literarischen Ausdrucksfähigkeit. Auch die Rolle von literarischen Vorlagen sowie der praktische Umgang der Schreibenden damit sind zu beachten. Jenseits der Berücksichtigung dieser für die Textanalyse wesentlichen Aspekte bleibt allerdings ein heuristisches Grundproblem bestehen. Es ist dies die Einsicht in die unaufhebbare Differenz zwischen der erlebnisgebundenen subjektiven Wahrnehmung und Auffassung einerseits und der Transformation in die Schriftform andererseits.

Die an den drei ausgewählten autobiografischen Texten durchgeführte Kulturanalyse geschah informiert zu den Positionen und Konzepten der interdisziplinären Landschaftsforschung. Dabei erwiesen sich besonders die Zugänge der jüngeren Landschaftsforschung für die Analyse als gewinnbringend. Dies betraf namentlich die systematische Berücksichtigung kulturell-zivilisatorischer Bestandteile der Landschaft sowie die Erweiterung des Forschungsfeldes Landschaft auf Wetterphänomene und Zustände in der Atmosphäre oberhalb der Erdkruste (Wolkenbilder, Sonne). Als konzeptionell besonders fruchtbar erwies sich ferner der Standpunkt der aktuellen kulturwissenschaftlichen Landschaftsforschung, der das Landschaftserleben als eine kulturtypische Leistung versteht, die immer unter bestimmten subjektiven Gesichtspunkten erfolgt. Damit wird die lange Zeit vorherrschende Sichtweise, Landschaft als eine extern gegebene, quasi objektive Größe physisch-topografischer Art zu begreifen, wesentlich ergänzt und aus ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Sicht sinnvoll organisiert.

Die solchermäßen orientierte, kontextsensible und kulturwissenschaftlich ausgerichtete Analyse der historischen Diskurstile des kleinbürgerlichen bzw. unterbürgerlichen Milieus von Handwerkern erbrachte eine Bandbreite von Formen des Landschaftsbezuges, die von dürren Ortsangaben bis hin zu dichten Aussagen des Wahrnehmens und Empfindens von Landschaft reichen. In den exemplarisch ausgewerteten Quellen konnten gesellschaftlich vermittelte Bezüge (exogene Qualifizierungen) und auf subjektiven emotionalen bzw. affektiven Regungen basierende Bezüge (endogene Qualifizierungen) auf Landschaft festgestellt werden.

Insbesondere die endogenen Qualifizierungen erweisen sich in ihren Koppelungen an positive und mehr noch an negative Erlebnisse und Stimmungen als aussagekräftige Belege für vormoderne (und moderne) Landschaftsbezüge, die weit jenseits eines interesselosen Wohlgefallens und ästhetisch fokussierter Kontemplation situiert sind. Vielmehr demonstrieren sie die anthropologische Geworfenheit des Menschen in die ihn umgebende äußere Welt in mithin eindrücklichen Ereignissen oder Erlebnissen (Gefahr, Krankheit, Unwetter etc.). Gerade für die Vormoderne erweist sich auch vermittels der in den Quellen aufscheinenden Wahrnehmungsweisen von Landschaft und praktischen Umgangsformen mit landschaftlichen Gegebenheiten des physisch-topografischen Umgebungsraumes, wie sehr die Lebensexistenz der Zeitgenossen mit den äußeren Umweltbedingungen verwoben war, wenn sie nicht geradezu als abhängig davon empfunden wurde. Dies hatte selbstredend auch seine Rückwirkungen auf das persönliche Verhältnis zum Umgebungsraum in seiner landschaftlichen Dimension, der ganz wesentlich im direkten Kontakt alltagsweltlich erfahren wurde. Wie einige der oben referierten Textpassagen zeigen, wurden dabei auftretende Widrigkeiten als Gegebenheiten hingenommen, da man in seinen

Lebensverhältnissen den Umweltfaktoren deutlich stärker ausgeliefert war, als dies heute der Fall ist.

Der an den jeweils vorliegenden Gegebenheiten orientierte, in diesem Sinne realitätsbezogene und „nüchterne“ Bezug zu Landschaft wird auch in der ökonomischen und der militärischen Perspektive deutlich, die beide durchaus als funktionale Sichtweisen zu interpretieren sind, indem sie Landschaft als Operationsfeld für wirtschaftliches und militärisches Handeln konzeptualisieren. Auf der anderen Seite unterstreicht die religiöse Perspektive, die in Situationen empfundener Not oder Irritation eingenommen wurde, diese zeitspezifische Bezugnahme. Damit einher geht zudem die Tatsache, dass Landschaft in den untersuchten Texten keine von realen Bezügen abgehobene Verbalisierung erfährt. Vielmehr fällt auf, dass Landschaftliches als solches im Grunde kaum behandelt wird. Landschaft wurde ganz offensichtlich weithin als Kulisse für die lebensweltliche Existenz betrachtet. Wohl deshalb kommt Landschaft üblicherweise nur in spezifischen Kontexten wie räumlicher Mobilität, Gefahrenempfinden oder extremen Witterungsbedingungen zur Sprache und bleibt darüber hinaus weithin selbstverständliche Gegebenheit, die nicht weiter erwähnenswert erscheint. Dass landschaftliches Erleben abgesehen davon durchaus zu signifikanten Eindrücken und persönlicher Ergriffenheit führen kann, ließ sich jenseits dessen ebenfalls feststellen. Damit zeigte die Analyse der gewählten historischen Beispiele eine deutlich differenzierte Beziehungsstruktur und Umgangsweise mit Landschaft als Realfaktor und als diskursivem Thema. Dergestalt präsentiert sich eine Analyse der kulturgeschichtlich vorfindbaren Wahrnehmungsweisen und Darstellungsformen von Landschaft auf der Grundlage autobiografischer Dokumente auch weiterhin als lohnendes Forschungsfeld.

Anmerkungen

- 1 Zur Kulturkreislehre generell siehe Karl-Heinz Kohl, *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung*, München 1993, 132–137. Die darauf basierende ältere Raumforschung sowie ihre Weiterentwicklung in der Volkskunde skizzieren Günter Wiegmann/Michael Simon, *Die Untersuchung regionaler Unterschiede*, in: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.), *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, 99–121; Manfred Seifert, *Volkskultur und Brauch in Salzburg und Bayern*, in: Fritz Koller/Hermann Rumschöttel (Hg.), *Vom Salzachkreis zur EuRegio. Bayern und Salzburg im 19. und 20. Jahrhundert*, München/Salzburg 2006, 297–321. Eine zeitgenössisch überdehnte Konzeption der kultur- und mentalitätsprägenden Korrelation Mensch – Umwelt bzw. Landschaft stammt von Willy Hellpach, *Einführung in die Völkerpsychologie*, Stuttgart 1937.
- 2 Im Bereich der Wahrnehmungspsychologie und der Entwicklungspsychologie, etwa in den Studien Jean Piagets, vgl. Jean Piaget, *Abriss der genetischen Epistemologie*, Stuttgart 1980; ders., *Einführung in die genetische Erkenntnistheorie*, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1988.
- 3 Hierzu exemplarisch Klaus D. Hartmann, *Zur Psychologie des Landschaftserlebens im Tourismus*, Starnberg 1982; Studienkreis für Tourismus e.V. (Hg.), *Reisemotive – Länderimages – Urlaubsverhalten. Neue Ergebnisse der psychologischen Tourismusforschung. Bericht über die Fachtagung des Studienkreises für Tourismus e.V. im Rahmen der 15. Internationalen Tourismus-Börse am 4. März 1981 in Berlin* (Sammelband), Starnberg 1981 und hierin insbesondere Robert Datzler, *Ein Überblick über Ansätze der psychologischen und sozialpsychologischen Tourismusforschung*, 7–39.
- 4 Zu den gegenwärtigen Tendenzen und historischen Entwicklungslinien kultureller Umweltbezüge existiert eine interdisziplinäre Forschungsliteratur, die unter anderem die Ethnologie, die Ökologie, die Lebensstilforschung, die Kulturanthropologie und die Geschichtswissenschaften umschließt. Hierzu nur exemplarisch: Stefan Heiland, *Naturverständnis. Dimensionen des menschlichen Naturbezugs*, Darm-

- stadt 1992; Rolf Wilhelm Brednich/Annette Schneider/Ute Werner (Hg.), *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*, Münster u.a. 2001; Andre Gingrich/Elke Mader (Hg.), *Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt*, Wien/Köln/Weimar 2002; Manfred Seifert: „Naturschutz“ als historische Kategorie? Forschungsperspektiven zur Interpretation kultureller Umweltverhältnisse, in: Heidrun Alzheimer u.a. (Hg.), *Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften*. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, Regensburg 2010, 613–623; Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur*, Bd. 2: *Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, München 1996; Werner Konold (Hg.), *Naturlandschaft Kulturlandschaft. Die Veränderung der Landschaften nach der Nutzbarmachung durch den Menschen*, Landsberg 1996; Helmut Jäger, *Einführung in die Umweltgeschichte*, Darmstadt 1994; Thomas Adam, *Mensch und Natur: das Primat des Ökonomischen. Entstehen, Bedrohung und Schutz von Kulturlandschaften aus dem Geiste materieller Interessen*, in: *Natur und Landschaft* 71 (1996), H. 4, 155–159; Thomas Bargatzky, *Naturvölker und Umweltschutz. Ein modernes Missverständnis*, in: *Universitas* 47 (1992), 876–886; Jürg Helbling, *Ökologie und Politik in nichtstaatlichen Gesellschaften oder: Wie steht es mit der Naturverbundenheit sogenannter Naturvölker?*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44 (1992), H. 2, 203–225.
- 5 Zu Struktur und Konzeption des Forschungsprojekts *Lebensgeschichtliches Archiv* siehe: Manfred Seifert, *Ego-Dokumente im Spannungsfeld von Forschungsperspektiven und Sammlungspraxis. Lebensgeschichtliche Forschungen am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde*, in: Manfred Seifert/Sönke Friedreich (Hg.), *Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung*, Dresden 2009, 11–36; ders., *Im Schnittpunkt von Biografieforschung, Alltagsgeschichte und Bewusstseinsanalyse. Zum volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Design lebensgeschichtlichen Forschens*, in: *Bayerische Blätter für Volkskunde, Neue Folge* 8/9 (2006/2007) (= Festschrift für Christoph Daxelmüller zum 60. Geburtstag), 56–67; ders./Sönke Friedreich, *Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen*, in: *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde* (Hg.), *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2007*, Dresden 2007, 64–69; <http://web.isgv.de/index.php?page=836> (4.11.2010).
 - 6 Sebastian Schaar, *Christian Friedrich Frenzel (1780–1864). Erinnerungen eines sächsischen Infanteristen an die napoleonischen Kriege. Edition und Kommentar* (Bausteine aus dem ISGV, Nr. 11), Dresden 2008, bes. 21–26 und 48 f.; *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde* (ISGV), *Lebensgeschichtliches Archiv* (LGA), Projekt-Nr. 40, Objekt-Nr. 100211.
 - 7 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 28 f., zu Frenzels Schreibmotiven siehe ebd., 26–28.
 - 8 *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde* (ISGV), *Lebensgeschichtliches Archiv* (LGA), Projekt-Nr. 39, Objekt-Nr. 100212: *Autobiografische Chronik Johann E. A. Jacobi*; *Lebensdaten zu Johann E. A. Jacobi*, zusammengestellt von Stefanie Fritzsche (Manuskript).
 - 9 Ebd., Transkript Zeile 1–29.
 - 10 Die Übergabe des autobiografischen Berichts an das ISGV erfolgte unter der Auflage der Anonymisierung seines Autors.
 - 11 *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde* (ISGV), *Lebensgeschichtliches Archiv* (LGA), Projekt-Nr. 16, Objekt-Nr. 100210; *Lebenslauf Anton Peschel*, zusammengestellt von Manfred Seifert (Manuskript).
 - 12 Ebd., *Dokumentationsbogen*.
 - 13 Thomas Kirchhoff/Ludwig Trepl, *Landschaft, Wildnis, Ökosystem: zur kulturbedingten Vieldeutigkeit ästhetischer, moralischer und theoretischer Naturauffassungen. Einleitender Überblick*, in: Dies. (Hg.), *Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene*, Bielefeld 2009, 13–66, hier 19.
 - 14 Helmer Vogel, *Landschaftserleben, Landschaftswahrnehmung, Naturerlebnis, Naturwahrnehmung*, in: Heinz Hahn/Hans-Jürgen Kagelmann (Hg.), *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft*, München 1993, 286–293, hier 286 f.; Norbert Fischer, *Landschaft als kulturwissenschaftliche Kategorie*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (2008), 19–31; ders., *Anker mit Patina: Über die „Musealisierung“ der Küstenlandschaft*, in: *kulturen* 1 (2007), H. 2, 4–13, hier 9.
 - 15 Vogel, *Landschaftserleben*, wie Anm. 14, 287.
 - 16 Simone Keller, *Kulturlandschaft*, in: Ralf Schnell (Hg.), *Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945*, Stuttgart/Weimar 2000, 273; Joachim Brügge, *Zum Begriff „Unbekannte Kulturlandschaften“*, in: Ders./Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.), *Kulturstereotype und Unbekannte Kulturlandschaften – am Beispiel von Amerika und Europa. Erweiterter Tagungsband des gleichnamigen Symposiums im Rahmen der Internationalen Sommerakademie*, 5. und 6. August 2005,

- in Kooperation der Universität Mozarteum Salzburg mit der Paris-Lodron-Universität Salzburg und dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Anif/Salzburg 2007, 15–17.
- 17 Johannes Zechner, Rezension zu Gary Backhaus u.a. (Hg.), *Symbolic Landscapes*, Dordrecht 2009, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2010-1-188> (4.11.2010).
- 18 Vogel, Landschaftserleben, wie Anm. 14, 289.
- 19 Werner Nohl, Landschaftsästhetisches Erleben. Grundformen und ihre nachhaltige Wirkung, in: *Stadt + Grün* 2010, H. 2, 29–36.
- 20 Kirchhoff/Trepl, Landschaft, wie Anm. 13, 19.
- 21 Vogel, Landschaftserleben, wie Anm. 14, 290; das Zitat im Zitat stammt aus Hans-Jörg Wenzel, *Raumwahrnehmung/Umweltwahrnehmung*, in: Lothar Jander/Wolfgang Schramke/Hans-Jörg Wenzel (Hg.), *Metzler Handbuch für den Geographieunterricht*, Stuttgart 1982, 326–333, hier 330.
- 22 Vogel, Landschaftserleben, wie Anm. 14, 287.
- 23 Keller, Kulturlandschaft, wie Anm. 16.
- 24 Fischer, Anker mit Patina, wie Anm. 14, 9.
- 25 Birgit Franzen/Stefanie Krebs (Hg.), *Mikrolandschaften*, Münster 2006, 14–16.
- 26 Fischer, Anker mit Patina, wie Anm. 14, 10.
- 27 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 159.
- 28 Autobiografie Anton Peschel, wie Anm. 11, Transkript Zeilen 142–146.
- 29 Ebd., Transkript Zeilen 540–542.
- 30 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 66. Deutsche Meile = 7,420 km.
- 31 Autobiografie Anton Peschel, wie Anm. 11, Transkript Zeilen 223, 233, 268 f., 284, 369, 511, 797, 880 und 1459.
- 32 Ebd., Transkript Zeilen 233, 268 f., 284, 369, 511, 880, 1459.
- 33 Ebd., Transkript Zeilen 267–269.
- 34 Ebd., Transkript Zeilen 282–284.
- 35 Es sind dies Erfurt, Ulm, Regensburg, Wien, Basel, Solothurn, Bern und Teplitz (Jacobi, wie Anm. 8, Transkript Zeilen 70–73, 103–108, 138–142, 156–158, 169–171, 402–404, 439–440, 483–490, 1444–1457, 1474–1500, 1502–1568.
- 36 Jacobi, wie Anm. 8, Transkript Zeilen 103–108: Ulm, 17. September 1765.
- 37 Ebd., Transkript Zeilen 401–404. Kursiv = in lateinischer Schrift.
- 38 Ebd., Transkript Zeilen 481–490. Kursiv = in lateinischer Schrift.
- 39 Peschel, wie Anm. 11, Transkript Zeilen 464–468.
- 40 Ebd., Transkript Zeilen 508–511.
- 41 Ebd., Transkript Zeilen 311–330.
- 42 Mit „aktiver Präsenz“ soll namentlich eine Abgrenzung zu virtuellem Landschaftserleben umschrieben werden.
- 43 Peschel, wie Anm. 11, Transkript Zeilen 267–278.
- 44 Ebd., Transkript Zeilen 326–329.
- 45 Ebd., Transkript Zeilen 495–507.
- 46 Ebd., Transkript Zeilen 371–386.
- 47 Ebd., Transkript Zeilen 386–391.
- 48 Pikett = eine Art Vorpostenkompanie.
- 49 Damit ist vor allem das Ablegen des Säbels (falls vorhanden) und der Patronentasche gemeint.
- 50 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 63.
- 51 Jacobi, wie Anm. 8, Transkript Zeilen 679–687.
- 52 Die Abkürzung a c: = anno cuius.
- 53 Ebd., Transkript Zeilen 598–605.
- 54 Fuhrwerke mit großen Lasten.
- 55 Instabil.
- 56 Gegenüber den Zuständen an anderen Orten.
- 57 Zurückgezogen.
- 58 Ebd., Transkript Zeilen 1224–1259.
- 59 Vgl. Anm. 14–26.
- 60 [den]: von Frenzel nachträglich eingefügtes Wort.
- 61 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 168.

- 62 Ebd., 82.
- 63 Andreas Schmidt, „*Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint ...*“ Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755 bis 1855, Münster u.a. 1999.
- 64 Jacobi, wie Anm. 8, Transkript Zeilen 1172–1175.
- 65 Ebd., Transkript Zeilen 1603–1607.
- 66 Ebd., Transkript Zeilen 1180–1186.
- 67 John Walsh, *Skies and Reality in Dutch Landscape*, in: David Freedberg/Jan de Vries (Hg.), *Art in History/History in Art. Studies in Seventeenth-Century Dutch Culture*, Santa Monica 1991, 94–117; Werner Wehry/Franz J. Ossing (Hg.), *Wolken – Malerei – Klima in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1997; Rainer Guldin, *Die Sprache des Himmels. Eine Geschichte der Wolken*, Berlin 2006.
- 68 In der Danziger Bucht.
- 69 Schaar, Frenzel, wie Anm. 6, 67.

Kriegsteilnehmer als Vermittler von Landschaftsbildern

Einleitung

Landschaft ist allgegenwärtig, dennoch wird ihr nur in bestimmten Situationen direkte Aufmerksamkeit zuteil. Im Alltag rückt Landschaft nur gelegentlich um ihrer selbst willen ins Blickfeld. Ein Betrachter ist dabei räumlich und zeitlich gebunden.¹ Die Umstände, die die Landschaft in den Fokus seines Interesses rücken, können vielfältig sein: die Erforschung des Unbekannten, ungewöhnliche Aus- oder Ansichten, aber auch die Erkundung eines Geländes im Krieg. Die jeweilige Aufmerksamkeit ist selten umfassend oder unvoreingenommen, sie stellt eher einen Filter oder einen Raster individuellen Wahrnehmens dar, das auf bisherigen Erfahrungen beruht. Darüber hinaus hängt die Wahrnehmung von Landschaft von der momentanen Situation des Betrachters, aber auch von seiner gesellschaftlichen Position und seiner wirtschaftlichen Lage ab. Hinzu kommt die Frage, ob es sich um eine fremde oder bereits bekannte Umgebung handelt. Das verändert die Art der Wahrnehmung, auch wenn Unbekanntes nur mit den Worten des bereits Bekannten beschrieben werden kann.²

In der Retrospektive werden räumlich und zeitlich gebundene Erinnerungen mittels inzwischen gewonnener Erfahrungen neu strukturiert und nicht selten umgedeutet. Es ist also nicht von einer objektiven Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten auszugehen. Vielmehr wird deutlich, wie individuelle Wahrnehmung und Vorstellung das Handeln des Einzelnen beeinflusst. Das zeigt sich auch in der Selbstdarstellung des Verfassers, die zu hinterfragen ist.

Seit der Antike ist Landschaft Gegenstand verschiedener philosophischer Schriften.³ Diese beeinflussten die Wahrnehmung und den Stellenwert von Landschaft über die Jahrhunderte bis in die Gegenwart, auch wenn sie in Abständen neu interpretiert wurden.⁴ Die Veränderungen der gesellschaftlichen Bewertung von Landschaft, ihre künstlerische, literarische und philosophische Verarbeitung im Sinne der *longue durée* zeigen einen beständigen Prozess des Wandels, der von vielen verschiedenen Diskursen beeinflusst wurde und wird. „Bis heute oszilliert der Diskurs um die Landschaft und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung zwischen [...] einem semiologischen Verständnis einerseits – Landschaft als Bild, Text und Vorstellung – und einem ontologischen Verständnis andererseits – Landschaft als realer, objektiver Raum.“⁵ Innerhalb der Wissenschaft gehen die Ansichten darüber, wie, wann und unter welchen Voraussetzungen sich die moderne ästhetische Landschaftswahrnehmung in den Jahrhunderten entwickelte und veränderte, auseinander.⁶ Die unterschiedlichen Darstellungen von Landschaft wurden im Bereich der Malerei, der schönen Literatur, der Gartenarchitektur und in der Reisebeschreibung gerade für den Zeitraum der Romantik vielfach untersucht. Eine Gruppe von Beschreibungen fand bisher

wenig Beachtung, obwohl die Landschaft für deren Verfasser von immanenter Bedeutung war: Selbstzeugnisse von Kriegsteilnehmern.

Der Fokus dieses Beitrages, der sich als Werkstattbericht im Rahmen eines größeren Projektes versteht, liegt nicht darauf, die unterschiedlichen Thesen und Ansätze zur Entwicklung der Landschaftswahrnehmung zu diskutieren, obgleich sie ein interessantes und aufschlussreiches Feld bieten. Im Zentrum des Interesses stehen vielmehr die Perspektive der ästhetischen Landschaftswahrnehmung und ihre Funktion in von Kriegsteilnehmern hinterlassenen Selbstzeugnissen, hier anhand ausgewählter Beispiele deutschsprachiger Teilnehmer, die auf napoleonischer Seite im spanischen Unabhängigkeitskrieg (1808–1814) kämpften. Der Begriff Landschaft wird dabei nicht im engeren Sinne verstanden. Landschaft meint hier allgemein Umgebung, also nicht nur Natur als Landschaft, sondern beispielsweise auch Bauwerke, Straßen und Städte. Als Selbstzeugnisse werden sowohl Zeugnisse im Sinne Krusenstjerner⁷ als auch Ego-Dokumente im Sinne Dunks⁸ verstanden.⁹ Bei den vorliegenden Quellen handelt es sich sowohl um unselbständig als auch selbständig erschienene Publikationen. Zeitnahe Veröffentlichungen fanden sich oft als Fortsetzungsreihen in Magazinen und Journalen, da diese einer geringeren Kontrolle durch die damalige Zensur ausgesetzt waren als die Tagespresse.¹⁰ Sie wurden besonders von Lesegesellschaften abonniert und waren somit einem zahlenmäßig weitaus größeren Leserkreis zugänglich, als ihre Auflagenhöhen es vermuten lassen.¹¹ Später dominierten selbständige Publikationen. Der subjektive Blickwinkel der Kriegsteilnehmer wurde als objektive Fremdbeschreibung gewertet.

Militärisches ‚Reisen‘

Während es heute vielfältige Möglichkeiten gibt, zu reisen und sich über Länder und Landschaften in aller Welt zu informieren, waren es früher nicht zuletzt Kriege, die die Menschen in die Ferne trieben. Beredtes Beispiel dafür sind die Napoleonischen Kriege, wo viele Männer ihre Heimat verließen – freiwillig auf der Suche nach dem Abenteuer oder einem Broterwerb, unfreiwillig zum Kriegsdienst verpflichtet oder gepresst. Die Kenntnis ihrer Umgebung war für sie überlebenswichtig in Bezug auf Verteidigung, Angriff, Versorgung, Fortbewegung oder auch Unterbringung. Informationen über die geografischen Gegebenheiten waren dementsprechend ebenso bedeutsam wie Kenntnisse über die Mentalität und Sprache der ansässigen Bevölkerung. Dies traf auch auf die deutschsprachigen Teilnehmer am Spanischen Unabhängigkeitskrieg zu, die sowohl auf französischer, als auch auf Seite der britischen Verbündeten Spaniens kämpften. Sie waren seit langem die ersten Deutschsprachigen, die in größerer Zahl auf die Iberische Halbinsel gelangten. Sie trugen damals allgegenwärtige, sich teils widersprechende Vorstellungsbilder von Spanien als einem düsteren, von der Inquisition beherrschten Land, einem letzten romantischen Hort oder einem Ort massiver Grausamkeit gegenüber jedem Gegner in sich. So bezeichnet z.B. der damalige Premier-Lieutenant Georg Holzenthal in seinen bereits 1816 im *Journal für die neuesten Land- und Seereisen* veröffentlichten Briefen Spanien als „[...] Lande der Romantik, dessen liebe athmenden Novellen und Romanzen auch bei uns zum sanften Spiel der Guitarre erklingen, aber ach! Blut und Ruinen haben diese Kinder des Friedens verscheucht.“¹² Dies verweist auf das im deutschen Sprachraum vorherrschende

romantisch-positiv erklärte Bild des Goldenen Zeitalters Spaniens, das Holzenthal als Idealbild dem tatsächlichen, grausamen Kriegsgeschehen geopfert sieht. Kunst und Dichtung, die, friedlichen, unschuldigen Kindern gleich, ihren Weg aus Spanien bis in die eigene Heimat gefunden hätten, suche man nun vergebens.

Der Aufenthalt auf der Iberischen Halbinsel und die dort gesammelten Erfahrungen führten unweigerlich zum Vergleich des in der Heimat vermittelten Spanienbildes mit den vorgefundenen Gegebenheiten im Lande. In den Publikationen der Kriegsteilnehmer findet sich daher ein facettenreiches Bild der spanischen Gesellschaft, der verschiedenen geografischen Regionen und der damit verbundenen kulturellen Eigenheiten der Bevölkerung. Viele dieser Publikationen sind im Stil von Reiseberichten verfasst. In den Augen der zeitgenössischen Leser stellten die Berichte von Kriegsteilnehmern eine besonders authentische Quelle dar, da sie nicht nur Eindrücke vom Kriegsgeschehen, sondern auch von sonst oft unerreichbaren Gegenden vermittelten. Diese Sicht mag auf den ersten Blick erstaunlich erscheinen. Zieht man jedoch in Betracht, dass über Spanien lange Zeit nur spärliche Informationen nach Mitteleuropa drangen, es zunehmend zu einem unbekanntem, zu erforschenden Land stilisiert wurde und gerade Reiseberichte oft eine Mischung aus Erlebtem, Gehörtem und Fiktion waren¹³, verlieh die bloße Anwesenheit und ihre Teilnahme an Kämpfen den Verfassern der Berichte eine ganz andere Reputation. Hinzu kommt, dass Soldaten in gewisser Weise dem damaligen Idealtypus des reisenden ‚Spaziergängers‘, einer Art Rückbesinnung auf das einfache Reisen, entsprachen. Diese Rückbesinnung resultierte aus der ständigen Weiterentwicklung der Fortbewegungsmöglichkeiten. Die erlaubten es dem Reisenden, in immer kürzerer Zeit immer größere Strecken zurückzulegen, ohne sich dabei Umgebung und Mentalität, wie beim Spazierengehen, erarbeiten zu müssen. Nach Opitz verstanden sich bereits „[d]ie Iberia-Reisenden um 1800 [...] als unbewegte Betrachter vorbeiziehender Bilder, und auch die ‚lebendige Kontinuität‘ des Reiseraums und die intensive Erfahrung der sinnlichen Welt, [...] sind ihnen längst abhanden gekommen.“¹⁴ Mit dem ‚Spaziergänger-Ideal‘ wurde das „[...] ältere Reisemodell zum sinnlicheren und authentischen erklärt und das Gehen schließlich zum Gipfel empirisch-empfindsamen Reisens erklärt [...]“¹⁵ Der Marsch der Soldaten wurde dementsprechend gegenüber den schnelleren Fortbewegungsmöglichkeiten als positiv bewertet.

Auch die Verfasser selbst verstanden sich durch ihren ständigen Kontakt zu Land und Leuten als die eigentlichen Kenner Spaniens, so zu lesen z.B. bei Moritz Fürstenwärther, einem Rheinbundoffizier, der am spanischen Feldzug teilnahm:

„Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren auf der Insel Rügen Fischers Reisen in Spanien gelesen zu haben. [...] Ich dachte nicht, daß ich je in den Fall kommen würde, das Gemälde mit der Wahrheit zu vergleichen. Allein, ohne jener Beschreibung ihren Werth zu nehmen, läßt sich von der Art, wie der Verfasser gereiset ist, wenig Zuverlässiges erwarten. Ein Reisender seiner Gattung erzählte mehr seine kleine Abentheuer und flüchtige, individuelle Ansicht der Dinge, als die Wahrheit der Gegenstände. Wäre ein anderer Reisender ihm eine Stunde nachher gefolgt, so würde er wahrscheinlich dem Auslande, welches hierin leicht zu täuschen ist, eine ganz andere Idee von Spanien gegeben haben.“¹⁶

Fürstenwärther unterscheidet zwischen den oberflächlichen Eindrücken eines Reisenden und seinen eigenen, über sechs Jahre gesammelten Erfahrungen. Im Gegensatz zu der von ihm einst gelesenen Lektüre sei er in der Lage, das reale Spanien zu beschreiben. Alle Nicht-Spanier wären außerdem von so großer Unkenntnis über die wahren Verhältnisse des Landes, dass sie gar nicht in der Lage seien, Fehlinformationen zu erkennen. Spanien wäre nicht nur geografisch, sondern auch im allgemeinen Vorstellungshorizont noch immer weit entfernt, was der zu Kriegsausbruch herrschenden Situation durchaus entsprach.¹⁷ Durch die Aufstände in Spanien rückte die Iberische Halbinsel jedoch auch im deutschen Sprachraum wieder ins Bewusstsein.

Fürstenwärther verweist darauf, dass er bereits lange vor dem Feldzug und somit auch lange bevor sich das allgemeine Interesse auf Spanien richtete, Reiseliteratur gelesen und sich mit dem Land auseinandergesetzt habe. Der Hinweis auf die Insel Rügen ermöglicht ihm außerdem eine glaubhafte Vergleichsebene mit dem in der Ferne vorgefundenen Meeresklima und der Vegetation. Sein langer Aufenthalt auf der Iberischen Halbinsel, seine direkten Kontakte vor Ort und die daraus entspringende Kenntnis der dort herrschenden Mentalität lassen seine Informationen als nahezu unentbehrlich erscheinen. Das beständige Marschieren, also das ‚Durchschreiten des Landes‘ im wahrsten Sinne des Wortes, und das pragmatische Erkunden der Umgebung werden gleichsam in das ästhetisch-romantische Konzept des Reisens integriert und zur Voraussetzung für ein ‚objektives‘ Spanienbild erklärt.

Dass das Spaziergehen für die Kriegsteilnehmer auch im wörtlichen Sinne eine Rolle spielte, zeigt das folgende Beispiel:

„Aber auch sogar unsere Spaziergänge waren bei der öffentlichen Unsicherheit und der Gefahr, der man sich aussetzte, wenn man sich etwas zu weit von der Stadt entfernte, sehr eingeschränkt, und kaum war uns in dieser Zeit – vom October bis zu unserm Abgang – gestattet, die Dörfer Saria und Puente majore, eine viertel Stunde weit, in dieser Hinsicht zu besuchen [...] wehe dem, der sich Abends mit dem Hereinkommen verspätete und in der Dunkelheit von den Spaniern gefangen wurde [...]“¹⁸

C. Geißler, ein Militärwundarzt in der napoleonischen Armee, beschreibt in diesem Fall den einfachen, erstrebenswerten *Spaziergang* in einer feindlichen Umgebung als gefährliches Unterfangen. Der Verweis auf Tag und Nacht verdeutlicht eine sehr reale Gefahrensituation und greift dabei auf ein typisches Gegensatzpaar der Aufklärung zurück. Der Tag steht für eine gewisse Sicherheit, da man seine Umgebung beobachten und sich dadurch bis zu einem gewissen Grad selbst schützen kann. In der Nacht hingegen macht die Dunkelheit alles undurchschaubar. Sie verkörpert gleichsam den Feind, der im Hinterland heimlich und tückisch agiert. Die Stadt bildet dabei einen Gegenpol zur ländlichen Umgebung: Sie ist sicher, von den eigenen Truppen kontrolliert. Nur hier gibt es Schutz vor den Aufständischen. Das macht die Stadt aber auch zu einer Art Gefängnis für die Truppen; sie selbst sind wie von einer Mauer eingeschlossen und von der Umgebung abgeschnitten. Die Stadt ist symbolischer Ring, Mauer, Trennstreifen. Die umliegenden Dörfer hingegen, im Vergleich zur Stadt viel kleinere strategische Einheiten, sind nicht zu kontrollieren. Dennoch ist ein Gang dorthin erstrebenswert – nicht zu Erkundungszwecken oder als Aufklärungsmission, sondern ausdrücklich als Spaziergang. Dieses Wort verweist im zivilen Leben auf

etwas Alltägliches, Erbauliches. Hier aber bedeutet es Gefahr. Doch weder sie noch die Einschränkungen, die man sich zur eigenen Sicherheit auferlegen musste, konnten Geißler und seine Kameraden von ihrem Vorhaben abhalten. Was genau jedoch die Gefahr ist, was also im Falle einer Gefangennahme geschieht, bleibt im Dunkeln und damit der Fantasie des Lesers überlassen. Trotzdem sammelt Geißler selbst außerhalb seines Dienstes Informationen und Kenntnisse über den Einsatzort. Er setzt sich der Gefahr bewusst aus und wird damit dem ‚Gehen‘ als Form der Wahrnehmung des empfindsamen und empirischen Reisens sogar unter Kriegsbedingungen gerecht. Geißlers Beschreibung zeigt, dass die Kriegsteilnehmer neben ihren Pflichten die Möglichkeit zu und das Bedürfnis nach ganz gewöhnlichen Aktivitäten wie einem Spaziergang hatten. Das lässt sie dem Leser näher, ‚menschlicher‘ erscheinen, aber auch ungebrochen erkundungsmutig und abenteuerlustig.

Geografie und Routenbeschreibung

Wie bereits bemerkt, ähnelt der Aufbau vieler Berichte formal der Reisebeschreibung. Oft werden besonders von den in französischen Diensten Stehenden ganze Kapitel explizit zur Schilderung von Marschrouten und klimatischen Gegebenheiten genutzt. Straßen, Pässe und Städte werden beschrieben und nach klimatischen wie geografischen Gegebenheiten sowie Gefahrenpotenzial unterschieden, was mitunter wie eine Bestandsaufnahme wirkt. Damit bewegen sich die Verfasser im Rahmen der in der Aufklärung aufgekommenen statistischen Erfassung und Dokumentation von bereisten Gegenden. Reisebeschreibungen nahmen zeitweise die Form statistischer Erhebungen an.¹⁹ Mit der Romantik wird das persönliche Empfinden wieder stärker betont.²⁰ Da die Verfasser der Zeugnisse in der ausgehenden Aufklärung und der beginnenden Romantik aufwuchsen und sozialisiert wurden, ist es nicht verwunderlich, in ihren Zeugnissen beide Diskurse in unterschiedlicher Form und Ausprägung wiederzufinden. Auch liegen nüchterne Routenbeschreibungen und Hinweise für künftige Reisende dicht beieinander: z.B., welche Städte gastfreundlich und welche Wege gut ausgebaut sind oder was beim Kauf verschiedener Produkte zu beachten sei. Mitunter sprechen die Verfasser die potenziellen Reisenden oder auch die Soldaten, die in naher Zukunft nach Spanien ziehen sollen, direkt an. In beiden Fällen enthalten die Berichte Verhaltens- und Planungshinweise der unterschiedlichsten Art für die Betroffenen. Vereinzelt wenden sich die Verfasser sogar explizit an die damaligen militärischen Befehlshaber, die von ihren Erfahrungen profitieren sollten.²¹ Dabei werden nicht nur eigene Erkenntnisse wiedergegeben, sondern auch Wissen, das durch Dritte oder unter Zuhilfenahme von Kartenmaterial erworben wurde.²² Mitunter finden sich direkte Verweise auf herangezogene Quellen. Einerseits ist dies ein Mittel, die Glaubwürdigkeit der eigenen Aussagen zu belegen. Andererseits demonstriert der Verfasser damit seine umfassenden praktischen und theoretischen Kenntnisse. Nicht selten handelt es sich bei solchen Verweisen um Publikationen anderer Kriegsteilnehmer, besonders um Schriften, die mehrere Auflagen verzeichnen konnten und sich hoher Popularität erfreuten.²³ Beides galt als Garant für Authentizität. Diese Art von Verweisen konstituierte somit einen Kreis von Wissen, das sich gegenseitig legitimierte. Den Trägern dieses Wissens konnte nur angehören, wer am Einsatz auf der Iberischen Halbinsel teilgenommen hatte. Damit stützten sich die Verfasser gegenseitig und grenzten sich und ihre Beschreibungen gleichzeitig von anderen ab.

Landschaft und bevorstehender Kampf

Neben allgemeinen, pragmatischen Landschaftsbeschreibungen finden sich in den Selbstzeugnissen auch sehr emotionale, ästhetische Schilderungen der Umgebung, z.B. beim ersten Anblick der Pyrenäen oder des Meeres. Je nach Herkunft der Verfasser rief das überwältigende Emotionen hervor, wie beispielsweise bei Heinrich Adolph Schümberg, der vor dem Übertritt nach Spanien in der Gegend um St. Jean de Luz im Nordwesten Frankreichs stationiert war:

„Doch wird die Langeweile durch den neuen, ungewohnten Anblick des Meeres mannichfaltig versüßt. Wenn blutroth die aufgehende Sonne in den schäumenden Wellen sich spiegelte, wenn die brausende Fluth über die öden, röthlichen Sandsteppen heranrollte, und endlich die Brandung am Fuße des Hügels, auf welchem meine Fischerhütte stand, zischend und tobend sich brach, wenn wieder in der Abenddämmerung einzelne Fischerbarken, wie zuckende Schatten auf der ruhigen Wasserfläche schwankten und schwebten; da stand ich oft – zum erstenmale ward mir das herrliche Schauspiel zu Theil – mit stummen Entzücken in diesen schönen Anblicken verloren.“²⁴

Die ästhetische Naturerfahrung wird hier in Kontrast zum sonst nicht sehr ereignisreichen soldatischen Alltagsleben gestellt, was vor dem Übertritt über die Pyrenäen vor allem aus Marschieren und Warten bestand. Der Verfasser beschreibt ein Naturschauspiel, das ihn faszinierte. Dabei trafen zwei Faktoren aufeinander, die diese Faszination begünstigten: Zum einen erlebte Schümberg das Meer zum ersten Mal, zum anderen erfuhr das Naturschauspiel Meer mit der aufkommenden Romantik besondere Beachtung.²⁵ Schümberg beschreibt sowohl die aufgehende als auch die untergehende Sonne. Durch ihre Spiegelung im Wasser erscheint auch das Meer rot wie Blut und der bereits rötlich gefärbte, als leblos beschriebene Boden wird davon immer wieder ‚überrollt‘. Jene Brandung, die unweigerlich kommt und geht wie die zu erwartenden blutigen Kämpfe, bricht an dem Hügel, auf dem sich die friedliche Unterkunft des Verfassers befindet, eine Fischerhütte, in die er einquartiert war. Es ist kein Riff und keine Klippe, die die lautstarken, widerspenstigen Wellen aufhalten, sondern ein einfacher Hügel, der Ruhe und Sicherheit gibt. Am Abend, als er erneut das Farbenspiel verschiedener Rottöne beobachtet, beschreibt er auch Fischerboote, die, klein und unbedeutend, gleichsam aus einem sich beruhigenden Schlachtfeld, zurückkehren. Die Darstellung zwischen Sonnenauf- und -untergang widerspiegelt den Ablauf des natürlichen Zeitzyklus. Er bildet einen Gegensatz zu der sich zunehmend durchsetzenden mechanisch gemessenen Zeit und den danach ausgerichteten täglichen Abläufen, die in der Armee besonders restriktiv waren.²⁶ Schümberg bedient die neuzeitliche Faszination an naturzeitlichen Kreisläufen, in der der Sonnenuntergang ein besonderes Erlebnis darstellte. Obwohl er sich auf dem Weg in den Krieg befindet, hat er Zeit und Muße, sich dem Schauspiel in all seinen Facetten zu widmen. Es macht die alltägliche Routine und die Langeweile für ihn erträglich.

Physische und imaginierte Grenzen

Die allgemeine Alpenbegeisterung im 18. Jahrhundert führte dazu, dass auch andere Gebirge an Attraktivität gewannen. „Die Begeisterung, welche die Schweiz erregte, strahlte

immer stärker auf andere Gebirge aus. Das kam der ossianischen Kaledonia zugute, das gereichte Tirol, den Pyrenäen, dem Apennin und Norwegens Bergen zum Vorteil.²⁷ Besonders der Franzose Ramond de Carbonnières und die Britin Ann Radcliffe verhalfen den Pyrenäen zu Popularität.²⁸ Letztere hatte sie jedoch selbst nie bereist. Die unter Napoleon dienenden Truppen gelangten über eben jene Gebirgskette nach Spanien: „Das Uebergewicht, das der Kalk und der Thon in der Formation des Gebirges haben, wodurch die Verwitterung, die Zerklüftungen und Zertrümmerungen desselben beschleunigt werden, giebt ihm jenen Charakter von Alter, den Reisende ihm, es mit den Alpen vergleichend, so oft vorgeworfen.“²⁹

Die von Heinrich von Brandt gegebene Beschreibung der Pyrenäen zeigt ihn als aufmerksamen Beobachter und Kenner der Materie. Seine Publikation enthält nicht nur eine einfache Wiedergabe der vorgefundenen Gegebenheiten, sondern zugleich eine Analyse und somit ein umfassendes Bildungsangebot. Er beschreibt die Pyrenäen als von Verwitterungen gekennzeichnet, die sie dennoch nichts an Erhabenheit gegenüber den Alpen einbüßen und keinesfalls als ein dem Verfall preisgegebenes Gebirge erscheinen lassen. Mit seiner Einschätzung erfahren die Pyrenäen eine Aufwertung gegenüber den zur damaligen Zeit zum Ideal stilisierten Alpen. Mit solchen Aussagen erhöht sich der Wert seiner Publikation: Andere Reisende hätten die Pyrenäen zwar gesehen, jedoch nicht ihr Wesen erfasst. Das Gebirge wird so Grenze von Wissenden, Verstehenden und Unwissenden, welche die sie umgebende Landschaft nicht begreifen:

„Die Pyrenäen mit ihren in ewigen Schnee gehüllten Häuption, dem Auge schon in einer Entfernung von vierzig Stunden sichtbar, lagen nun dicht vor unsern Blicken und erhoben sich als eine ungeheuere Scheidewand zwischen beiden Reichen [...]. Möchten doch, dachten Viele bei ihrem Anblick, diese von der Natur zur kolossalischen Mauer aufgethürmten Massen nie von Heeren überstiegen worden seyn, dann wäre eins der reichsten und schönsten Länder Europas nicht der gräßlichsten Verwüstung überliefert, und sein Boden mit dem Blut einer halben Million Menschen gedüngt worden, nicht jene schauderhaften Auftritte erfolgt, welche beide Nationen aus ihrer Geschichte zu vertilgen wünschten.“³⁰

Volgmann, Offizier in der napoleonischen Armee, entwirft ein Gemälde der Pyrenäen. Bereits aus der Entfernung ragen sie beeindruckend empor. Je näher man ihnen kommt, umso größer und unüberwindlicher erscheinen sie. Die in Schnee gehüllten Gipfel sind kalt, erhaben und unbewohnt. Sie erscheinen dabei wie Häuption, welche über alles sie Umgebende wachen. Im Sinne des Spaziergangs tasten sich die Truppen im Marsch an das Gebirge heran. Dessen unüberschaubare Größe steht für das nicht Absehbare, das sie hinter den Bergen erwartet. Das Gebirge ist für Volgmann eine mächtige, natürliche Grenze zwischen Spanien und Frankreich, von der, wie er schreibt, „viele“ wünschten, dass sie für Krieg und Zerstörung bringende Armeen unüberwindlich wäre. Das Gebirge repräsentiert für ihn die Grenze zur letzten bekannten Gewissheit: dahinter auf den Feind zu treffen. Spanien wird dabei zum verborgenen Paradies stilisiert, das von den hohen „Mauern“ der Pyrenäen als einem natürlichen Bollwerk, abgetrennt vom restlichen Europa, existierte und nun von Menschenhand in Chaos und Verwüstung gestürzt wird. Ein verborgenes Paradies geht verloren, wie auch schon das biblische verloren ist. Für Volgmann stellen die Pyrenäen

jedoch nicht nur eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Grenze dar: *Vor* dem Gebirge befindet sich die kampfbereite napoleonische Armee, die ihn umgebende Gegenwart. Dahinter liegt das einst blühende, reiche Spanien, ein Zustand, der bereits der Vergangenheit angehört. Die Zukunft nach der Überquerung heißt Krieg, Tod und Verwüstung. Obwohl er nicht direkt von Tod spricht, wird dieser mit dem vergossenen Blut einer halben Million Menschen überdeutlich illustriert. Woher er diese Zahl nimmt, gibt er nicht an, aber sie wirkte und wirkt erschreckend, lässt ein von Blut durchtränktes und von Tod übersätes Paradies vor dem geistigen Auge erstehen. Volkmann nimmt so die Konsequenz des Feldzugs vorweg, zeigt, was die Kriegsteilnehmer erwartet, wenn sie diese natürliche Grenze überschreiten – und offenbar bedauert auch er, dass die Berge nicht hoch genug sind, um das zu verhindern. Aus seinen Zeilen geht hervor, dass viele Menschen zu beiden Seiten der Pyrenäen die Gräueltaten dieses Krieges lieber vergessen würden, als sie weiter fortzuführen. Er verwendet dabei den Nationenbegriff, der sowohl Akteure als auch Opfer beider „Reiche“ einschließt. Gleichwohl wird eine gewisse Distanz spürbar, als ob Volkmann alle, die am Krieg teilnahmen, aber weder der spanischen noch der französischen Nation angehörten, von Schuld und Verantwortung ausschließt. Er selbst stand in französischen Diensten und gehörte so im weitesten Sinne auch zu einem der beiden „Reiche“. Dennoch schreibt er eher wie ein die Vorgänge bedauernder Außenstehender, Unbeteiligter.

Die Nachrichten, die trotz aller Zensursysteme die Heimat der deutschsprachigen Kriegsteilnehmer erreichten, erzählten von blutrünstigen, zugleich stolzen und freiheitsliebenden spanischen Aufständischen. Dieses Bild von einem sowohl gefürchteten als auch bewunderten Gegner beeinflusste mitunter die für den Spanienfeldzug rekrutierten Soldaten bereits im Vorfeld ihres Einsatzes.³¹ Das Überschreiten der Pyrenäen wurde so im Verlaufe des immer grausamer geführten Krieges zum Überschreiten einer Grenze zwischen Leben und Tod:

„[...] von hier sogleich in die Pyrenäen, diese natürlichen Bollwerke zwischen Frankreich und Spanien, die mich jetzt noch von dem Lande trennten, aus dem so wenige wieder zurückkamen, und das von uns allen wie ein offenes Grab angesehen wurde. Das Steigen in diesen Gebürgen ist allerdings sehr beschwerlich, besonders wenn man so schwer zu tragen hat wie ich, aber die schöne mit großer Mühe und vielen Kosten angelegte Straße entschädigte et, was [sic] dafür. Diese ist ziemlich breit, sehr gut unterhalten und führt in Zickzack ganz sicher neben den von himmelanstrebenden, nackten, aus Granit und Kalksteinen bestehenden Felsengipfeln gebildeten Klüften und Abgründen hin.“³²

Auch Wundarzt Geißler schildert die Pyrenäen als Grenze zwischen Leben und Tod. Er begründet das mit der geringen Zahl der Zurückkehrenden, was ständigen Bedarf an neuen Rekruten bedeutete. Der mit schwerer Ausrüstung besonders beschwerliche Aufstieg in die Berge ist möglicherweise ein Weg ins eigene Grab. Trotzdem ist man dankbar, wenn dieser über eine befestigte Straße führt.³³ Sie bietet zumindest für die Zeit des Marsches ein gewisses Maß an Sicherheit. Ihr Verlauf musste sich den natürlichen Gegebenheiten anpassen. Sie führt zwischen drohend aufragenden Felswänden und Abgründen hindurch, die gleichsam ein Symbol für den allgegenwärtigen Feind darstellen, der unweigerlich und unerbittlich auf seine Gegner wartet. Die Straße, eigentlich eine Errungenschaft des

Fortschritts, dient nun der Zerstörung, indem sie nachrückende Truppen noch schneller in das als offenes Grab angesehene Spanien bringt. Der Einzelne ist klein und unbedeutend im Vergleich zu dem über Jahrhunderte gewachsenen Gebirge. Dieses erscheint übermächtig und gleicht dem Widerstand der Spanier. Dennoch gibt es Hoffnung, denn derjenige, der von all dem berichtet, ist zurückgekehrt, hat die Gefahren überlebt und dem Tod getrotzt.

In anderen Berichten dienen die Landschaft und damit auch das Gebirge dazu, anhand geografischer Gegebenheiten Mentalitäten zu erfassen:

„Wie sie uns die Geschichtschreiber der grauen Vergangenheit schildern, so sehen wir sie noch heute. Der milde Geist des Christentums hat keinen Einfluß auf deren Wildheit gehabt. [...] Der kriegerische Geist dieser Bergbewohner spricht sich selbst in den Ansiedlungen und Wohnungen aus; überall kleine Thürme und Schlösser [...] die Dörfer immer auf kleinen Erhöhungen. In der Gegend von Verdun sind noch heute alle Dörfer mit einer Art kleiner Schlösser versehen, deren jedes, unter einer zweckmäßigen Leitung, einigen Widerstand würde leisten können. Gewöhnlich wird der Schlüssel jedes Thals ein Kastell dieser Art haben, und wenn auch der Gang der Zeit, die Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse, wenn auch Krieg und Verheerung zum Verfall dieser Bollwerke einer frühern Unabhängigkeit viel beigetragen haben, so werden sie doch leicht wieder so weit hergestellt werden können, um im Fall der Noth dem ersten Andrange des Feindes zu wehren.“³⁴

Für den Königlich Preußischen Hauptmann Heinrich von Brandt bilden die Pyrenäen bereits auf der französischen Seite eine fremde Welt. Er beschreibt die Bewohner in der Gegend des am Fuße des Gebirges gelegenen Verdun³⁵ so, wie er es bei „Geschichtschreibern der grauen Vergangenheit“ gelesen habe: kriegerisch und wild. Nicht einmal das Christentum, dem er eine positive, befriedende Funktion zuschreibt, konnte etwas dagegen ausrichten. Damit bedeutet er dem Leser, dass diese Region im Süden Europas seitdem im Stillstand verharre, sich nicht weiterentwickelt habe. Der Topos der Rückständigkeit wurde in der Aufklärung vor allem Spanien zugeschrieben.³⁶ Die Unzählbarkeit der Bergbewohner findet ihr Gleichnis in der sie umgebenden Landschaft. Mit der Beschreibung grenzt er sich und die mit ihm ziehenden, aus weiter entwickelten Regionen stammenden Kriegsteilnehmer von der ansässigen Bevölkerung ab. Ausgehend von seinen Erfahrungen um Verdun verallgemeinert er und lässt damit die Region, in der die beschriebenen Zustände herrschen, größer und gefährlicher erscheinen. Die Verteidigungsanlagen, die für von Brandt ein Symbol des widerspenstigen, unabhängigen Geistes der Bewohner sind, lassen zwar erkennen, dass sie seit längerer Zeit nicht mehr genutzt wurden. Trotzdem bleiben es in seinen Augen Bollwerke. Dieser Verweis auf zwar veraltete, aber doch vorhandene Verteidigungsanlagen geht von immer möglichem Widerstand aus, der allerdings nur einem ersten feindlichen Andrang Stand halten könne. Von Brandts Schilderung ist die eines ‚Außenstehenden‘, der solchen Widerstand nicht zu fürchten scheint – was verständlich ist, solange er sich auf der französischen Seite der Pyrenäen befindet. Die Bewohner jener Bergregion stellen ebenso wie die sie umgebende Landschaft für ihn eine beeindruckende und gefährliche ‚Umgebung‘ dar. Landschaft wird hier unter militärischen Gesichtspunkten betrachtet, zugleich werden Rückschlüsse auf ihre Bewohner gezogen. So erfolgt eine

Abgrenzung des Eigenen, des milden Christen, vom Fremden, den ‚Wilden‘ in den Pyrenäen. Die Beispiele zeigen, dass dieses Gebirge je nach Ausgangssituation, Vorwissen, Erwartungen, Beobachtung und Aussageabsicht ganz unterschiedlich interpretiert werden kann.

Klima und Überleben

Nach der Überquerung der Pyrenäen erwarteten die Kriegsteilnehmer veränderte und meist unbekannte klimatische Verhältnisse, denen sie oft nicht zu begegnen wussten. Hitze, Kälte und unbekannte Nahrungsmittel setzten ihnen zu. Neben den eigentlichen Kampfhandlungen waren die klimatischen und geografischen Verhältnisse eine ganz eigene Herausforderung, der es zu begegnen galt:

„Äußerst gefährlich war das Bivouacquiren in dem mittlern Landstriche von Spanien. Es ist unerträglich heiß; der lechzende Boden scheint zu glühen, die Berge versperren den erfrischenden Winden den Durchgang, und werfen die brennenden Sonnenstrahlen verstärkt in die Ebenen hinab, die sie umschließen. [...] Aber die Witterung wechselt oft und schnell. Die wohlthätige Hand der Natur führt eine erfrischende Kühle herbei, ein reichlicher, bisweilen eiskalter Thau enttrüfelt den Wolken, und tränkt die sonnenverbrannte Erde. Oft führt letzterer einen Fieberfrost herbei, und bei dem ersten heißen Sonnenstrahle entsteigen Wolken von Ausdünstungen dem dampfenden Boden.“³⁷

Nicht nur der Feind stellte auf der Iberischen Halbinsel eine beständige Gefahr für die fremden Truppen dar, sondern auch das Klima. Sofern die napoleonischen Soldaten nicht einquartiert werden konnten, kampierten sie im Freien. Die Kampfeinheiten waren damit schneller und beweglicher. Das setzte sie jedoch auch den jeweiligen Witterungsbedingungen stärker aus. In diesem Zusammenhang beschreibt Schümberg unter anderem die Hitze in Zentralspanien. Diese sei so stark, dass der Boden förmlich zu glühen scheine. Regen findet keine Erwähnung, nur morgendlicher Tau. Allein das Wort „lechzen“ verdeutlicht anhaltende Trockenheit. Die umgebenden Berge halten nicht nur kühlere Luftströme ab, sie reflektieren die Hitze zusätzlich. Die „bivakierenden“ Truppen sind von ihnen eingeschlossen und von einem Klima gepeinigt, vor dem es kein Entrinnen gibt. Doch so heiß, wie es am Tag ist, wo die Sonne zum tödlichen Feind wird, so kalt und feucht ist die Nacht. Der Temperaturwechsel wird zwar zunächst als wohltuend beschrieben, da die Nacht der Hitze ein Ende setzt, doch er stellt die Kriegsteilnehmer erneut vor Probleme. Der eiskalte Morgentau zieht den Schlafenden die Wärme aus den Körpern. Die regelmäßigen, heftigen Temperaturschwankungen, Hitze und Durst bilden einen ununterbrochenen, sich ständig wiederholenden Kreislauf, der zu Erkrankungen, ja, zum Tode führen konnte.

Darüber berichtet auch der zeitweise in den trockenen Ebenen der Mancha stationierte Schümberg:

„Die ungeheuern, mehr als 20 Stunden sich ausdehnenden Ebenen der Mancha verursachen durch ihre Einförmigkeit tödtende Langeweile. Mann kann sügliche 2 bis 3 Stunden auf selbigen umherirren, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken;

dünne Olivenpflanzungen, niedriges Rosmaringesträucher unterbrechen nur hier und da das traurige Einerlei. Es ist eine Qual, auf diesen sonnenverbrannten Fluren 24 Stunden auf einer Feldpost auszuhalten. Was gäbe man für eine teutsche Eiche, um sich unter ihrem Schattendache zu bergen! Wie verwünscht man bisweilen den besenähnlichen Olivenbaum, der keinen Schutz gewährt! [...] Die Streifzüge der Sierra Morena entlang, gleichen sehr oft dem Zuge der Kinder Israel in der Wüste, und ich kann mich erinnern, daß mehr als ein treuloser Führer uns irre geführt hatte, mehrere Soldaten verschmachtet und vom Schläge getroffen liegen blieben; doch wenn auch die Truppen klagten und murrten, so machte doch die Ansicht eines Dorfes alles wieder gut. Sie wußten ohne den Stab Moses in verborgenen Bergkellern reichhaltige Quellen zu finden, und mit Valdepenaswein angefüllte Schläuche wandelten recht bald Mißvergnügen in Freude um.⁴³⁸

Die Mancha ist eine große, triste Ebene, die dem Auge keine Abwechslung bietet. Diese Tristesse wird nur selten von Pflanzen unterbrochen: von Olivenbäumen und Rosmarinsträuchern, die keinen Schutz vor der sengenden Hitze bieten. Längeres Ausharren unter diesen klimatischen Bedingungen, z.B. zur Entgegennahme der Feldpost, wird zu einer für den Leser miterlebten Qual. Die Erde ist sonnenverbrannt, Hilfe in der dünn besiedelten Gegend nicht zu erwarten. Diese fremde, wüstenähnliche Landschaft wird der heimatlichen Vegetation gegenübergestellt. Als Beispiel dient der Vergleich des Olivenbaums mit der Schatten und Kühle spendenden Eiche. Ihr wird ein nationales Attribut beigelegt: deutsch. Dieser Baum wird mit heimatlicher Geborgenheit gleichgesetzt und mit einem Sicherheitsgefühl verbunden, etwas Vertrautem, mit dem man sich identifizieren kann. In der Mancha hingegen ist alles fremd und gefährlich, gibt es weder vor der Hitze noch vor Feinden Schutz – es sei denn, man erreicht eines der wenigen Dörfer. Schümberg verweist in dieser Situation auf eines der Hauptprobleme der napoleonischen Armee: Trotz des Baus von Magazinen war das Requisitionssystem³⁹ ein Kernbestandteil der (Selbst-)Versorgung der Truppen. In dünn besiedelten Landstrichen gerieten diese in eine äußerst schwierige Lage. Gab es vor Ort sprichwörtlich ‚nichts zu holen‘, wurde die Umgebung, die Landschaft selbst, zum größten Feind. Es bedurfte in solchen Situationen keiner Kugel und keines Gefechtes, um die Anzahl der Soldaten zu reduzieren. Allein Fehlinformationen oder die Unkenntnis der örtlichen Gegebenheiten reichten aus, um den Tod von Soldaten herbeizuführen. Diese Situation wird von Schümberg mit der Wanderung der Israeliten durch die Wüste im Alten Testament verglichen. Er fühlt sich ebenso verdammt, muss durch die Wüste ziehen und wird gleichsam geprüft. Doch er bleibt standhaft, fällt nicht vom Glauben ab und überlebt. Die Erlösung symbolisiert das Dorf, der Übergang vom menschenleeren zum bewohnten Raum. Dort geben sich die Soldaten nicht mit Wasser zufrieden, sondern finden mit ‚biblischer Sicherheit‘ den von den Bewohnern in Bergkellern verborgenen Wein. Die Legitimation dazu ist die ‚bestandene Prüfung‘. Interessant ist dabei der Perspektivwechsel des Verfassers. Spricht er anfangs in der unbestimmten Person, wechselt er mit dem Vergleich des religiösen Wüstenbildes in die erste Person Singular, was die persönliche Erfahrung unterstreicht. Die Beschreibung des Verhaltens der Truppen im Dorf erfolgt in der dritten Person Plural, als ob nur andere sich den Wein angeeignet hätten. Schümberg nimmt hier die Position des Beobachters ein. Doch obwohl er sich davon zu distanzieren versucht, war auch er ‚sie‘, die sich holten, was sie wollten, denn er war Teil der Truppe.

Der Kriegsteilnehmer als ‚touristischer Führer‘

In den Publikationen der Kriegsteilnehmer finden sich neben dezidierten Landschaftsbeschreibungen im Sinne von Natur und Klima auch genauere Informationen über Städte – der Kriegsteilnehmer wird zum ‚touristischen Führer‘:

„Tarragona liegt am Abhang eines Felsen, der sich bis ans Meer zieht, und gewährt von dieser Seite eine pittoreske, amphitheatralische Ansicht. Alles zeigt ihr Alterthum an; schon zu den Zeiten der Carthager war es bekannt und zu der Römer Zeiten wurde ein Theil Spaniens nach ihm benannt. Die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, ausgenommen die Rambla und G. Agostin; ersterer ist breit aber ungepflastert und erstreckt sich von dem Thor von Reus bis zu dem von Barcelona. Man findet hier durchgehends schöne massive Gebäude, vorzüglich des Handelsstandes [...]“⁴⁰

Beim Anblick Tarragonas erkennt Holzenthal eine schon in der Antike bewohnte Stadt. Ihre malerische Lage am Meer vergleicht er mit einem Amphitheater, über das Tarragona zu römischer Zeit tatsächlich verfügte. Mit dem Hinweis auf Karthager und Römer unterstreicht Holzenthal die historische Bedeutung der Stadt. Seine Beschreibung lässt den Leser die Geschichte untergegangener Reiche atmen, deren Kultur auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein bewundert wurde. Gleichzeitig offenbart der Verfasser Kenntnisse über die Antike, was zur damaligen Zeit unabdingbare Voraussetzung war, um in gehobenen Kreisen Anerkennung zu finden. So ordnet Holzenthal sich ein und macht seinen Lesern gleichzeitig ein Bildungsangebot. Die detaillierte Beschreibung der Stadt und ihrer Straßen belegt seine Ortskenntnis. Sie erlaubt es ihm, die Stelle zu finden, von der allein man den rechten Zugang zu den Spuren der alten Zeiten erhält: Nicht von jeder beliebigen Seite zeige sich Tarragona in diesem Bild, sondern eben von der, die der Verfasser wählte, um die er weiß. Der aus der Entfernung gerichtete Blick dient der Historisierung. Mit dem Betreten der Stadt beginnt die Beschreibung ihres derzeitigen Zustands. Damit wird nicht nur eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Grenze überschritten.⁴¹

Straßen sind aus der militärischen Perspektive eines Soldaten von besonderer Bedeutung und werden dementsprechend kommentiert. Die meist engen und ungepflasterten Wege erschweren das Marschieren ebenso wie die tägliche Fortbewegung. Breite, bequemere Straßen finden daher besondere Erwähnung. Eine, deren Verlauf extra angegeben wird, ist offenbar eine Durchgangs- und Verbindungsstraße. Trotz ihrer offenkundig höheren Bedeutung und Nutzung ist sie ungepflastert. Dies weist auf den schlechten Ausbau des Straßennetzes in Spanien hin, was sowohl für die napoleonische Armee als auch für die Truppen der britischen Verbündeten Spaniens unter Wellington immer wieder zum Problem wurde.

Der Schilderung der Verkehrswege schließt Holzenthal eine Aufzählung von Gebäuden an. Diese werden als massiv, aber dennoch als ästhetisch ansprechend beschrieben. Sie spiegeln den erfolgreichen Handel der Stadt wider. Damit wird eine Verbindung zwischen der einstigen Metropole der Antike und dem gegenwärtigen Tarragona hergestellt.

Zusammenfassung

Die unter Kriegsbedingungen ‚bereiste‘ Iberische Halbinsel zeigte sich den Kriegsteilnehmern auf unterschiedliche Weise. Ihre Wahrnehmung war dabei sowohl vom aktuellen Geschehen, ihren Vorstellungen, Erfahrungen, den klimatischen und geografischen Gegebenheiten als auch von ihrer sozialen Situation abhängig. Die Zeugnisse belegen, dass trotz des überlebensnotwendigen pragmatischen militärischen Blicks auf das Umfeld ästhetische Wahrnehmung und umfassende Schilderungen der umgebenden Landschaft einander nicht ausschlossen. Landschaftsdarstellungen werden gezielt eingesetzt, um derzeitige Lebensumstände, Gefühle, Mentalität oder räumliche und zeitliche Dimensionen und Grenzen aufzuzeigen. Die ästhetische Landschaftsbeschreibung wird dabei zur Symbolik, mit der das Gesehene und Erlebte vor dem geistigen Auge des Lesers verdeutlicht werden soll. Die Nutzung der pragmatischen und ästhetischen Landschaftsbeschreibung erscheint so als wesentliche Komponente der Vermittlung eines eigentlich subjektiven Fremdbildes, das Allgemeingültigkeit beansprucht.

Anmerkungen

- 1 Zur Problematik des physischen und sozialen Raumes siehe Pierre Bourdieu, Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum, in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen, Bd. 2), Frankfurt/Main 1991, 25–34.
- 2 Am Beispiel von Reisebeschreibungen macht Zimmermann diese Art der Wahrnehmung und Verarbeitung deutlich, welche jedoch grundsätzlicher Natur ist. Vgl. Christian von Zimmermann, Reiseberichte und Romane. Kulturgeschichtliche Studien zur Perzeption und Rezeption Spaniens im deutschen Sprachraum des 18. Jahrhunderts, Tübingen 1997, 15.
- 3 Einen kurzen Überblick dazu gibt u.a. Klaus Mainzer, Von der Naturphilosophie zur Naturwissenschaft. Zum neuzeitlichen Wandel des Naturbegriffs, in: Heinz-Dieter Weber (Hg.), Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs, Konstanz 1989, 11–31, hier 12–16.
- 4 Vgl. dazu auch Jörg Zimmer, Zur Geschichte des ästhetischen Naturbegriffs, in: Heinz-Dieter Weber (Hg.), Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs, Konstanz 1989, 118–154.
- 5 Gerhard Strohmeier/Hannes Stekl, Wahrnehmung von Landschaft – aktuelle Positionen und Diskurse, in: Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie (ÖGL) 53 (2009), 99–100, hier 99.
- 6 In den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen dominieren verschiedene Ansätze. Einen kurzen Überblick zu den Positionen gibt Manfred Schramm, Die Entstehung der Landschaftswahrnehmung (1580–1730), in: Historische Zeitschrift 287 (2008), 37–59.
- 7 Vgl. Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffsgeschichtliche und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie – Kultur, Gesellschaft, Alltag 2 (1994), 462–471.
- 8 Vgl. Hermann Walther van Dunk, Over de betekenis van Ego-documenten. Een paar aantekeningen als in- en uitleiding, in: Tijdschrift voor Geschiedenis 83 (1970), 147–161, hier 156.
- 9 Zur Problematik des Ein- und Ausschlusses von Quellen im Zusammenhang mit den verschiedenen Definitionen von Selbstzeugnissen und Ego-Dokumenten siehe auch Ute Planert, Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag – Wahrnehmung – Deutung: 1792–1841 (Krieg in der Geschichte, Bd. 33), Paderborn 2007, 55–56.
- 10 Zur Zensurproblematik siehe auch Rainer Wohlfeil, Spanien und die deutsche Erhebung 1808–1814, Wiesbaden 1965, 102–163; Karen Hagemann, Federkriege. Patriotisch-Nationale Meinungsmobilisierung in Preußen in der Zeit der Antinapoleonischen Kriege 1806–1815, in: Bernd Sösemann (Hg.), Kommunikation und Medien in Preußen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert [vereinigt Vorträge von zwei Tagungen der „Arbeitsgemeinschaft zur Preußischen Geschichte“] (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, Bd. 12), Stuttgart 2002, 281–302, hier 287.

- 11 Brunshwig beschreibt diesen Sachverhalt für Preußen im 18. Jahrhundert. Diese Art des Gruppenabonnements findet sich auch in späterer Zeit. Vgl. Henri Brunshwig, *Gesellschaft und Romantik in Preußen im 18. Jahrhundert. Die Krise des preußischen Staates am Ende des 18. Jahrhunderts und die Entstehung der romantischen Mentalität*, Frankfurt am Main 1976, 50–56.
- 12 Georg Holzenthal, *Briefe über Deutschland, Frankreich, Spanien, die balearischen Inseln, das südliche Schottland und Holland*, geschrieben in den Jahren 1809, 10, 11, 12, 13 und 14, von Georg Holzenthal, Premier-Lieutenant in Hochfürstlich Schaumburg-Lippischen Diensten, in: *Journal für die neuesten Land- und Seereisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länderkunde zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser in allen Ständen* 23 (1816), 225–272, 275–322; 24 (1816), 49–144, 229–276, 281–301, hier 53.
- 13 Vgl. dazu auch Ulrike Hönsch, *Wege des Spanienbildes im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Von der Schwarzen Legende zum „Hesperischen Zaubergarten“*, Tübingen 2000. Zum Überblick der allgemeinen Funktion des Utopischen in der Reiseliteratur siehe auch Gabrielle Bersier, *Reise als Umrahmung der Utopie. Einige Überlegungen zum utopischen Reiseroman bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, in: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hg.), *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts* (Neue Bremer Beiträge, Bd. 1), Heidelberg 1983, 292–302.
- 14 Alfred Opitz, *Durch die Wüste, Lichter tragend ... Sozialgeschichte und literarischer Stil in den Reisebeschreibungen über die Iberia um 1800*, in: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hg.), *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts* (Neue Bremer Beiträge, Bd. 1), Heidelberg 1983, 188–217, hier 197.
- 15 Wolfgang Kaschuba, *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*, Frankfurt am Main 2004, 53.
- 16 [Moritz Fürstenwärther], *Ansichten von Spanien während eines sechsjährigen Aufenthalts in diesem Lande. Von einem Officier des ehemaligen Rheinbundes*, Wiesbaden 1814, 70.
- 17 Vgl. zur Entwicklung des Spanienbildes auch Werner Brüggemann, *Die Spanienberichte des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Formung und Wandlung des deutschen Spanienbildes* (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, Bd. 12), Münster 1956.
- 18 C. Geißler, *Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge in Spanien in den Jahren 1810 und 1811 mit dem herzoglich Sächsischen Weimarischen Contingent*, dargestellt von C. Geißler, Großherzogl. Sächs. Militärwundarzt, Leipzig 1830, 95–96.
- 19 Zum statistischen Reisebericht siehe auch Christian von Zimmermann, „... fast fremder als Japan und manche entfernte Reiche ...“. Die Aufklärung in Spanien und Portugal im Blick der Deutschen Reisenden, in: Christoph Frank/Sylvaine Hänsel (Hg.), *Spanien und Portugal im Zeitalter der Aufklärung. Internationales Symposium der Carl-Justi-Vereinigung und des Forschungszentrums Europäische Aufklärung Potsdam*, 19.–22. Februar 1998 (Ars Iberica et Americana, Bd. 8), Frankfurt am Main 2002, 123–136, hier 127; Zimmermann, *Reiseberichte und Romanzen*, wie Anm. 2, 160–167.
- 20 Corbin verweist darauf, dass der romantische Reisebericht nicht mehr vorrangig an der genauen Wiedergabe des Gesehenen interessiert sei, sondern an dessen emotionaler Wirkung. Er erläutert diesen Sachverhalt am Beispiel der ästhetischen Wahrnehmung des Meeres. Vgl. Alain Corbin, *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste 1750–1840*, Berlin 1990, 234.
- 21 Vgl. z.B. Belmont (Hg.), *Erinnerungen an Spanien belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Mit einzelnen Beziehungen auf den gegenwärtigen Krieg*, Dresden 1823, 48. Hinter Belmont verbirgt sich Heinrich Adolph Schümberg, der in französischen Diensten stand und später unter diesem Pseudonym schrieb. Vgl. Michael Holzmann/Hanns Bohatta, *Deutsches Pseudonymen-Lexikon*, Wien 1906, 28; August Friedrich Schmidt (Hg.), *Neuer Nekrolog der Deutschen*, 30. Jg., Weimar 1852, 947.
- 22 Als Beispiel sei hier auf die Publikation von Heinrich von Brandt verwiesen: *Heinrich von Brandt, Ueber Spanien mit besonderer Hinsicht auf einen etwanigen Krieg*. Von Heinrich von Brandt, Königl. Preuß. Hauptmann, Berlin 1823, 7.
- 23 Als ein Beispiel sei hier die dreibändige Publikation von Rigel genannt: *Franz Xaver Rigel, Der siebenjährige Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814, besonders meine eigenen Erfahrungen in diesem Kriege*, Rastatt 1819.
- 24 Belmont, *Erinnerungen an Spanien*, wie Anm. 21, 7–8.
- 25 Zur Entwicklung der Wahrnehmung des Meeres siehe auch: Corbin, *Meereslust*, wie Anm. 20.
- 26 Götz Großklaus analysiert u.a. die Wahrnehmung von natürlicher und mechanischer Zeit im Zusammenhang mit Sonnenuntergängen in den Alpen. Die dabei allgemein getroffenen Äußerungen für den Beginn des 19. Jahrhunderts zeigen sich auch in der vorliegenden Quelle. Götz Großklaus, *Ästhetische Kartogra-*

- phie: Neue Landschaftswahrnehmung im Übergang zur ‚bürgerlichen Moderne‘ (1775–1825), in: Götz Großklaus, *Natur – Raum. Von der Utopie zur Simulation*, München 1993, 41–80, hier 68–72.
- 27 Jacek Woźniakowski, *Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit*, Warschau 1974, 317.
- 28 Ebd., 319–320.
- 29 Brandt, *Ueber Spanien*, wie Anm. 22, 3.
- 30 Volkmann, *Wanderungen durch Spanien und Portugal im Gefolge der Französischen Armee*, in: *Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts* 3 (1815), 1–42, 221–255; 4 (1815), 21–48, hier 3 (1815), 10.
- 31 In den im Journal *Fackeln* veröffentlichten anonymen Briefen eines Soldaten wird beispielsweise dezidiert auf den Einfluss von Gerüchten auf die Gemütsverfassung der Soldaten hingewiesen. Vgl. Briefe aus Spanien, im Jahre 1810, von einem deutschen Soldaten, in: *Fackeln. Ein Journal in zwanglosen Heften* 1 (1811), 3–108, hier 6. Auch wenn dies als stilistisches Mittel zum Hervorheben des eigenen Mutes gegenüber den anderen in der Gruppe gesehen werden muss, indem der Verfasser sich nach eigenen Angaben von Gerüchten nicht schrecken ließ, zeigt der Sachverhalt, wie sehr man auf Hörensagen angewiesen war, um an Informationen über die aktuelle Entwicklung zu gelangen. Zur Problematik der Überprüfung des Wahrheitsgehaltes von Informationen im 19. Jahrhundert siehe auch: Jörg Requate, „Unverbürgte Sagen und wahre Fakta“. Anmerkungen zur „Kultur der Neuigkeiten“ in der deutschen Presselandschaft zwischen dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Söseman, *Kommunikation und Medien*, wie Anm. 10, 239–254.
- 32 C. Geißler, *Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge in Spanien*, wie Anm. 18, 61.
- 33 Um seine Truppen schnell verlegen zu können, ließ Napoleon viele Straßen anlegen. Vgl. auch Rainer Wohlfeil, *Vom Stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht (Deutsche Militärgeschichte 1648–1939, Bd. I)*, München 1983, 176.
- 34 Heinrich von Brandt, *Ueber Spanien*, wie Anm. 22, 5–6.
- 35 Hier handelt es sich nicht um das aus dem Ersten Weltkrieg bekannte Verdun.
- 36 Das Bild eines rückständigen Spaniens wurde vor allem durch Frankreich lanciert, das das Land als Negativfolie zur eigenen Entwicklung nutzte. Vgl. auch: Wilfried Floeck, *Das Spanienbild der französischen Aufklärer und seine Auswirkungen auf die spanische Ilustración*, in: *Iberoromania* 13 (1981), 62–76, hier 68; Manfred Tietz, *Das französische Spanienbild zwischen Aufklärung und Romantik: Inhalte, Funktionen und Repliken*, in: *Komparatistische Hefte* 2 (1980), 25–41, hier 33.
- 37 Belmont, *Erinnerungen an Spanien*, wie Anm. 21, 204–205.
- 38 Ebd., 220–221.
- 39 Vgl. auch: Wohlfeil, *Vom Stehenden Heer*, wie Anm. 33, 156–157.
- 40 Holzenthal, *Briefe über Deutschland*, wie Anm. 12, 87.
- 41 Vgl. auch: Michael Glover, *The Peninsular War 1807–1814. A Concise Military History*, London 2001, 27.

Realsozialistische Binnenexotik

Die touristische Landschaftswahrnehmung in Selbstzeugnissen von DDR-Reisenden

I.

Die Urlaubsreise zählt zu den am weitesten verbreiteten Zugängen zur Landschaft in der Spätmoderne. Das Aufsuchen der Fremde, die Neugier auf bislang Unerlebtes, die Suche oder Sucht nach unbekanntem sinnlichen Eindrücken treiben den Tourismus insgesamt, vor allem die wichtigen Sparten des Erlebnis- und Abenteuerismus, an.¹ Bekanntlich hat dies zu einem Paradoxon geführt: je stärker die touristische Erschließung der Welt, je größer das Ausmaß der Berichterstattung über die Fremde, desto stärker der Reiz, diese Fremde „auf eigene Faust“ bzw. mit eigenen Sinnen zu erkunden und zu erfahren. Auch wenn alles schon bekannt ist, bleibt die Herausforderung, eine einmalige Konfrontation mit der Natur zu wagen, entlegene Weltgegenden zu besuchen und damit auch fremde Landschaften am eigenen Leibe zu erleben.²

Obwohl die Urlaubsreise inzwischen alltäglich und zu einer vorrangigen Freizeitbeschäftigung geworden ist, sind die im Urlaub gemachten Erfahrungen zumeist mit dem Anspruch des Außeralltäglichen, Ungewöhnlichen verknüpft. Die Erlebnisse im Urlaub sollen besondere sein; die besuchten Gegenden stellen einen Kontrast zum üblichen Nahumfeld dar; und die Landschaft erscheint oft fremd. Hieraus ergibt sich wiederum der Anspruch, das Außergewöhnliche der Reise zu dokumentieren – für sich und für andere. Die bekannten medialen Formen, in denen diese Berichterstattung erfolgt (von der Postkarte über das Urlaubsfoto bis zum Reisebericht), haben weite Verbreitung gefunden und werden auch in solchen Bevölkerungsgruppen gepflegt, die man ansonsten als „schriftfern“ bezeichnen könnte.³ Es liegt daher nahe, die hierbei erzeugten Bild- und Schriftdokumente als eine besondere Gruppe von Selbstzeugnissen zu verstehen, geben sie doch Auskunft darüber, wie Menschen Urlaubserfahrungen verarbeiten, wie sie sie darstellen, in den persönlichen Lebenszusammenhang einordnen und an andere weitergeben.

Im Folgenden soll am Beispiel von Reiseberichten aus der DDR aufgezeigt werden, welche ästhetischen Leitbilder in solchen Dokumenten zum Ausdruck kommen und welche identitätsstiftende Rolle die Landschaftswahrnehmung in Reiseberichten einnimmt. Diese Berichte wurden seit Ende 2008 im Rahmen eines Schreibaufrufs zum Thema „Urlaub in der DDR“ für das *Lebensgeschichtliche Archiv des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde* gesammelt.⁴ Unter dem Titel „Farbfilm vergessen? Erinnerungen an den Urlaub in der DDR“ wurde im Herbst 2008 in zahlreichen regionalen Medien (Tageszeitungen, Flyer) ein Aufruf an die Bevölkerung gestartet, schriftliche Erinnerungen an Urlaubserlebnisse und Urlaubsreisen an das *Lebensgeschichtliche Archiv* zu schicken. Dabei wurde bewusst auf Vorgaben bezüglich Form und Länge der Beiträge verzichtet, um eine möglichst große

Zahl an potenziellen Einsendern zu motivieren.⁵ Als zusätzlicher Anreiz wurden einige Sachpreise ausgelobt, die nach Einsendeschluss, Ende November 2008, unter allen Einsendern verlost wurden. Im Februar 2009 wurde auf einer Pressekonferenz eine erste knappe Bilanz der Einsendungen gezogen. Diese Veranstaltung brachte aufgrund der folgenden medialen Berichterstattung weitere Zusendungen zum Thema.⁶ Insgesamt wandten sich im Zusammenhang mit dem Schreibauf Ruf 110 Respondenten an das *Lebensgeschichtliche Archiv*, von denen ein großer Teil per E-Mail oder auf dem Postwege schriftliches Material, unter anderem auch Fotografien, einschickte, während ein geringerer Teil zunächst das persönliche Gespräch mit den Projektarbeitern suchte und in einigen Fällen zu den Urlaubserfahrungen interviewt wurde. Das Spektrum der Einsendungen reichte von kurzen Impressionen und der Anmerkung „Darüber könnte ich noch viel mehr erzählen“ bis hin zu umfangreichen Urlaubstagebüchern und -alben zu einzelnen Reisen. Etwa 15% der Einsender überließen dem *Lebensgeschichtlichen Archiv* leihweise solche längeren Dokumente, wobei es sich in den meisten Fällen um Reiseberichte handelt, die während oder unmittelbar nach der betreffenden Reise entstanden waren. Die geschlechts- und altersmäßige Verteilung der Einsender gibt einen ersten Hinweis auf die Resonanz des Schreibauf Rufs in den einzelnen Bevölkerungsgruppen: So waren zwei Drittel der Respondenten Frauen, ein Hinweis darauf, dass die Neigung zu autobiografischem Schreiben (und evtl. zum schriftlichen Ausdruck überhaupt) bei Frauen etwas ausgeprägter ist als bei Männern.⁷ Gleichfalls den Erwartungen entsprechend gehörte die Mehrzahl der Einsender zu den älteren Jahrgängen der Bevölkerung; den Schwerpunkt bilden die Jahrgänge 1920 bis 1940.

Vor allem die zeitgenössischen, das heißt unmittelbar nach Ende der Reise entstandenen Urlaubsberichte sind im Zusammenhang der Landschaftsdarstellung von Interesse, da hier das Element einer rückblickenden Reflektion aus gegenwärtiger Sicht ausgeschlossen ist.⁸ Diese längeren Berichte befassen sich zumeist mit Reisen, die als besonders erinnerenswert gelten und auf deren Tradierung Wert gelegt wurde.⁹ Als besonders ergiebige Quellen können Berichte von Kaukasusreisenden gelten, die in den 1970er und 1980er Jahren mit dem eigenen Fahrzeug eine ca. vierwöchige Reise mit einem Umfang von über 9.000 Kilometern unternahmen und dabei über die Slowakei in die Ukraine und von dort in den Kaukasus, nach Georgien und Armenien fuhren.¹⁰ Diese seit den frühen 1960er Jahren angebotenen Reisen folgten einer vorgegebenen Route mit bestimmten Stationen, die zuvor vom Reisebüro der DDR festgelegt worden war.¹¹ Die Kaukasusreisen waren keine repräsentative Urlaubsform, sie sind aber für die Fremdwahrnehmung der Reisenden aus der DDR besonders aussagekräftig.¹² Zunächst soll die organisatorische Rahmung dieser Art von Reisen vorgestellt und anschließend ausschnitthaft die Landschaftswahrnehmungen der Reisenden beschrieben werden. Drittens schließlich sollen Rolle und Funktion dieser Wahrnehmungen in den Reiseberichten analysiert werden.

II.

Die Sowjetunion stellte seit den frühen 1970er Jahren ein Reiseziel von zunehmender Bedeutung dar, was nicht nur dem wachsenden Gruppentourismus geschuldet war, sondern auch die ‚individuellen‘ organisierten Reisen betraf.¹³ Führten nach offiziellen Angaben im Jahr 1970 insgesamt 114.000 Reisen in die UdSSR, so waren es 1980 bereits 216.000 Reisen

und 1984 284.000 Reisen.¹⁴ Damit war die Sowjetunion hinter der Tschechoslowakei das am stärksten frequentierte Reiseziel für DDR-Bürger.¹⁵ Hintergrund dieser Entwicklung war nicht allein die große ideologische Bedeutung der Sowjetunion als sozialistisches ‚Musterland‘, sondern auch ihre – unterhalb der sozialistischen Einheitskultur verborgene – immense landschaftliche und kulturelle Vielfalt.¹⁶ Das Angebot an Reisen war indes sehr knapp: Nur durch Glück oder Beziehungen konnte man eine entsprechende Reise buchen.

Ein Dresdner, der 1985 eine Rundfahrt auf dem Großen Kaukasischen Bergring unternahm, berichtet etwa:

„Derartige Reisen waren mehr als rar. Die Reisen wurden ab einem Stichtag im März (das war ein Montag) verkauft, und so überlegte ich mir, ab wann ich mich am Sonntagabend vor dem Verkaufsbeginn am Reisebüro anstellen müsste. Aber wie es damals so war: Glücklicherweise arbeitete damals im Reisebüro auf der Thälmannstraße¹⁷ die Frau eines Arbeitskollegen, die mir eine der fünf für den Juni im Bezirk Dresden zur Verfügung stehenden Reisen besorgte.“¹⁸

Ebenso wie bei den angebotenen Flugpauschalreisen des staatlichen Reisebüros waren zwar keine formalen Voraussetzungen (und auch keine politischen Vorbedingungen) an die Reise geknüpft¹⁹, doch waren die auf die einzelnen Bezirke umgelegten Kontingente deutlich beschränkt, wobei Berlin ein Sonderstatus zukam, während beispielsweise der Bezirk Dresden benachteiligt war. Meist konnten die Reisenden nur durch Beziehungen an eine solche Reise gelangen. Die Reisen waren im Vergleich zu anderen Fernreisen nicht sehr teuer, da lediglich die Kosten für Unterkunft und Hotelverpflegung zu erbringen waren, sie setzten aber ein eigenes Fahrzeug voraus.

Die ungeheure Ausdehnung des Raumes, mit denen sich Urlauber in der Sowjetunion konfrontiert sahen, stellte schon in der Vorstellung eine erhebliche Herausforderung dar. Dabei spielte auch die Frage der Verlässlichkeit des fahrbaren Untersatzes eine Rolle: Mit dem Auto fern der Heimat in einem dünn besiedelten Landstrich liegenzubleiben, gehört zweifelsohne zu den tiefgehenden Ängsten von Reisenden, keineswegs nur zu realsozialistischen Zeiten.²⁰ Manch ein Reisender war sich der Herausforderung einer solchen Reise im eigenen Fahrzeug kaum bewusst, griff aber dennoch sofort zu, wenn sich die Gelegenheit ergab.

Eine Respondentin des Schreibaufrufs, die im Jahr 1985 eine Kaukasusreise antrat, berichtet:

„Eines Tages, nachdem ich eine Mitarbeiterin des Reisebüros in Dresden lange genug genervt hatte, sagte diese plötzlich, sie hätte da noch etwas, eine Reise mit dem eigenen Pkw durch die SU über die Grusinische Heerstraße (Kaukasus) bis nach Armenien. Ohne lange zu überlegen und ohne zu zögern, aber auch ohne zu ahnen, was auf uns zukam, buchte ich diese Reise. Glücklicherweise hatte ich einen Kollegen, der diese Reise im Vorjahr gemacht hatte und so erfuhren wir für uns ziemlich wichtige Einzelheiten. Ohne diese Informationen wären wir nie so halbwegs unversehrt durchgekommen. Nämlich in 30 Tagen 9.000 km durch Russland, Ukraine, Georgien, Aserbaidschan, Armenien.“²¹

Im Vorfeld der Reise waren zahlreiche Dinge zu klären: so musste das Auto gründlich durchgecheckt und gewartet, Ersatzteile und Werkzeug besorgt und eine Fülle an Versorgungsgütern, insbesondere Lebensmittel, eingekauft werden. Die Route wurde zwar mitsamt Kartenmaterial vom Reisebüro vorgegeben, dennoch galt es, eine umfangreiche Planung hinsichtlich der Zwischen- und Tankstopps, der Haltepunkte an Sehenswürdigkeiten sowie möglicher Abstecher vorzunehmen. Hierbei spielte das Vorwissen der Reisenden über die zu erkundende Fremde eine wichtige Rolle. Oft waren die Reisenden durch mündliche Erzählungen von Freunden, Arbeitskollegen und Bekannten oder durch Diavorträge überhaupt erst auf den Kaukasus als Reiseziel gekommen und hatten sich hierdurch erstes Wissen über die Reiseländer sowie erste visuelle Eindrücke verschafft.²² Im Vergleich zu anderen Reisenden, deren Urlaubsfahrten sie in weniger entfernte Gegenden führte, konnten die Kaukasusreisenden als überdurchschnittlich informiert gelten. Dies hatte einen zweifachen Effekt: Zum einen reduzierte sich die Unsicherheit der sich in einem unbekanntem und exotischen Terrain befindlichen Reisenden, zum anderen wurden eine Fülle an Erwartungen erzeugt, vor allem auch hinsichtlich der landschaftlichen Gegebenheiten. Die Kaukasusreisenden begaben sich daher gezielt auf die Suche nach landschaftlichen Eindrücken bzw. suchten nach Bestätigung ihres Vorwissens. Die Motivation der Reisenden wie auch dieses Vorwissen waren dafür verantwortlich, dass die Reise als ein „Abenteuer“ begriffen wurde. Sowohl die zurückzulegenden Entfernungen wie auch das Verkehrsmittel erzeugten eine Spannung, die sowohl als Vorfreude wie als Angstlust zu beschreiben ist. Doch auch die Überwindung des erwarteten kulturellen Gefälles zwischen dem modernen Industriestaat DDR und der rückständigen ländlichen Gesellschaft des Kaukasus erschien gewagt. Als „abenteuerlich“ wurde schließlich auch die Landschaft vorgestellt, in die man sich begab: endlose Weiten der Steppe, ungezähmte Flüsse, schroffe Berge, wilde Tiere, kurz: eine unberührte Natur, die man im „wildem Kaukasus“ vorzufinden erwartete, wie ihn Alexandre Dumas in seiner „Gefährlichen Reise durch den wilden Kaukasus 1858 bis 1859“²³ beschrieben hatte. Die Konfrontation mit dieser Landschaft in Wanderungen und Ausflügen stellte die zentrale Motivation der Reisenden dar.²⁴

III.

Die Autoreise lässt sich am ehesten als eine Etappenfahrt beschreiben, in deren Verlauf die Reisenden zunächst nach und nach aus dem Kontext der sozialen Nahumwelt der Heimat gelöst wurden und sich immer tiefer in unbekannte Regionen vorwagten, um sich nach den klimaktischen Erfahrungen des Kaukasus in einem abnehmenden Spannungsbogen auf den Weg zurück zu machen. Die Reiseberichte folgen demnach dem Aufbau des klassischen Dramas in Exposition – steigende Handlung – Peripetie – fallende Handlung – Ende (Katastrophe). Bezeichnenderweise nimmt in den Reiseberichten die erste Hälfte der Reise (gerechnet in Kilometern) ca. drei Viertel des Textumfangs ein; die Rückfahrt ist vom Umfang her erzählerisch weniger ergiebig. Die Anreise wird dabei in charakteristische Abschnitte untergliedert: Grenzübertritt in die CSSR bzw. Polen; Grenzübertritt in die Sowjetunion mit Zeitumstellung; Fahrt nach Kiew und dort erste Konfrontation mit einer sowjetischen Millionenstadt; Fahrt durch das Donezbecken und Südrussland nach Rostow am Don; Anfahrt auf den Großen Kaukasus; Fahrt auf der Georgischen Heerstraße von

Wladikawkas nach Tiflis. Jeder Abschnitt enthält typische Motive, in denen sich die individuellen Reiseberichte ähneln.

Bereits beim Grenzübertritt von der Slowakei in die Ukrainische SSR begann sich der Stress dieser spezifischen Reiseform bemerkbar zu machen: die Grenzabfertigung dauerte aufgrund zahlreicher Zollerklärungen und anderer Formalitäten mehrere Stunden, sodass die eigentliche Reise erst mittags losgehen konnte – an diesem ersten Tag lagen indes nicht weniger als 500 Reisekilometer vor den Urlaubern. Die ersten Eindrücke des fremden Landes und der Landschaft wurden daher zumeist im Auto gesammelt.

War die Grenze zur Sowjetunion überschritten, so erlebten viele Reisende den Eintritt in eine fremde, exotisch anmutende Welt, die man als Individualreisende mit dem eigenen Pkw auf eine eigene, weniger stark gelenkte Weise erfahren konnte, als dies bei Pauschalreisen mit Reisegruppe möglich war. Zumeist dominierte der Eindruck einer neuen Größenordnung von Landschaft, die besondere Reize, aber auch spezifische Gefahren mit sich brachte.

Recht anschaulich schildert ein Reisebericht aus dem Jahr 1984 diese frühen Eindrücke nach der Grenzüberschreitung:

„An der nahegelegenen Tankstelle wird der Tank vollgefüllt und dann rollen wir durch Mütterchen Russland, kurz nach Ushgorod durch die Kleinen Karpaten. Es hat aufgehört zu regnen und das fruchtbare Land der Ukraine mit seinen vielen Obstplantagen und Weinbergen nimmt uns auf. Ushgorods Umgebung ist für seine Rebengärten berühmt. [...] Immer neue und, wie man glaubt, schönere Ausblicke eröffnen sich uns. Kurz vor Skole, die Gegend wird immer schöner und man möchte dauernd anhalten und schauen. Riesige Täler, von hohen Bergen umsäumt, bieten sich unserem Blick dar.“²⁵

Schon unmittelbar nach der Einreise in die UdSSR wurde die Landschaft in ihrer „typischen“ Beschaffenheit zum Beobachtungsgegenstand. Dabei ist in den Berichten die Perspektive des in Bewegung befindlichen Autofahrers recht typisch: Landschaften „fliegen“ vorbei oder ziehen sich „endlos“ hin, Straßen gehen wie schnurgerade Bänder über das flache Land und die visuelle Monotonie wird durch das sonore Motorengerumm des Fahrzeugs unterstrichen. Bezeichnend ist auch, dass die Straßenverhältnisse, die Überwachung der Fernstraßen durch die Polizei sowie die Fahrgewohnheiten der Einheimischen zu einem zentralen Erzählgegenstand werden; Landschaft erscheint daher vor allem als Kulisse für den Automobilisten. In nicht geringem Maße werden daher auch die Verkehrsrisiken beschrieben, denen man sich aussetzte. So beschreibt die Einsenderin, die 1985 in die Sowjetunion fuhr, ihre Eindrücke wie folgt:

„Lackschäden sind natürlich an der Tagesordnung, genauso wie gesprungene Frontscheiben. Circa 50 % aller Pkw-Fahrer fahren mit gesprungener Frontscheibe umher, ebenso mit kaputten Scheinwerfern. Da wir davor auch gewarnt wurden, hat E. in stundenlanger mühseliger Kleinarbeit Schutzscheiben aus einer Art Plexiglas vor unsere Scheinwerfer gebaut, wie wir das bei vielen russischen Pkws schon auf unserer vorjährigen Dnjepr-Schiffsreise beobachtet hatten. Als evtl. Frontscheibenersatz hatten wir eine Art Folie im Gepäck.“²⁶

Insbesondere der oft mangelhafte Zustand der Straßen stellte eine grundsätzliche Gefährdung des Pkws und der Insassen dar. Rollsplitt und Geröll wurden oft zu gefährlichen Geschossen, die sowohl die Scheinwerfer und die Scheiben als auch den Unterboden der Autos beschädigen konnten. Zahlreiche liegendegebliebene Fahrzeuge, die am Straßenrand mit aufgeklappter Motorhaube abgestellt worden waren, zeugten ebenso von diesen Gefahren wie verlorengegangene oder liegengelassene Wagenteile. Landschaftsbeschreibungen gehen Hand in Hand mit Ängsten, in dieser Landschaft liegenzubleiben oder verlorenzugehen.

Ein kontrastives Erlebnis zu den ersten landschaftlichen Eindrücken stellt der Besuch der ukrainischen Metropole Kiew dar. Die riesige Ausdehnung der Stadt, die mangelhaften Orientierungshilfen für Auswärtige und die sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten warfen für die Kaukasusreisenden nicht selten ernsthafte Probleme auf.

So erlebte ein Reisender, der 1982 in den Kaukasus fuhr, einen alptraumhaften Tag bei dem Versuch, Kiew mit dem Auto zu erkunden:

„Immerhin sind wir zeitig angekommen und haben noch Zeit für einen Einkaufsbummel in die Stadt, also fahren wir los. Aber aus dem Bummel wird nichts. Kiew ist eine riesige Stadt, hier in der Ukraine ist ja offenbar fast unbegrenzt Platz, sich auszubreiten. Es gibt kilometerlange Hauptstraßen, deren Fahrbahnen mit Leitplanken versehen sind und auf denen man nicht umkehren kann. Nur nach rechts können wir abbiegen. Aber das wagen wir nicht, dorthin scheint es stadtauswärts zu gehen und dann könnten wir die Orientierung endgültig verlieren. Dazu gibt es auch hier Straßenbaustellen, Umleitungsschilder gibt es nicht. Am Ende verfahren wir uns doch, und zwar gründlich. Das Ergebnis unseres ‚Stadtbummels‘: Nach zwei Stunden nervtötender Autokurverei landen wir glücklich wieder am Campingplatz. Wir haben das Stadtzentrum nicht zu Gesicht bekommen und nur ein Brot gekauft. Das einzig Positive des Tages ist schließlich das Abendbrot in der Camping-Gaststätte.“²⁷

Meist waren die Aufenthalte in den Städten aber nur von kurzer Dauer, und viele Urlauber waren darauf bedacht, die fremde Zivilisation zugunsten der Naturerfahrung zurückzulassen. Zwischen Kiew und Rostow erstreckte sich die Ostukraine auf über 800 Kilometern; für die Autofahrer war dies Anlass, den Topos der „russischen Weite“ zu bemühen.²⁸ Die durch die endlose Ebene sich hinziehende Straße, die Weizenfelder, der weite Horizont und das Fehlen visueller Markierungen sind dementsprechend hauptsächlicher Erzählgegenstand. Zwar wuchsen bei den Reisenden allmählich die Erwartungen an eine landschaftliche Veränderung, doch zeigt sich im Donbas zunächst ein immer gleiches Bild. Charakteristisch ist folgendes Zitat des Reisenden von 1982:

„Die Steppe leuchtet jetzt im Herbst goldbraun in der Sonne. Die Straße windet sich in weiten Bögen um sanfte Hügel. Immer wieder bieten sich neue Blicke in die stille einsame Landschaft, die sich bis hinter den Horizont ausbreitet. Alles hier ist viel weiter als zu Hause, man muss sich an die anderen Maßstäbe erst gewöhnen. Das Ortsausgangsschild steht mitunter erst 10 km hinter dem letzten Haus. Im Prospekt steht, dass Pjatigorsk am Fuße des Kaukasus liegt. Wir sind fast da, aber vom Gebirge ist weit und breit nichts zu sehen.“²⁹

Erst hinter Pjatigorsk löste sich die Spannung durch die rasche Anfahrt auf das Gebirge. Fast wie eine Erlösung präsentiert sich die Konfrontation mit der dramatischen Kulisse des Großen Kaukasus. In dem Bericht heißt es weiter:

„Mittlerweile sind wir durch Tyrnyaus gefahren und die Talwände werden immer höher, das Tal verengt sich zur wildromantischen Schlucht. Hinter dem Kurort Terskol, in Asau, endet die Straße. Von hier aus fahren wir mit dem Kabinenlift bis in etwa 3.500 Meter Höhe. Hier bietet sich uns ein atemberaubender Blick. Heute ist glasklares Wetter und die Berge liegen im ewigen Schnee zum Greifen nahe vor uns. [...] Hinter diesem gewaltigen Panorama erstreckt sich der Kaukasus mit weiteren schneebedeckten Gipfeln bis zum Horizont. Wir sitzen und schauen und können uns von diesem Anblick einfach nicht trennen.“³⁰

In dieser und anderen Darstellungen sind das Gebirgs Panorama und die Präsenz der schneebedeckten Berge jene Landschaft, die, nach der eher ruhigen und ebenmäßigen Landschaft der Ukraine, als überwältigend und damit hochemotional dargestellt wird. Die Reisenden greifen in ihren Berichten auf die aus dem 19. Jahrhundert bekannten Schilderungen der „Erhabenheit“ und „Majestät“ des Hochgebirges zurück, wie sie insbesondere für den Alpenraum vielfach überliefert sind.³¹ Auch in den bildlichen Repräsentationen wie Postkarten und Fotografien dominieren Abbildungen des Gebirges in Panoramaaussicht.

Abgesehen vom Elbrus als dem höchsten Berg im Kaukasus sorgten die Bergkulissen allgemein für atemberaubende Eindrücke, die in ähnlicher Weise schon tausendfach gesammelt wurden und damit zu den kanonischen Landschaftsvorstellungen zählen.

Ein Kaukasusreisender von 1984 berichtet z.B. von einer Exkursion ins Dombai-Tal:

„Links und rechts bietet sich den Augen die herrliche Bergwelt mit ihren schneebedeckten Gipfeln dar. [...] Bis in die Wolken reichende Berge, an deren Hängen oftmals reißende Wasserfälle zu Tal stürzen, bieten unvergessliche Eindrücke. Es ist fast zu viel des Schönen für einen Tag. Endlich das Ortseingangsschild ‚Dombai‘. Wir sind am Ziel, steigen aus dem Bus und werden fast erdrückt von den über-Viertausendern, die rings um uns steil in die Höhe ragen. Dass es so etwas Schönes, Gewaltiges gibt!“³²

Die Dramatik, die sich in den Augenzeugenschilderungen ergibt, steht in auffälligem Kontrast sowohl zu den Erfahrungen der ersten Reisetage wie auch zu den Alltagserfahrungen in der Heimat. Das Hochgebirge wird so zur Projektion des ‚ganz Anderen‘, der exotischen Fremde, die letztlich unerreichbar bleibt – lediglich in der Ausnahmesituation der Urlaubsreise ist sie kurzzeitig berührbar.³³

Nach dem Erlebnis des Hochgebirges waren es schließlich vor allem die kaukasischen Städte, insbesondere Tiflis und Erewan, sowie der südländische Charakter der Schwarzmeerküste, die als exotisch – wenn auch als weniger aufregend – erfahren wurden. Bei der Beschreibung der Städte wurden in den Berichten oft Informationen über Geschichte und Sehenswürdigkeiten eingefügt, die weniger das eigene Erleben als vielmehr Faktenwissen widerspiegeln, die aber für die Orientierung in der Fremde wichtige Bezugspunkte darstellen.

Exemplarisch ist etwa folgende Passage über Tiflis, die im Bericht des Kaukasusreisenden von 1982 zu finden ist:

„Tbilissi ist eine schöne Stadt, die schönste, die wir auf unserer Reise gesehen haben. Sie hat reichlich eine Million Einwohner, erstreckt sich über 40 km Länge im Tal der Kura und zieht sich zu beiden Seiten an den Berghängen hinauf. [...] Die erste urkundliche Erwähnung als befestigte Stadt stammt aus dem Jahr 368. Seit 14 Jahrhunderten ist Tbilissi die Hauptstadt Georgiens, sie wurde in dieser Zeit neunundzwanzigmal durch feindliche Überfälle zerstört und immer wieder aufgebaut. Trotzdem besitzt sie viele schöne alte Bauwerke wie die Zionkathedrale, die Laubenganghäuser auf den Felsen über der Kura oder die alte Zitadelle der Festung Ziche. [...] Auch die Wohngebiete sind ansehnlich. Wir sehen gepflegte Parks, gut restaurierte ältere Wohnhäuser, geschmackvolle Neubauten ohne stalinistischen Pomp: das Opernhaus, mehrere Theater, die Regierungsgebäude, Museen, Hotels. Hier in Georgien herrscht offenbar nicht so eine ‚Nitschewo-Stimmung‘, solche Gleichgültigkeit wie in Russland nördlich des Kaukasus.“³⁴

Wie der letzte Satz erkennen lässt, flossen in die Stadtbeschreibungen oft auch Bemerkungen über die Lebensweise oder die Mentalität der Einwohner ein, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des vorgefundenen Stadtbildes. Bezeichnenderweise wurde auch in den großen Städten eine erhöhte Position gesucht, um sich einen „Überblick“ verschaffen zu können – ähnlich wie im Gebirge. Aus dem Bericht von 1985:

„Wir nutzten den Nachmittag dann zu einem Stadtrundgang [in Tiflis]. Am Hang über der Kura besichtigten wir die Metechi-Kirche und das Denkmal für Wachtang Gorgasasali, dem Begründer von Tbilissi. Von hier hatten wir einen herrlichen Blick auf die Stadt und die gegenüberliegenden Hügel, wo sich die Festung und das Denkmal ‚Mutter Georgiens‘ befinden. [...] Auch hier fielen uns die freundlichen Menschen und zuvorkommenden Kraftfahrer auf, die uns unsere Ortskenntnis nicht übelnahmen.“³⁵

Einen landschaftlichen Höhepunkt besonderer Art stellte der Sewan-See in Armenien dar, etwa 200 Kilometer südlich von Tiflis gelegen. Auch diesem markanten landschaftlichen Punkt wurde oft geradezu entgegengefiebert, während die Reisenden mühsam die Berge des Kleinen Kaukasus überwandten:

„Endlich oben [auf dem Semjonow-Pass] – 15 km gerade Straße und nun liegt er vor uns: Der Sewan-See!! Ein unvergeßlicher, unauslöschlich eingprägter Anblick. [...] Der Sewan-See ist wie ein Stück Himmel, das sich auf die Erde herabgelassen hat (sagt Gorki). Dieses Naturwunder liegt in 2000 m Höhe. Die Luft ist rein und von angenehmer Kühle, aber die ultraviolette Strahlung ist sehr intensiv (was wir am Abend am Spannen unserer Haut spüren). Der türkisfarbene Wasserspiegel des Sees, umrahmt von Bergen, teils von schneebedeckten, beeindruckt uns immer wieder. [...] Die Halbinsel ist über und über mit Blumen bedeckt, bekannte und unbekannte. Es duftet herrlich und man möchte nicht wieder fort.“³⁶

Neben der Erhabenheit der Berge und den kulturellen Schätzen der alten Städte suchten die Reisenden nunmehr die liebliche Natur – paradiesisch und unberührt, fremd, aber dennoch gut zugänglich. Sie kehrten damit zu „milderen“ Landschaften zurück, die als erholsamer Kontrast dienen und damit den Eindruck der fremden Landschaft noch verstärken konnten. In den Reiseberichten ist dieser Übergang durch einen abfallenden Spannungsbogen charakterisiert: Allmählich bestimmt die Rückreise das erzählerische Temperament. Heimweh und Abschiedsschmerz mischen sich in die ersten anstehenden Reflexionen über das Erlebte.

Exemplarisch ist etwa folgende Passage: „Wir merken, es wird Herbst und das Wetter wird nach und nach unfreundlicher. Am letzten Tag ist das Meer mit seinen 26 Grad Celsius wärmer als die Luft. So fällt uns der Abschied leichter. Am Abend geht zum ersten Mal das Kofferpacken für die Heimreise los. Das Ende des Urlaubs ist also schon in Sicht, wenn es auch noch neun Tage entfernt ist.“³⁷

Mit der Rückreise, das heißt, mit dem Verlassen der Schwarzmeerküste und der Anfahrt auf Krasnodar, rücken Beschreibungen der Landschaft dann deutlich in den Hintergrund. Man hat seine Erfahrungen gemacht, kennt sich aus, kommt in bekannte Situationen, die man nun schon beinahe souverän meistert.

Neben den Landschaftsbeschreibungen spiegeln auch die Beschreibungen von „Kultur“ und alltagskulturelle Beobachtungen Differenzenerfahrungen wider³⁸, die nicht zuletzt ethnisch codiert werden – der „wilde, freiheitsliebende, gastfreundliche Kaukasier“ wird hier an die Seite der ebenso wilden Natur gestellt und ergänzt das Panorama der sozialistischen Binnenexotik. Zugleich wird aber auch der Vergleich zwischen den Lebensverhältnissen in der DDR und der UdSSR gezogen: Die überwiegend arme ländliche Bevölkerung, die bei den Reisenden Lebensmittel gegen Kleidung und andere Waren des täglichen Bedarfs einzutauschen versucht, wird als rückständig charakterisiert, wodurch implizit die Allmacht bzw. die Errungenschaften des „Großen Bruders“ Sowjetunion als Schimäre entlarvt werden.³⁹ So heißt es etwa im Bericht von 1982:

„Auf dem Flur auch unseres Stockwerks ist ein kleines Eckzimmer offen, davor stehen ein Tisch und ein Stuhl. Das ist der Arbeitsplatz der ‚Chlutschmittel‘, der Schlüsselverwalterin, die gleichzeitig Zimmermädchen ist. Mädchen ist sie keines mehr, sondern eine stille Frau in mittleren Jahren. Sie fragt uns, ob wir ihr vielleicht ein Oberhemd verkaufen wollen, oder ein anderes Kleidungsstück, was wir nicht unbedingt brauchen. Ich bin erschrocken, darauf war ich nicht gefasst. Man hat uns vor der Reise zwar gesagt, dass es angebracht ist, kleine Gastgeschenke mitzunehmen, Kaugummi für Kinder beispielsweise. Aber dass es hier in der Sowjetunion, unserem Vorbild, das Nötigste nicht zu kaufen gibt, hat uns niemand gesagt.“⁴⁰

Ein besonderes Highlight der Kaukasusreise war die obligatorische Fahrt nach Gori, der Geburtsstadt Stalins, etwa 100 Kilometer nordwestlich von Tiflis. Die DDR-Bürger wunderten sich über den ungebrochenen Stalin-Kult, der den Ort beherrschte, so als hätte es die Entstalinisierung nie gegeben.⁴¹ Was sich an politisch-ideologischen Bezügen aus den Reiseberichten herauslesen lässt, deutet vor allem auf Irritationen hin, die durch die Konfrontation mit dem nicht allzu ‚perfekten‘ Kommunismus in der Sowjetunion hervorgerufen wurden.

Sowohl die oft freundlichen oder kuriosen Begegnungen während der mehrwöchigen Reise wie auch die landschaftlichen Eindrücke in der Fremde stellten am Ende der Reise einen Erfahrungsschatz dar, auf den in der Erinnerung immer wieder zurückgegriffen und aus dem die ‚besten Geschichten‘ wiederholt erzählt wurden. In den Reiseberichten wird die Rückkehr in die Heimat nach den Strapazen der langen Autofahrt als beglückend, beinahe als Erleichterung, aber doch auch wehmütig beschrieben. Bereits während der Rückreise durch die Ukraine und die Tschechoslowakei war den DDR-Bürgern bewusst, ein Abenteuer erlebt zu haben, das sich wahrscheinlich nie wieder würde wiederholen lassen.

IV.

Welche Rolle kommt den Landschaftsbeschreibungen der Reiseberichte zu? Wie die Erzählstrukturen deutlich erkennen lassen, orientieren sich die Landschaftsschilderungen stark an den stilprägenden Vorgaben der Reiseliteratur und den bis heute üblichen Topoi wie der Dramatik der Bergszenerie, der überwältigenden Schönheit und Macht der Berge usw. In diesem Sinne sind die Reiseberichte zwar individuell verfasst, dennoch aber konventionell: Die beschriebenen Erfahrungen werden in die bekannten literarischen Formen gegossen. Inwieweit diese Nachahmung bis hin zur wörtlichen Übernahme aus Reisehandbüchern geht, kann kaum nachvollzogen werden. Vorherrschende Themen, die diesen besonderen Zugriff auf die Landschaft bestimmen, sind der Kontrast zwischen Natur und Zivilisation, die ineinandergreifende Kulturalisierung von Natur und Naturalisierung von Kultur und die Überhöhung der Fremdheitserfahrungen. Die Weite des Landes, die überwältigende Höhe der Berge, die Kargheit der Steppe oder die Licht- und Farbenverhältnisse am Meer finden eine breite Darstellung. Damit aber sind die reproduzierten Topoi nicht anders strukturiert und dramatisiert als in vergleichbaren Reisebeschreibungen aus anderen Gesellschaftssystemen. Ein sozialistischer ‚Sprachgebrauch‘ oder eine Rückbindung der Schilderungen an übergeordnete Gesellschaftsfragen existiert nicht.

Gerade in der Konventionalität der Darstellungen aber liegt auch ein tieferer Sinn. Mit den Reiseberichten unternahmen die Reisenden eine *Normalisierung touristischer Erfahrungen*. Die Landschaftsschilderungen sind als Anpassungsleistung an erzählerische Normen zu werten, die für den Tourismusbereich insgesamt gelten. Dies ist insofern bedeutsam, als die Sowjetunion eben kein ‚klassisches Reiseziel‘ darstellte (mit Ausnahme der Schwarzmeerküste) und die touristische Infrastruktur stark unterentwickelt war. Durch den Rückgriff auf bekannte Topoi der Landschaftsbeschreibung wurde die Erfahrung der fremden Landschaft für die Tradierung aufgearbeitet und die Reise als eine touristische klassifiziert. Jene Defizite aber, die die mangelhafte Eignung der UdSSR als Reiseziel kennzeichneten, also Defizite des Verkehrswesens, der Unterbringung, der Versorgungslage und die fehlende Multilingualität, wurden in den Berichten zur Begründung des „abenteuerlichen“ Charakters der Reise herangezogen.

Diese Funktion der Landschaftsbeschreibung in der ‚Touristifizierung‘ der Reise ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund des weiteren Gebrauchs der Berichte zu verstehen. In zwei Richtungen zielte dieser Gebrauch: Zum einen stellten die Berichte ein Memorial dar, das an eine im Wortsinne einzigartige Reiseerfahrung erinnern sollte. Die deutlich

beschränkten Reisemöglichkeiten der DDR-Bürger ließen die Erfahrung noch exotischer Eindrücke als jene im Kaukasus unwahrscheinlich erscheinen. Die Monumentalisierung von Landschaft war daher ein Mittel, den besonderen Stellenwert der Kaukasusreise in der persönlichen Reisebiografie zu unterstreichen.

Zum anderen zielten die Reiseberichte auf ein mehr oder weniger breites Publikum zuhause. Die Kaukasusreisenden stellten sich nach ihrer Rückkehr in die Reihe jener Berichterstatter, die Erfahrungen aus erster Hand weitergaben und damit die Reisepläne von Freunden, Bekannten und Arbeitskollegen prägten – damit schloss sich sozusagen der Kreis der Informationsvermittlung. Die Vermittlung von Fremderfahrung und die Anleitung zum ‚richtigen Reisen‘ erfolgten in der DDR zwar auch durch Fernsehdokumentationen oder Reiseführer, doch spielte daneben die persönliche Vermittlung – und damit auch der individuelle Reisebericht – eine große Rolle. Die Landschaftsschilderungen bedienten die Erwartungshaltung des Publikums, indem sie das Reiseziel als faszinierend und fremd, damit auch als lohnend darstellten. Dabei verschmolzen die (konventionellen) Landschaftsdarstellungen mit den abenteuerlichen Episoden, z.B. Autopannen oder der Begegnung mit „Zigeunern“, und erzeugten so ein Bild persönlichen Wagemuts und individueller Reiseerlebnisse.

Diese Individualisierung diente schließlich nicht zuletzt dazu, sich von Pauschalurlaubern bzw. von ‚politischen Reisenden‘ von Partei und Massenorganisationen abzugrenzen, zwei Arten von Gruppen, die bei Reisen von der DDR in die Sowjetunion dominierten.⁴² Die Betonung des Landschaftserlebens in der dramatisierten Anreise auf den Kaukasus bezeugte damit auch ein Freiheitsgefühl, das mit dem Ausbruch aus dem Alltag ebenso begründet war wie mit dem zugleich mit der Reisedauer wachsenden Abstand vom politisierten öffentlichen Diskurs.

Damit stellt sich abschließend die Frage, inwieweit Reiseberichte nicht stets der Dramatisierung des Erlebten dienen. Begreift man die Urlaubsreisen in den Kaukasus als eine in aller Regel einmalige Chance für DDR-Bürger, den Alltag des eigenen Landes hinter sich zu lassen, so scheint die Neigung zur Dramatisierung jedenfalls naheliegend. Die dramatische Struktur gibt der mehrwöchigen Reise nicht nur ein Thema vor, sondern macht sie als „Lebens-Geschichte“ erfahrbar. Auch für Menschen, die sonst nicht zur Beschreibung von Erlebnissen und Ereignissen ihres Lebens neigen, dienen Reiseberichte zur Akzentsetzung des eigenen Lebenslaufes.

Landschaften sind in dieser Aufbereitung von Reiseerfahrungen mehr als bloße Kulissen. Wie die Berichte der Kaukasusreisenden verdeutlichen, ist ihre Wahrnehmung und Interpretation zentral für die ‚Handlung‘ des Reisegeschehens. Im wörtlichen Sinne groß und erhaben zeigt sie sich dort, wo auch der ideelle Höhepunkt der Reise erreicht ist – im Gebirge. Festzustellen ist auch, dass die Konfrontation mit der Landschaft aus unterschiedlichen Perspektiven geschieht: In der Durchquerung des Landes mit dem Auto erscheint die Landschaft wie ein monotoner Film, der vor den passiven Zuschauern abläuft⁴³; je näher man dem Zielgebiet kommt, umso eher verlassen die Reisenden das Gefährt und begeben sich ‚in die Landschaft‘ hinein. Der differente Umgang mit Landschaft unterstreicht damit jene Bedeutungen, die ihr in den Reiseberichten zugemessen werden.

Anmerkungen

- 1 Ueli Gyr, Touristenverhalten und Symbolstrukturen. Zur Typik des organisierten Erlebniskonsums, in: Burkhard Pöttler/Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.), *Tourismus und Regionalkultur*, Wien 1994, 41–56; ders., *Tourismus und Tourismusforschung*, in: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), *Grundriß der Volkskunde*, 3. Aufl., Berlin 2001, 469–489, hier 479 f.; Hasso Spode, „Reif für die Insel“. Prolegomena zu einer historischen Anthropologie des Tourismus, in: Christiane Cantauw (Hg.), *Arbeit, Freizeit, Reisen. Die feinen Unterschiede im Alltag*, Münster/New York 1995, 105–123, hier 112 f.
- 2 Zur Bedeutung des „Abenteuers“ in Urlaubsreisen vgl. Alexandra Damm, *Das Naturabenteuer als Gegenpol zum Kulturalltag – exemplarisch am Naturerlebnis in polaren und subpolaren Regionen*, in: Cantauw, *Arbeit, Freizeit, Reisen*, wie Anm. 1, 124–150, hier 125 f.
- 3 Vgl. Burkhard Lauterbach, *Tourismus. Eine Einführung aus Sicht der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, Würzburg 2006, 113–116.
- 4 Vorreiter in der Durchführung von Schreibaufträgen zum Zwecke der Quellengenerierung für die sozialhistorische und volkskundliche Forschung ist die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, wo seit den frühen 1980er Jahren entsprechende Aufzeichnungen gesammelt und ausgewertet werden. In den vergangenen 20 Jahren gab es einige öffentlichkeitswirksame Schreibaufträge: Im November 2005 wurde vom Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster in Zusammenarbeit mit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen – Landschaftsverband Westfalen-Lippe das Projekt „Mein 18. November“ mittels eines Schreibauftrags durchgeführt. Insgesamt wurden über 5100 Zuschriften registriert. Ähnlich gelagerte Schreibaufträge erfolgten 1991 in Schweden, 1992 in Dänemark und 1998 in den Niederlanden. Vgl. die Webpräsenz unter http://www.lwl.org/LWL/Kultur/mein_18_November/ (24.6.2009).
- 5 Vgl. die Berichterstattung in der Presse: Geschichts-Institut sucht Urlauber (Sächsische Zeitung vom 22.10.2008), Schreiben über den DDR-Urlaub (Dresdner Neueste Nachrichten vom 27.10.2008), Erinnerungen an den DDR-Urlaub (Dresdner Neueste Nachrichten vom 3.11.2008).
- 6 Siehe die Zeitungsberichte: Den Farbfilm vergessen? DDR-Urlaub wird erforscht (Dresdner Neueste Nachrichten vom 20.2.2009), Abseits der All-inclusive-Mentalität (Dresdner Neueste Nachrichten vom 25.2.2009), Urlaub à la DDR – Jetzt ein Fall für Dresdner Forscher (Dresdner Morgenpost vom 25.2.2009), Den Farbfilm vergessen? (Sächsische Zeitung vom 28.2.2009).
- 7 Zu Unterschieden in der Schreibpraxis von Männern und Frauen vgl. Günter Müller, „Meine lieben Schriftensammler!“ Über interaktive Sammelpraktiken der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien, in: Manfred Seifert/Sönke Friedreich (Hg.), *Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung*, Dresden 2009, 79–94, hier 87.
- 8 Urlaubsberichte und -alben wurden als kultur- und lebensgeschichtliche Quelle bislang wenig beachtet. Vgl. vor allem Cord Pagenstecher, *Zwischen Tourismuswerbung und Autobiographie. Erzählstrukturen in Urlaubsalben*, in: Hasso Spode/Irene Ziehe/Christiane Cantauw (Hg.), *Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung*, München/Wien 2005, 82–91. Zum literarischen Reisebericht vgl. Peter J. Brenner (Hg.), *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt am Main 1989.
- 9 Vgl. Heike Wolter, „Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd.“ Die Geschichte des Tourismus in der DDR, Frankfurt am Main/New York 2009, 370 f.; Scott Moranda: *East German Nature Tourism, 1945–1961. In Search of a Common Destination*, in: Anne E. Gorsuch/Diane P. Koenker (Hg.), *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, Ithaca, New York 2006, 266–280.
- 10 Gundel Fuhrmann, *Der Urlaub der DDR-Bürger in den späten 60er Jahren*, in: Hasso Spode (Hg.), *Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989*, Berlin 1996, 35–49, hier 40 f.
- 11 Das Reisebüro der DDR wurde 1957 als VEB „Deutsches Reisebüro“ gegründet. Bei der Organisation der Kaukasusreisen arbeitete das Reisebüro eng mit der staatlichen Reiseorganisation Intourist der UdSSR zusammen. Vgl. Wolter, *Geschichte des Tourismus*, wie Anm. 9, 219.
- 12 Die Reisen in den Kaukasus zu DDR-Zeiten hatten ihren Vorläufer in den touristischen Landeserkundungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vgl. hierzu die aufschlussreichen Ausführungen bei Matthias Heeke, *Reisen zu den Sowjets. Der ausländische Tourismus in Russland, 1921–1941*, Münster u.a. 2003, 252–254.
- 13 Vgl. allgemein Monika Henningsen, *Der Freizeit- und Fremdenverkehr in der (ehemaligen) Sowjetunion unter besonderer Berücksichtigung des Baltischen Raums*, Frankfurt am Main u.a. 1994.

- 14 Vgl. Brigitte Deja-Löhlhöfel, *Freizeit in der DDR*, Berlin (West) 1986, 48.
- 15 Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.), *Urlaub und Tourismus in beiden deutschen Staaten*, Bonn 1978, 29. Vgl. auch die grafische Darstellung in Deutscher Tourismusverband e.V., *Die Entwicklung des Tourismus in Deutschland, 1902–2002*, Bonn 2002, 47.
- 16 Wolter, *Geschichte des Tourismus*, wie Anm. 9, 160.
- 17 Heute: Wilsdruffer Straße.
- 18 Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV), *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht RA, 1.
- 19 Dennoch war die Einreise beschränkt, da Individualtouristen, die ihre Reise nicht über das Reisebüro buchten, eine Einladung von privat aus der UdSSR benötigten. Für die Einreise war eine Reiseanlage zum Personalausweis zu beantragen. Wolter, *Geschichte des Tourismus*, wie Anm. 9, 160 f.
- 20 Vgl. Volker Knierim, *Auto, Fremde, Tod. Automobile und Reisen in zeitgenössischen deutschsprachigen Sensationserzählungen*, in: *Fabula* 26 (1985), 230–244; Thomas Wittich, *Reiseerfahrungen und Urlaubsängste. Die touristische Erfahrung von Bedrohung und Unsicherheit als Gegenstand narrativer Darstellungen*, Münster u.a. 2004, 158 f.
- 21 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht HB, [o. S.].
- 22 Zum Diavortrag als Vermittlungsinstanz touristischer Erfahrung vgl. Elisabeth Fendl/Klara Löffler, *Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend*, in: Cantauw (Hg.), *Arbeit, Freizeit, Reisen*, wie Anm. 1, 55–68.
- 23 Alexandre Dumas (der Ältere), *Gefährliche Reise durch den wilden Kaukasus. 1858–1859*, Stuttgart/Wien 2001 (Originalausgabe: Alexandre Dumas, *Le Caucase*, Brüssel 1859).
- 24 Zur Rolle der „Wanderung in der Natur“ im DDR-Tourismus vgl. Wolfgang Bagger, *Tourismus in der DDR vor und nach der Wende*, in: Dieter Kramer/Ronald Lutz (Hg.), *Reisen und Alltag. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung*, Frankfurt am Main 1992, 173–201, hier 182 f.
- 25 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht KG, 5.
- 26 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht HB, 8–9.
- 27 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht PH, 10.
- 28 Dieser Topos beherrscht bis in die Gegenwart populäre touristische Reisebeschreibungen. Vgl. z.B. Thomas Rietzschel, *Doktor Schiwago, Lenin und die Zobel. Unterwegs mit der Transsibirischen Eisenbahn*, <http://www.faz.net/s/Rub7D547056E7F74D8ABD3F685341F4AC36/Doc~ED6A28B9ED6EF49F397E3AE80F64A6737~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (14.6.2010).
- 29 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht PH, 15.
- 30 Ebd., 17–18.
- 31 Vgl. den Verweis auf Konstruktion und Umgang mit dem „Erhabenen“ in den Alpen bei Bernhard Tschofen, *Berg Kultur Moderne. Volkskundliches aus den Alpen*, Wien 1999, 58–61. Zum „Erhabenen“ als ästhetische und philosophische Kategorie vgl. María Isabel Peña Aguado, *Ästhetik des Erhabenen: Burke, Kant, Adorno, Lyotard*, Wien 1994.
- 32 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht KG, 15.
- 33 Aus diesem Kontrast bezieht die Tourismuswerbung bis heute ihre vorrangigen Bilder: „Alle Vorstellungen vom ‚Wilden Kaukasus‘ verlassen auf den blühenden Almen von Dombai. Eine anmutige Hochgebirgslandschaft mit üppiger Vegetation erwartet den Reisenden hier im Westkaukasus. Erst auf den Wanderpfaden unter den Gipfelketten [...] wird dem Wanderer die Einsamkeit und Wildheit des Gebirges bewusst.“ <http://www.wanderreisendatenbank.de/Wanderreisen/termin/Juli.html> (14.6.2010).
- 34 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht PH, 30–31.
- 35 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht RA, 7.
- 36 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht KG, 36–38.
- 37 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht HP, 54.
- 38 Vgl. Gerlinde Irmscher, *Alltägliche Fremde. Auslandsreisen in der DDR*, in: Hasso Spode (Hg.), *Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989*, Berlin 1996, 51–67, hier 53. Zum Aspekt des Kulturkontaktes vgl. auch allgemein Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, *Tourismus und Volkskunde. Überblick und Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung*, in: *Acta Ethnographica Hungarica* 44 (1999), 303–322, hier 315.
- 39 Hierbei geht es letztlich auch um Selbsterhöhung: „Die Fremde wird zum Genußmittel der Urlaubsreisenden, insbesondere jene der exotischen und kaum zivilisierten Regionen unseres Planeten. Man berauscht sich an ihr und demonstriert sich und anderen zugleich die Überlegenheit der eigenen Kultur.“ Ronald Lutz,

Der subjektive Faktor. Ansätze einer Anthropologie des Reisens, in: Kramer/Lutz (Hg.), *Reisen und Alltag*, wie Anm. 24, 229–273, hier 249.

- 40 ISGV, *Lebensgeschichtliches Archiv*, Bestand Schreibauftrag Urlaub in der DDR, Bericht HP, 12.
- 41 Zentrum der Stalin-Verehrung in Gori ist bis heute das Stalin-Museum. Vgl. <http://www.stalinmuseum.ge/indexeng.html> (14.6.2010).
- 42 Hierzu zählen neben beruflich bedingten Reisen auch Bildungs- und Urlaubsreisen, z.B. veranstaltet durch die Deutsch-Sowjetische Freundschaft oder die Gesellschaft für Sport und Technik. Seit 1958 verfügte der Ministerrat der DDR über einen eigenen Feriendienst für Funktionäre. Vgl. Wolter, *Geschichte des Tourismus*, wie Anm. 9, 258–265.
- 43 Zur ‚Erfahrung‘ fremder Länder durch das und mit dem Auto vgl. Wittich, *Reisegefahren*, wie Anm. 20, 159. Vgl. auch Cord Pagenstecher, „Pixi geht wie ein Sofa über die Prachtstraße.“ *Das Auto im Tourismus der Nachkriegszeit*, in: Johannes Moser/Daniella Seidl (Hg.), *Dinge auf Reisen. Materielle Kultur und Tourismus*, Münster u.a. 2009, 263–280.

Zur Bedeutung von Landschaft in österreichischen Privatfotografien der Nachkriegszeit¹

Bei privater Fotografie bzw. Knipsfotografie, wie sie manchmal etwas geringschätzig genannt wird, handelt es sich um einen Bereich fotografischer Praxis, der in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung (und nicht nur dort) immer wieder mit Familienfotografie assoziiert wird² – was durchaus auch richtig und legitim ist, wurde und wird Fotografie privater Provenienz doch nach wie vor nicht zuletzt dazu eingesetzt, die eigene Familie zu dokumentieren und somit zu deren Integration beizutragen. Eine berühmt gewordene Studie aus dem Jahre 1965 von einer Autorengruppe um Pierre Bourdieu – in deutscher Übersetzung 1981 publiziert unter dem Titel *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*³ – hatte diese familiale Funktion privater Fotografie deutlich herausgestrichen (möglicherweise auch überbetont) und ist somit wesentlich für diese Fokussierung auf Familienfotografie⁴ mitverantwortlich. Aus der Bourdieu'schen These abzuleiten, dass auf Fotos, die privater Praxis entstammen, immer Familienmitglieder zu sehen seien, wäre jedoch falsch: Nicht nur kommen selbstverständlich auch Menschen, die nicht der Familie im engeren Sinn zuzurechnen sind – Freunde, Bekannte –, auf den Bildern vor; in vielen Alben sind auch Fotos enthalten, die gar keine Menschen abbilden beziehungsweise auf denen nicht unbedingt Menschen im Mittelpunkt stehen: etwa Aufnahmen – und um die soll es hier gehen –, die ‚Landschaft‘ zeigen.

Ausgangspunkt für meine hier vorgestellten Überlegungen zur Bedeutung von Landschaft in österreichischer Privatfotografie ist der im Rahmen eines Forschungsprojektes zusammengetragene Bestand an (Privat-)Fotografien hauptsächlich aus den 1950er und 1960er Jahren. ‚*The Family of Austrians*‘ – *Fotografie, Alltag, Identität* hieß das Projekt, das 2003 und 2004 im Rahmen einer mehrsemestrigen Lehrveranstaltung am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien durchgeführt wurde und an dem sechs Studierende teilnahmen. Kulturwissenschaftlich befragt werden sollte dabei die private fotografische Praxis in den sich wandelnden Alltags der österreichischen Nachkriegszeit. Fotografien begriffen wir als Selbstzeugnisse einer zu dieser Zeit immer größer werdenden Bevölkerungsschicht, die es sich leisten konnte, der Praxis des Fotografierens zu frönen und mittels Fotografie den gelebten Alltag bzw. dessen Glanzseiten zu verewigen oder auch: Idealbilder zu schaffen, Wunschvorstellungen festzuhalten und ihnen dabei den Anschein der Realität zu geben. Zum Thema gemacht wurden im Zuge des Projekts unter anderem fotografische Inszenierungen des eigenen Heims und des (weiblichen) Körpers, der Bereich der (vielleicht etwas missverständlich so genannten) Kinderfotografie⁵, die Art und Weise, wie Stadt und Land ins Bild gerückt wurden, wie Symbole des Wiederaufbaus in private Bilderwelten Eingang gefunden haben und eben auch, wie Landschaft in diesen

Jahren in den Fokus privater Fotografie geriet und auf welche Bedeutungszusammenhänge die entsprechenden Aufnahmen verweisen.⁶ Ausgangspunkt unserer Überlegungen und Interpretationen waren – ungeachtet der Einwände von Autoren, die der Ansicht sind, dass „sich allein durch das Foto keine oder nur wenig Bedeutung erschließen lässt“⁷ – die Bilddokumente selbst: Aus verschiedenen Quellen zusammengetragen,⁸ hatten wir es zu großen Teilen mit Bildmaterial zu tun, dessen Urheber/-innen nicht mehr eruierbar waren. Nur in wenigen Fällen hatten wir die Möglichkeit, Informationen der jeweiligen Fotograf/-inn/-en zu ihren Werken zu erheben und deren Deutungen ihrer Erzeugnisse in unsere Interpretationen mit einzubeziehen.

Zum Begriff Landschaft

Landschaft, in der Alltagsrede häufig mit Natur gleichgesetzt oder jedenfalls assoziiert, ist nicht einfach die uns umgebende physische, ‚natürliche‘ Umwelt, sondern diese physische Umwelt bzw. heterogene Einzeldinge der ‚Natur‘ werden erst durch den Blick des Betrachters/der Betrachterin zu einer ‚Landschaft‘ zusammengefügt. Landschaft existiert damit eigentlich nur im Kopf.⁹

Dieser Blick ist auch kommunizierbar, und die Fotografie zählt zu jenen Medien, durch die es gelingt, Ansichten von Landschaft zu materialisieren und damit austauschbar und erinnerbar werden zu lassen. Gerade der Fotografie wird gerne ein Maximum an Realitätsgehalt nachgesagt: Sie könne Landschaft eins zu eins abbilden. Landschaften – jene Bilder im Kopf – erfahren durch die Fotografie gleichsam eine Objektivierung.

Abseits solcher Überlegungen haben wir uns bei unserer Einordnung von Fotografien als ‚Landschaftsfotografien‘ an einem populären Landschaftsbegriff orientiert: Unter der Bezeichnung Landschaftsfotografie fassten wir im Projekt schlicht Freilichtaufnahmen zusammen, in denen Elemente einer als ‚natürlich‘ imaginierten Umwelt zu einem Bild zusammengefügt werden. In diese Bilder können durchaus auch weitere Elemente eingewirkt sein, die nicht eigentlich zur so verstandenen Landschaft gehören: etwa Bauwerke oder auch Personen, die auf solchen Fotos zumeist keineswegs bloß die Staffage bilden, sondern eher im Vordergrund stehen. In Landschaftsfotografien kann uns also, dieser Definition gemäß, Landschaft grundsätzlich auf zwei Arten begegnen: als eigentliches Sujet der Fotografie (ins Bild rückt dabei ausschließlich das, was landläufig als Natur bezeichnet wird) oder als Kulisse für eine Szene im Vordergrund.

Landschaft als Sujet versus Landschaft als Kulisse

Letzteres trifft bei den von uns als Landschaftsfotos identifizierten Bildern in den untersuchten Fotobeständen deutlich häufiger zu. Szenen eines Familien- oder auch Betriebsausflugs oder Aufnahmen aus dem Urlaub – Landschaft ist hier überall als Hintergrund zu finden. Dennoch soll hier zunächst kurz auf Beispiele von Landschaftsfotografien im sozusagen engeren Sinn – in denen Landschaft das eigentliche Sujet ist – eingegangen werden.

Was bringt diese Fotograf/-inn/-en – die Frage außer Acht gelassen, warum sie überhaupt fotografieren – dazu, speziell Landschaften abzulichten? Ist es einfach der Wunsch,

das (zumeist in außeralltäglichen Situationen wie auf Ausflügen oder Urlauben) Gesehene bildlich festzuhalten, um es (und damit auch den gesamten Ausflug, Urlaub) später wieder erinnerbar und kommunizierbar zu machen? Soll Landschaft auf Fotos somit auf das Außergewöhnliche der Ausnahmesituation verweisen, während die Landschaft selbst, (vermeintlich) statisch, gleich bleibend, nichts Außergewöhnliches darstellt? Doch die Landschaft ist zur gleichen Zeit gewöhnlich wie außergewöhnlich: Jedenfalls ist sie etwas Besonderes, das Wertschätzung verdient (was durch die Fotografie ausgedrückt wird). Sie ist ästhetisch ansprechend, und diese ästhetische Qualität versuchen Fotograf/-inn/-en, welche Landschaft ablichten, in ihre Bilder hinüberzuretten. Landschaftsfotografien transportieren eine Idee von Schönheit.

Ein vermutlich aus Wien stammender Fotograf (oder vielleicht eine Fotografin) legte ein Album an, das etwa zur Hälfte aus ‚reinen‘ Landschaftsaufnahmen besteht. Dem Album beigelegt ist ein maschingeschriebenes Tagebuch, das eine 16-tägige Reise durch Nord- und Südtirol sowie Oberbayern dokumentiert, auf der die Fotos entstanden sein dürften. Aus den über weite Strecken im Telegrammstil formulierten Notizen geht hervor, dass der Fotograf (sieht man von einigen Reisebekanntschaften ab) ohne Begleitung unterwegs war.

In seinem Tagebuch gibt der Fotograf nicht nur Kommentare zu Politik, Zeitgeschehen oder auch zu den Erzählungen diverser Gesprächspartner/-innen ab, sondern vermerkt auch sein Ansichtigwerden von Landschaften und die jeweilige Wetterlage. „Schöner Blick auf die Geislerspitze und auf den gewitter umwölkten [sic!] Schlern“, liest man in der Eintragung über den 13.5.1957, und am nächsten Tag heißt es: „Mit Seilbahn auf die Seiseralm. Herrliche Sicht auf Langkofel, Fünffingerspitze und Breilkofel und auf den Schlern und die Geislerspitze“. Mit einiger Vorsicht sind diesen Bemerkungen die entsprechenden Bilder zuzuordnen, die gelegentlich vorhandenen Bildunterschriften sind dabei hilfreich.

Das Tagebuch zeigt uns jedenfalls an, dass die fotografische Erfassung dieser Landschaften sehr bewusst vorgenommen wurde, und zeugt insofern auch von der besonderen Bedeutung des Landschaftserlebens für den Fotografen. Auch bestimmten Bauwerken widmet er ähnliche Aufmerksamkeit – Personen hingegen kommen, abgesehen von



Abbildung 1: Mit Selbstauslöser aufgenommen: der Fotograf als Genießer der ‚schönen Landschaft‘, Aufnahme 1957

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Sammlung *Family of Austrians*/ Schweiger

einigen unvermeidbaren Passant/-inn/-en auf den Straßen von Bozen, Meran und Bad Tölz, nur auf vier von den insgesamt 60 Fotos vor: Eine davon ist – so ist jedenfalls zu vermuten – der Fotograf selbst, der sich dabei als Genießer der ‚schönen Landschaft‘ in Szene setzt (Abbildung 1).

Landschaft als bevorzugtes Sujet begegnet uns auch in vielen Aufnahmen einer Innsbrucker Amateurfotografin. Die Frau – unverheiratet und kinderlos, von Beruf Lehrerin – dokumentierte mit ihrem Fotoapparat nicht nur Ausflüge in die nähere Umgebung, sondern auch Reisen nach Italien oder Unternehmungen mit ihren Schülerinnen. In ihren Landschaftsaufnahmen erweist sie sich als wahre Meisterin: etwa durch ein Bild, in dem ein blühender Zweig im Vordergrund den Blick davor bewahrt, sich in den Weiten des Tals zu verlieren, oder auch ein anderes, auf dem sich der Blick ebenfalls über ein Tal – darüber eindrucksvolle Wolkenstimmung – erstreckt; als Blickfang dient diesmal ein Kreuz am Bildrand (Abbildung 2).



Abbildung 2: Zeitgenössische Naturideale in der ambitionierten Amateurfotografie: Landschaft mit Wegkreuz, 1950er Jahre

[Abbildung siehe Druckfassung]

Quelle: Sammlung *Family of Austrians*/ Schweiger

Mit diesen Beispielen haben wir Werke von Fotograf/-inn/-en vor uns, die tendenziell jener Gruppe von Amateurfotograf/-inn/-en angehören, die Bourdieu als „ambitioniert“ oder „engagiert“ bezeichnet.¹⁰ Sie sehen ihre Aufgabe weniger in der ‚Pflicht‘, durch ihre fotografische Praxis „die großen Augenblicke des Familiendaseins zu feiern und zu überliefern“ und so „die Integration der Familiengruppe zu verstärken“¹¹ – also die üblichen Knipsbilder zu liefern –, sondern entwickeln höhere ästhetische Ansprüche. Es werden deutlich Anleihen an den Ästhetiken professioneller Fotograf/-inn/-en genommen, so manche Bildkomposition scheint deutlich an den Vorgaben der Lehrbücher wie an Vorbildern der öffentlichen

Bildkultur orientiert. So gleichen denn viele der Werke dieser „ambitionierten Amateure“ jenen Aufnahmen, die wir beispielsweise in Fotobildbänden der Nachkriegs-, aber auch bereits der Zwischenkriegszeit vorfinden. *Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur*¹² oder *Österreich. Bilder seiner Landschaft und Kultur*¹³, so zwei einschlägige Buchtitel der Jahre 1952 und 1958: Dass der Landschaft, wie sich in diesen Titeln andeutet, in der Österreich-Repräsentation ‚in Wort und Bild‘ eine derart prominente Rolle zukommt¹⁴, scheint eine Entsprechung in der ambitionierten privaten fotografischen Praxis zu haben. Der engagierte Amateurfotograf knipst nicht seine eigene Familie, sondern versucht sich an Motiven, die die Meister/-innen des Faches vorgeben – nicht zuletzt an dem, was gerade eine sogenannte Heimatfotografie¹⁵ als ‚schöne Landschaft‘ mitdefiniert hat. Gebirgslandschaften oder auch Marterln und Wegkreuze in alpiner Umgebung galten dieser heimatlich orientierten österreichischen Fotografie, die spätestens ab den 1930er Jahren die österreichischen Bilderwelten bedeutend mitgeprägt hat, als besonders ästhetisch.

Diese Ästhetik mit ihren dominanten Motiven lässt natürlich auch die Knipser nicht unbeeinflusst – auch wenn diese theoretisch (so meint jedenfalls Timm Starl) „[a]uf geltende Konventionen [...] weder in inhaltlicher noch in kompositorischer Hinsicht zu achten [haben], denn die Bilder geraten nicht an die Öffentlichkeit und sind somit dem Verdikt, was gerade als modisch, schön, attraktiv gilt, entzogen“¹⁶. Klassische Arrangements in der Privatfotografie gibt es dennoch, und auch Landschaft – *schöne Landschaft!* – hat ihre Funktion in diesen Arrangements: Gerade dann, wenn die alltägliche Umgebung verlassen wird, gerät zur Landschaft geronnene ‚Natur‘ häufig in den fotografischen Blick und wird vom Fotografen oder der Fotografin gerne als Kulisse für die üblichen Personenanordnungen gewählt. Mit den Fotos von unterwegs, so könnte man meinen, will gezeigt (bzw. später erinnert) werden, dass man das Zuhause verlassen hat: Die Angehörigen posieren in der durchfahrenen oder durchwanderten ‚fremden‘, doch nun gewissermaßen angeeigneten Landschaft für das Bild, das diese Aneignung bestätigt.

Wie sehr der fotografierende Tourist von den Bildern in Reiseprospekten und Reiseführern geleitet ist, hat unter anderem Ingrid Thurner recht schön gezeigt – ihre Beispiele stammen hauptsächlich von Marokko-Reisenden.¹⁷ Doch auch der einheimische Österreich-Tourist der Nachkriegsjahrzehnte, der sich mit Reisen innerhalb des eigenen Landes zufrieden gibt, orientiert sich in seiner Knipserei, wie man in den Alben zu erkennen meint, an Bildvorlagen und Motivvorgaben – jedenfalls sobald er auch Landschaft drauf haben will. Die Bergwelt etwa gilt als erhaben, ein Gipfel oder eine Bergkette im Hintergrund machen einiges her (Abbildung 3). Das Lehnen an der Balustrade der Uferpromenade oder eines Steges wird festgehalten, dahinter der Blick über den See (Abbildung 4). Die Botschaft solcher Fotos ist dieselbe wie bei fast jeder Urlaubsfotografie: Ich und meine Lieben waren selbst hier! Die Kombination von Landschaft und Personen liefert den Beweis der Anwesenheit, der persönlichen Aneignung bzw. ‚Eroberung‘ dieser Landschaft. Es kommt in dieser Art von Fotografie, mit Bourdieu gesprochen, zu einer „wechselseitigen Erhöhung von Person und Umgebung“¹⁸.

Beispiele für diese Art von privater Landschaftsfotografie finden sich massenhaft: die Familienmitglieder am See; die Tochter neben dem Gipfelkreuz; der Schwager, den Blick ins Tal genießend. Kommt aber neben solchen touristischen Destinationen gelegentlich auch die Landschaft ‚vor der Haustür‘ ins Bild? Die – den gängigen Vorstellungen entsprechend – weniger spektakuläre Flach- oder Hügellandschaft Ober- oder Niederösterreichs



Abbildung 3:
Erinnerungen an
sportive Gemein-
schaftserlebnisse:
die erhabene
Bergwelt als Kulisse. Aufnahme um
1967

[Abbildungen siehe
Druckfassung]

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger



Abbildung 4: Am
Ufer des Zeller
Sees. Aufnahme
um 1957

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger

etwa? Bourdieu behauptet, „die bekannte alltägliche Umgebung [werde] niemals mit der Kamera aufgezeichnet“¹⁹; man muss jedenfalls relativieren: zumindest nicht so oft. Gelegentlich, so scheint es, werden Fotos der Landschaft im Nahbereich geschossen, um sich zu vergewissern, dass es auch zu Hause schön ist. Oder vielleicht auch, um es anderen zu zeigen? Um es den mit ins Bild gerückten Gästen zu ermöglichen, sich ihrerseits die ‚heimatliche‘ Landschaft bildlich anzueignen (Abbildung 5)?

Durch ‚Erfahren‘, ‚Erwandern‘, im weitesten Sinne Konsumieren (und dazu gehört auch Fotografieren!) wird schließlich jede Landschaft gewissermaßen zur eigenen, manchmal gar ‚heimatlich‘ anmutenden Landschaft. Erfahren – das weist auf die in den 1950er Jahren



Abbildung 5:
Oberösterreichische Landschaft:
Vergewisserung
des ‚Heimatlichen‘?
Aufnahme um 1955

[Abbildungen siehe
Druckfassung]

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger

zunehmende Automatisierung in Österreich hin. Immer mehr Menschen eröffnet sich die Möglichkeit, auf den eigenen vier Rädern das Land zu durchqueren und es kennenzulernen. Landschaftskonsum ist integraler Bestandteil dieser Ausflugskultur, und der (visuelle) Konsum von Landschaft weitet sich auf die fotografische Ebene aus. Mit dem Fotoapparat – ständiger Begleiter im Handgepäck – werden „Ideogramme“ (Bourdieu) des wochenendlichen Glücks erstellt: nicht nur stereotype Aufnahmen der Familie am Wirtshaustisch oder vor See und Gebirge, sondern auch mit dem die Ausflüge ermöglichenden Gefährt, das Zeichen eines gewissen Wohlstandes und des modernen Lebensstils der Nachkriegszeit ist. Autos und Straßen kommen mit in die (Landschafts-)Bilder, die bei diesen Gelegenheiten entstehen; sie werden nicht als störend empfunden, sondern fügen sich in die Landschaft ein (Abbildung 6).²⁰



Abbildung 6:
Glocknerfahrt,
Ende der 1950er
Jahre: die Straße
als Landschafts-
element

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger



Abbildung 5:
Oberösterreichische Landschaft:
Vergewisserung
des ‚Heimatlichen‘?
Aufnahme um 1955

[Abbildungen siehe
Druckfassung]

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger

zunehmende Automatisierung in Österreich hin. Immer mehr Menschen eröffnet sich die Möglichkeit, auf den eigenen vier Rädern das Land zu durchqueren und es kennenzulernen. Landschaftskonsum ist integraler Bestandteil dieser Ausflugskultur, und der (visuelle) Konsum von Landschaft weitet sich auf die fotografische Ebene aus. Mit dem Fotoapparat – ständiger Begleiter im Handgepäck – werden „Ideogramme“ (Bourdieu) des wochenendlichen Glücks erstellt: nicht nur stereotype Aufnahmen der Familie am Wirtshaustisch oder vor See und Gebirge, sondern auch mit dem die Ausflüge ermöglichenden Gefährt, das Zeichen eines gewissen Wohlstandes und des modernen Lebensstils der Nachkriegszeit ist. Autos und Straßen kommen mit in die (Landschafts-)Bilder, die bei diesen Gelegenheiten entstehen; sie werden nicht als störend empfunden, sondern fügen sich in die Landschaft ein (Abbildung 6).²⁰



Abbildung 6:
Glocknerfahrt,
Ende der 1950er
Jahre: die Straße
als Landschafts-
element

Quelle: Sammlung
Family of Austrians/
Schweiger

Mit der privaten Fotografie wird so also auch bestätigt, was eine österreichische öffentliche Bildkultur – nochmals sei auf die erwähnten Bildbände verwiesen – ständig vermitteln will: dass Österreich stolz auf seine Landschaft(en) sein könne. Private und öffentliche Fotografie tragen somit beiderseits dazu bei, österreichische Landschaft zu einem ‚Erinnerungsort‘ zu machen.

Es bliebe zu fragen, ob in Österreich, wo der Landschaft, will man den Umfrageergebnissen und deren Interpretator/-inn/-en glauben, auch als nationalem Topos und Identifikationssymbol große Bedeutung zufällt²⁶, diese Landschaften auch in die privaten Fotoalben größeren Eingang gefunden haben als anderenorts. Dass sich die österreichische Wertschätzung der Landschaft derart fotografisch widerspiegelt, kann vermutet werden, wäre aber erst einer Prüfung zu unterziehen.

Anmerkungen

- 1 An der Erarbeitung einer früheren Fassung dieses Beitrags war Martin Averkamp beteiligt. Ihm sei für die Überlassung der Textbausteine gedankt.
- 2 Z.B. bei Michael Rutschky, Schneider. Sieben Seiten Lektüre eines anonymen Fotoalbums, in: Fotogeschichte 8 (1988) H. 27, 40–53, hier 41.
- 3 Pierre Bourdieu u.a., Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt am Main 1981.
- 4 Vgl. etwa: Matthias Beitzl/Veronika Plöckinger (Hg.), FamilienFOTOfamilie, Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000 (Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 11), Kittsee 2000; Klaus Beitzl/Veronika Plöckinger (Hg.), Forschungsfeld Familienfotografie. Beiträge der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium, Referate der 2. Kittseer Herbstgespräche am 20. und 21. Oktober 2000 anlässlich der Jahresausstellung „familienFOTOfamilie“ vom 16. April bis 5. November 2000 (Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 14), Wien/Kittsee 2001.
- 5 Dazu auch: Konrad Köstlin, Der Liebe Blick – Kinderfotografie, in: Irene Ziehe/Ulrich Hägele (Hg.), Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag, Tagung der Kommission Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und der Sektion Geschichte und Archive der Deutschen Gesellschaft für Photographie im Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin vom 15. bis 17. November 2002 (Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Bd. 2), Münster 2006, 19–27.
- 6 Eine Publikation der Projektergebnisse steht immer noch aus. An dem Projekt beteiligt waren neben seinem Leiter Bernhard Tschofen Katharina Ebner, Barbara Fuchs, Oliver Jagosch, Susanne Paschinger, Martin Averkamp und ich.
- 7 Stefan Selke, Private Fotos als Bilderrätsel. Eine soziologische Typologie der Sinnhaftigkeit visueller Dokumente im Alltag, in: Irene Ziehe/Ulrich Hägele (Hg.), Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag, Tagung der Kommission Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und der Sektion Geschichte und Archive der Deutschen Gesellschaft für Photographie im Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin vom 15. bis 17. November 2002 (Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Bd. 1), Münster 2004, 49–74, hier 52. „Private Fotos *haben* keine Bedeutung – ihnen wird unter wechselnden Relevanzsetzungen Sinnhaftigkeit attribuiert. Jede Analyse privater Fotos aus der Ebene der fotografischen Referenz fokussiert lediglich den Ausgangspunkt eines transformativen Prozesses, an dessen Ende das mit Erinnerungen umwebte, durch gegenwärtiges Wissen immer wieder neu betrachtete und aufgrund aktueller Intentionen auf eine bestimmte Weise benutzte, autobiografische Foto steht.“ (Ebd., 74).
- 8 Eingang in den Projekt-Fotobestand fanden Fotoalben bzw. -konvolute aus verschiedenen Sammlungen wie zum Beispiel dem Archiv des Wiener Vereins für Zeitgeschichte (die Urheber/-innen dieser Fotografien sind zur Gänze unbekannt) oder dem Alpenverein-Museum Innsbruck, aber auch aus eigenem familiären Umfeld. Auch auf einen Sammelauftrag hin wurden uns Fotografien zugesandt, die Hintergrundinformationen dazu waren jedoch meist eher spärlich. Insgesamt wurden von uns knapp 5.000 Fotos gesichtet, außerdem hatten wir am Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Einblick in eine umfangreiche Diapositivsammlung und in eine noch umfangreichere Sammlung von Schwarz-Weiß-Negativen (rund 5.800 Aufnahmen).

- 9 Vgl. Michael Huter, Die Idee der Landschaft, in: Wolfgang Kos (Hg.), Die Eroberung der Landschaft. Semmering – Rax – Schneeberg, Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung Schloß Gloggnitz 1992, Wien 1992, 49–54, hier 49. Grundlegend zum Thema Landschaft vgl. Joachim Ritter, Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, in: Ders., Subjektivität, Frankfurt am Main 1974, 141–164; Georg Simmel, Philosophie der Landschaft, in: Joachim Riedl (Hg.), Heimat. Auf der Suche nach der verlorenen Identität, Wien 1995, 26–31. Für einen allgemeinen Überblick vgl. Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (Hg.), Landschaft – Begriff und Wahrnehmung (Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaft, Bd. 6), Wien 2000.
- 10 Vgl. Pierre Bourdieu, Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede, in: Bourdieu u.a., Eine illegitime Kunst, wie Anm. 3, 25–84.
- 11 Ebd., 31.
- 12 Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur. Ein Bildband mit 104 Meisteraufnahmen von Dr. A. Defner, Prof. Kruckenhauser, Dr. Ing. Rud. Roßmanith, A. Sickert, O. Angermayer, E. Baumann, E. Schmachtenberger, H. Schmidt-Glassner, Dr. Paul Wolff und Tritschler und anderen. Mit einem Geleit von Karl Heinrich Waggerl und einführenden Erläuterungen von Dr. Eduard Widmoser, St. Johann in Tirol/Frankfurt am Main 1952.
- 13 Österreich. Bilder seiner Landschaft und Kultur. Einleitung von Heimito von Doderer. Aufnahmen von Toni Schneiders (Orbis Terrarum), Zürich 1958.
- 14 Siehe dazu: Tobias Schweiger, „Österreich in Wort und Bild“. Zu Inhalten und Funktion von Österreich-Bildbänden der Nachkriegszeit, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2005.
- 15 Monika Faber, Berge statt Kathedralen. Rudolf Koppitz und die österreichische Heimatfotografie, in: Wolfgang Kos (Hg.), Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930, Wien 2010, 130–136.
- 16 Timm Starl, Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980, München/Berlin 1995, 24.
- 17 Ingrid Thurner, „Grauenhaft. Ich muß ein Foto machen.“, in: Fotogeschichte 12 (1992) H. 44, 23–42.
- 18 Bourdieu, Kult der Einheit, wie Anm. 10, 49.
- 19 Ebd., 47.
- 20 Vgl. Cord Pagenstecher, Die Automobilisierung des Blicks auf die Berge. Die Grossglocknerstrasse in Bildwerbung und Urlaubsalben, in: Thomas Busset/Luigi Lorenzetti/Jon Mathieu (Hg.), Tourisme et changement culturels/Tourismus und kultureller Wandel (Histoire des Alpes/Storia delle Alpi/Geschichte der Alpen, Bd. 9), Zürich 2004, 245–264.
- 21 Vgl. Wolfgang Kos, Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945, Wien 1994, 131–138.
- 22 Bourdieu, Kult der Einheit, wie Anm. 10, 49.
- 23 Birgit Mandel, Wunschbilder werden wahr gemacht. Aneignung von Urlaubswelt durch Fotosouvenirs am Beispiel deutscher Italiens Touristen der 50er und 60er Jahre, Frankfurt am Main u.a. 1996, 212.
- 24 Konrad Köstlin, Photographierte Erinnerung? Bemerkungen zur Erinnerung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, in: Hermann Bausinger/Ursula Brunhold-Bigler (Hg.), Hören – Sagen – Lesen – Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur, Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag, Bern u.a. 1995, 395–410, hier 403.
- 25 Deren Klassiker zum Thema: Susan Sontag, On Photography, New York 1977.
- 26 Vgl. Susanne Breuss/Karin Liebhart/Andreas Pribersky, Österreichische Identität(en) am Beispiel von „Landschaft“, in: Projektteam „Identitätswandel Österreichs im veränderten Europa“ (Hg.), Nationale und kulturelle Identitäten Österreichs. Theorien, Methoden und Probleme der Forschung zu kollektiver Identität (ifk materialien, Bd. 3/95), Wien 1995, 34–47; Ernst Bruckmüller, Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 4), 2. Aufl., Wien/Köln/Graz 1996.

„Endlich haben wir nach drei Tagen wieder Grün gesehen.“

Die Landschaft der normalen, karnevalesken Hochwasserkatastrophe

Der Titel dieses Beitrags birgt zwei scheinbare Widersprüche, die hier als einleitendes Momentum aufgegriffen und aufgelöst werden sollen: Erstens enthält er die Behauptung, dass so etwas Ephemerer und Kurzfristiges wie ein Hochwasser eine eigene Landschaft ergibt. Zweitens ist es schwierig, diese Hochwasserlandschaft als zugleich normal, katastrophal und karnevalesk zu begreifen. Die Auflösung beider scheinbaren Widersprüche liegt allerdings nicht in einer theoretischen Abhandlung zum Konzept der Landschaft oder der Reflexion verwendeter Kategorisierungen. Vielmehr ergibt sie sich aus dem in diesem Beitrag analysierten Fallbeispiel einer Hochwasserlandschaft: An der Grenze zwischen Ober- und Niederösterreich erheben sich im Strudengau rechts und links der Donau Hügel, die die Donau räumlich einschränken. Bei Hochwasser bildet der Strudengau daher einen Flaschenhals, vor dem sich das Wasser aufstaut – das so genannte Machland zwischen Ardagger Markt und Wallsee im südlich gelegenen Niederösterreich und bei Mitterkirchen im nördlich angrenzenden Oberösterreich. Durchschnittlich einmal jährlich wird dieses Gebiet von der Donau überschwemmt. Nachdem das Überschwemmungsgebiet für etwa 500 Jahre besiedelt worden war, haben sich seine Bewohner/-innen in den letzten 40 Jahren nach und nach aus der direkten Hochwasserzone zurückgezogen. Sie wohnen nun zum Großteil direkt an dessen Rand und können von höher gelegenen Stellen aus das Wasser aus der Entfernung beobachten. Die Landschaft im Machland ergibt sich historisch also aus direkter und vor allem wiederkehrender Betroffenheit durch das Wasser. Jeder Mensch im Machland weiß, wie die Hochwasserlandschaft aussieht; jeder kann sie lesen und jeder weiß, was zu tun ist, wenn das Hochwasser kommt. Seit bald zehn Jahren sind bis auf einzelne Ausnahmen – zumindest im südlichen Teil des Machlands – alle Bewohner/-innen ausgesiedelt. Staatlich finanziert, konnten sie sich außerhalb der Hochwasserzone neue Häuser bauen. Die verlassenen Höfe wurden geschliffen, damit es kein Zurück mehr geben kann. Durch die Aussiedelung ergibt sich ein neuer Blick auf das Hochwasser. Er wird nicht mehr dominiert vom praktischen Umgang mit dem Wasser, von den zu treffenden Vorkehrungen, vom Lesen der Zeichen über den weiteren Verlauf der Hochwasserkurve und von der Bedrohung des ‚zu hohen‘ Hochwassers. Heute ist die Beobachtung der verrückt spielenden – der karnevalesken – Donau wichtiger geworden, denn eine direkte praktische Auseinandersetzung findet kaum noch statt.

Die Donau war allerdings auch schon vor der Aussiedelung karnevalesk. Und sie hat auch schon vor der Aussiedelung karnevalisiert. Mit dem Zusammenhang zwischen Hochwasser und Karneval ist die zentrale Hypothese dieses Aufsatzes umrissen: Die Donau

weist Charakteristika des Karnevalskens auf. Sie karnevalisiert die Gesellschaft. Die ver-rückte Donau induziert Vorbereitungen aller Art. Diese werden in den ersten beiden Ab-schnitten des Aufsatzes unter den Begriffen Routine und Katastrophe besprochen, die je-weils die Wahrnehmung des Hochwassers und seiner Landschaft strukturieren. Im letzten Abschnitt wird es um die Erfahrung der Landschaft selbst als karnevalsk gehen. Denn das Hochwasser ist im Machland nicht nur Katastrophe oder wiederkehrende Routine, es ist auch etwas Interessantes, Fröhliches, Verkehrtes. Vor dem Einstieg in das Thema sind allerdings noch einige Vorbemerkungen notwendig.

Vorbemerkungen: Die karnevalsk Donau im karnevalisierten Machland

Die erste Bemerkung betrifft das Konzept des Karnevals, das in diesem Beitrag auf das Hochwasser angewendet wird. Das Konzept des Karnevalskens stammt von dem russi-schen Literaturwissenschaftler Michail Bachtin und ist bis heute insbesondere in der Kul-turwissenschaft einflussreich.¹ Laut Bachtin war das französische Mittelalter von einer au-ßerordentlichen Lachkultur geprägt, dessen zentrales Moment der Karneval als eine Art Gegenwelt war: „Der Karneval ist das zweite, auf dem Lachprinzip beruhende Leben des Volkes, er ist sein *festliches Leben*.“² In diesem wurden Hierarchien aufgehoben und um-gekehrt. In der Renaissance verschwand die frühere Lachkultur, fand jedoch Eingang in die Literatur und hier am markantesten in die Werke des französischen Autors Rabelais, dem zentralen Beispiel Bachtins. Nicht mehr der Karneval karnevalisierte, sondern eine bestimmte literarische Gattung. Mit „karnevalsk Restbestände[n]“³ im 20. Jahrhundert hat sich Bachtin laut eines Vorworts von Renate Lachmann zur deutschen Suhrkamp Edi-tion von *Rabelais und seine Welt* allerdings nicht beschäftigt. Und eine solche historische Kontinuität herzustellen, scheint im Rahmen dieses Aufsatzes ein zu gewagtes Unterfan-gen. Im Verkehrten, Faszinierenden liegt der entscheidende Punkt, der Hochwässer zu et-was (potentiell) Karnevalskem macht: Das Hochwasser gewinnt seinen Sinn unter ande-rem „aus der parodistischen und profanierenden Inversion der kanonisierten Werte.“⁴ Die Natur strukturiert ihr Verhalten allerdings nicht über Werte, denn „die Natur kennt keine Katastrophen“⁵. Vielmehr werden natürliche Prozesse – so man sich auf die Naturwissen-schaften beziehen möchte – durch Naturgesetze bestimmt. Und genau die sind es, die beim Hochwasser invertiert werden. Der Fluss funktioniert nicht mehr wie gewohnt. Wasser fließt aufwärts, Schall breitet sich über weitere Strecken aus als sonst, Geländeunterschiede verschwinden. Das alles sind Beispiele für eine karnevalsk Hochwasserlandschaft, wie sie im dritten Abschnitt des Artikels besprochen werden.

Die Übertragung des Bachtin'schen Konzepts hat ihre Grenzen. Das wird anhand zweier schon gefallener Beispiele deutlich: Erstens argumentiert Bachtin, dass ein karnevalisier-ter Zustand Hierarchien temporär aufhebt. Das ließe sich zwar auch für das Hochwasser attestieren⁶, wenn man an außergewöhnlichen Zusammenhalt denkt, der mit Katastro-phen einhergehen kann. Andererseits weisen gerade die federführenden Organisationen der Hochwasserbewältigung wie Feuerwehr und Bundesheer besonders starke Hierarchien auf. Zweitens hat der Karneval etwas Profanierendes an sich. Auch hier ist keine eindeutige

Umlegung auf Hochwasser möglich, denn einerseits führt das Hochwasser zu Besudelung der Güter, einer Form der Profanierung also. Andererseits wurden Hochwässer in Mittelalter und Früher Neuzeit als Strafe Gottes verstanden⁷ und können in der Moderne als Manifestierung der Heiligkeit der Natur gelesen werden.⁸ Die Übertragung des Karneval-Konzepts ist daher eine komplexe Angelegenheit, die weiterer Überlegung bedarf. Hier dient sie als vorläufiges Arbeitsinstrument.

Die zweite Vorbemerkung betrifft die Datenbasis dieses Artikels, die aus der Mitarbeit an der Konzeption der Ausstellung *Donau. Fluch und Segen* stammt, die von Mai bis November 2010 in Ardagger Markt gezeigt wurde.⁹ In Vorbereitung der Ausstellung habe ich im September 2009 mit neun von Hochwässern betroffenen Personen aus dem Machland Interviews durchgeführt und darüber hinaus mit einer Handvoll Bewohner/-innen formlose Gespräche geführt.¹⁰ Die dabei entstandenen Videoaufnahmen wurden in der Ausstellung im Film *Wenn der Spitz unter ist. Alltagsberichte über Hochwässer im Machland* gezeigt. Ergänzt wurden die Interviews durch Sekundärliteratur und insbesondere durch die Chronik der Feuerwehr Stephanshart, die im östlichen Teil des niederösterreichischen Machlandes unter anderem für den Hochwasserschutz und Aufräumarbeiten zuständig ist. Die Inhalte der Interviews und die Auswahl der Daten bezogen sich auf die Hochwässer zwischen 1954 und 2002 im südlichen Machland.

Hiermit ist auch schon die dritte und letzte Vorbemerkung angesprochen, denn das Verständnis der Interviews erfordert eine Grundkenntnis des Machlands. Beim kaum zehn Kilometer langen Machland handelt es sich um ein in allen Himmelsrichtungen umgrenztes flaches Becken. In ihm breitet sich das Wasser aus, wenn der enge Strudengau am Ostende des Beckens den Durchfluss erhöhter Wassermengen verhindert. Am südöstlichen Eingang in den Strudengau liegt Ardagger Markt, ein Teil der etwas über 3.000 Bewohner/-innen umfassenden Gemeinde Ardagger. Richtig überschwemmt war der Ort das letzte Mal 1979, kurz vor dem Ende der Bauarbeiten an einem Damm.¹¹ Dass man diesen Damm überhaupt bauen konnte, ist allerdings der geografischen Lage am steilen Eingang zum Strudengau zu verdanken. Ganz anders ist die Situation im etwas tiefer gelegenen Augebiet, das zu Stephanshart gehört, ebenso Teil der Gemeinde Ardagger. Es ist diese Zone, die durchschnittlich einmal jährlich überflutet wird. Seit dem 15. Jahrhundert hatten sich Bauern und Bäuerinnen in der Au angesiedelt.¹² „Sieben Jahre ohne Hochwasser bescheren den Bauern und Bäuerinnen in der Au ein goldenes Pflugblatt!“, hieß es früher im Machland, denn es galt als ausgesprochen fruchtbar. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderten sich die Vorzeichen nicht nur der Bewirtschaftung, sondern des Lebens insgesamt auf dramatische Weise. Einerseits konnte das sprichwörtliche „goldene Pflugblatt“ infolge sinkender Preise für landwirtschaftliche Produkte nicht mehr erwirtschaftet werden. Andererseits war es unmöglich, das Leben in der überschwemmungsgefährdeten Au mit der konsumgesellschaftlichen Modernisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Einklang zu bringen: Einbauküche und Waschmaschine waren schwieriger vor dem Hochwasser in Sicherheit zu bringen als die hochwassergeprüfte Einrichtung von ehemals. Während in Ardagger Markt ein Damm errichtet wurde, lag der einzige nachhaltige Schutz vor dem Wasser direkt in der Au in der Abwanderung. Diese erfolgte unter staatlicher Unterstützung und in mehreren Etappen. Die letzte davon bestritt man nach dem Jahrtausendhochwasser 2002, als die üblichen Mechanismen der Flucht in den ersten Stock nicht griffen, weil der Donauegel mit seinen 15,7 Metern¹³ in vielen

Fällen auch diesen erklomm. In Folge entschlossen sich auch die bis dahin noch verbliebenen Grundeigentümer/-innen dazu, meist in höhere Lagen Stephansharts zu übersiedeln. Nachdem ihre Anwesen geschätzt worden waren, bekamen sie eine staatliche Unterstützung für die Aussiedelung ausbezahlt.¹⁴ Das Hochwasser 2002 markierte für das Machland daher einen historischen Wendepunkt, der zugleich den Endpunkt einer lang in die Vergangenheit zurückreichenden Geschichte darstellt. Der Umgang mit immer wiederkehrenden Hochwässern hat sich fundamental geändert. Das Hochwasser stellt normalerweise keine direkte Bedrohung mehr dar, da es außerhalb des Siedlungsgebietes stattfindet. Es ist nicht mehr notwendig, die Zeichen des Wassers zu lesen, Vorkehrungen zu treffen und in den ersten Stock zu flüchten. Das Hochwasser existiert indes noch immer und wird von den Bewohnerinnen und Bewohnern mit der neu gewonnenen Distanz weiter beobachtet.

Abbildung 1: Hochwasser im Machland-Süd mit Blick auf Ardagger Markt, Ardagger 2009



Foto: Friedrich Füllinger

[Abbildung siehe Druckfassung]

Spricht man mit Bewohnerinnen und Bewohnern Ardaggers über die Zeit, in der Hochwasser noch eine direkte Bedrohung darstellten, so ist das Katastrophale eines Hochwassers immer nur ein Aspekt, der in seiner Bedeutung zum Teil hinter die beschriebene Routine zurücktritt. Von außen wirke das gefährlich, aber wenn man es erst einmal gewohnt sei, dann folge man jenen eingespielten Regeln, die mit Erscheinen des Wassers in Kraft treten. Im Folgenden wird von drei Arten von Hochwässern die Rede sein, die die Wahrnehmung des Wassers in den letzten 60 Jahren strukturiert haben. Im nachstehenden Abschnitt wird

zunächst von *normalen* Hochwässern die Rede sein, die fast schon zum Alltagsleben im Machland gehören. Das Normale kann von *katastrophalen* Hochwässern abgegrenzt werden, die einen ‚normalen‘ Umgang nicht mehr zulassen. Im darauf folgenden Abschnitt wird das *karnevaleske* Hochwasser aufgegriffen und hier insbesondere die Konstruktion von Landschaft berücksichtigt.

Die normale Hochwasserkatastrophe

Zwei Aspekte kennzeichnen die Wahrnehmung eines Hochwassers als normales Ereignis: die routinierte Praxis der Betroffenen und Helfenden einerseits und die Abgrenzung zum Extremen andererseits. Nachdem 1954 ein extremes Hochwasser stattgefunden hatte, wurde 1955 folgender Eintrag in die Feuerwehrchronik Stephanshart verfasst: „Die Donau vergaß uns auch in diesem Jahre nicht und setzte die Au in der Zeit vom 7. Juli – bis [sic!] 11. Juli, unter Wasser. Sie erreichte einen Stand von 730 cm. Natürlich ist das Wasser wieder in viele Häuser eingedrungen und erreichte in manchen davon eine ganz respektable Höhe.“¹⁵ Ein Jahr davor hatte die höchste Überschwemmung seit mehr als 50 Jahren stattgefunden, die alle früheren Hochwässer – bis auf wenige Ausnahmen – harmlos wirken lassen musste. Die meisten Hochwässer tauchen in den Erinnerungen der interviewten Bewohner/-innen Ardaggers nur als verschwommene Ereignisse auf. Schließlich kehrt das Hochwasser jedes Jahr wieder, und im routinierten Ablauf gleicht eines dem vorhergehenden wie dem nachfolgenden. In Erwartung des Hochwassers werden in aller Eile die nötigen Maßnahmen getroffen, um Vieh, Hof, Maschinen und die Menschen selbst zu schützen. Denn wenn das Wasser einmal im Haus ist, dann lässt sich kaum noch mehr machen, als auf seinen Rückzug zu warten – nach welchem mit der Hilfe von Bekannten, Verwandten, der Feuerwehr und manchmal auch des Bundesheeres alles möglichst schnell wieder in Ordnung gebracht wird. Man könnte diese routinierte Vorgangsweise auch als Kulturtechnik beschreiben, die einen angemessenen Umgang mit dem Hochwasser und die Integration des Ereignisses in den Alltag ermöglicht.¹⁶ Und als Kulturtechnik unterliegt dieser Umgang historischen Veränderungen. Im 20. Jahrhundert war er insbesondere von Veränderungen der Kommunikationstechnik geprägt, von der Umstrukturierung der Landwirtschaft, steigender Mobilität und insgesamt höherem Wohlstand – alles Symptome des „1950er Syndroms“, das auf Erdöl als primärem Energieträger beruht.¹⁷

Dass die Einrichtung des Erdgeschoßes und die Vorräte aus dem Keller in den ersten Stock in Sicherheit gebracht werden oder dass man Autos und landwirtschaftliche Maschinen aus der Hochwasserzone führt, ist zwar naheliegend, deshalb aber nicht weniger einem historischen Wandel unterlegen. Früher, als der materielle Wohlstand nicht so groß war, sei – so Maria Königshofer, die nach dem Hochwasser 2002 aus der Stephansharter Au absiedelte – der Transport der Einrichtung noch wesentlich einfacher gewesen. Damals hatte man ja nicht viel mehr in einer Küche als eine Kredenz, einen Tisch und ein paar Sessel. Die Einbauküchen, die sich mittlerweile längst durchgesetzt haben, sind wesentlich schwieriger abzumontieren.

Im Machland wurde die Flucht in den ersten Stock zum Topos in der kollektiven Erinnerung der ausgesiedelten Bevölkerung. Selbst das Vieh trieb man beim sogenannten (Vieh-) Auftrieb über eine schräge Holzplatte in den relativ engen ersten Stock.¹⁸ „Da hat

es“, beschreibt die in den 1970er Jahren aus der Stephansharter Au ausgesiedelte Maria Schmidthaler,

„immer einen eigenen Auftrieb gegeben [...] an einer Stelle am Futterboden, wo nie ein Heu oder Stroh hingekommen ist. Das ist immer frei geblieben. Immer. [...] Da ist auf der äußeren Wand [...] so ein ganz ein dicker Baum angemacht [gewesen. ... An dem] waren nur Ringe, im Abstand von den Kühen [befestigt]. Und an den Ringen da hat man sie an der Halskette angehängt. Früher [...] ist ja das Vieh sowieso angehängt gewesen, die waren das gewohnt. [...] So viel Platz haben sie gehabt, dass sie fressen haben können. [...] Da hat man ihnen das Futter von hinten nach vorne geschmissen, natürlich, weil vorne hat man keinen Platz mehr gehabt, da war die Wand. Furchtbar war's eh. [...] Und ausgemistet ist nicht worden“,

denn durch die einzige Tür nach draußen wurde das Wasser mit einem Kübel heraufgezogen. Bei den letzten Hochwässern vor der Aussiedlung ersparte man sich auf dem Hof von Maria Schmidthaler allerdings bereits den Auftrieb und brachte die Tiere zu befreundeten Bauern und Bäuerinnen außerhalb der Au. Überhaupt sei es nur durch gegenseitige Hilfe möglich gewesen, mit dem Hochwasser umzugehen. Jeder Bauer in der Au habe, so Johann Kremslehner, zumindest „früher“, in den 1950er und 1960er Jahren, immer jemanden „draußen“ gehabt, der im Falle eines Hochwassers zur Hilfe eilte, um die Betroffenen und die Feuerwehr bei der Arbeit zu unterstützen. Dazu zählte auch, den Misthaufen davor zu schützen, dass er weggeschwemmt werde, oder das Heu rechtzeitig einzuholen, damit das Vieh im ersten Stock auch bei längeren Hochwässern versorgt war.

Auch für die Menschen war oben vorgesorgt. Eine provisorische Küche war in den frühen 1970er Jahren etwa bei Maria Schmidthaler im ersten Stock ebenso vorhanden wie ein eigener Stromkreis. Sobald man sich eingerichtet hatte und das Wasser kam, begann im ersten Stock der Alltag. Kühe mussten versorgt und gemolken werden. Mit der bereitstehenden Zille fuhren die Bauern und Bäuerinnen zu einem vereinbarten Treffpunkt an die neue Grenze zum Land, wo sie die Milch abgaben und die leeren Milchkannen mit Trinkwasser auffüllten, berichtet Maria Schmidthaler. Oder die Feuerwehr kam mit Lebensmitteln vorbei und schaute, ob alles in Ordnung war, erinnert sich Maria Königshofer. Darüber hinaus gab es oft nur wenig zu tun. Sowohl Familie Schmidthaler als auch Maria Königshofer waren immer wieder froh, wenn sie von Verwandten, Bekannten, Befreundeten und Hilfskräften besucht wurden. Mit anderen Worten, das Alltagsleben ging bei Hochwasser weiter. Maria Schmidthaler zum Beispiel berichtet, wie sie in den 1960er Jahren abends mit der Zille zum Flussufer fuhr, um beim Wieselburger Volksfest Freunde zu treffen. Da es bei der Rückkehr schon dunkel war, mussten Freunde solange mit den Scheinwerfern ihres Fahrzeuges über das Wasser leuchten, bis Maria Schmidthaler sicher beim Hof angekommen war.

In puncto Flucht und Routine unterscheidet sich die Wahrnehmung des Hochwassers in Ardagger Markt zumindest bis zum Dammbau 1979 nicht wesentlich von jener in Stephanshart. Auch hier flüchtete man routiniert in den ersten Stock. Mit Evakuierung hatte das für die Bewohner/-innen 1954 nichts zu tun, erzählt Ingeborg Daxbacher, deren Eltern aus Ardagger Markt stammten. Damals sei man bescheidener gewesen als heute, und alles Nötige sei ja da gewesen. So habe der Bäcker sein Geschäft einfach im ersten Stock weiter

betrieben, ebenso wie der Greißler. Und auch Franz Moser kann sich erinnern, wie seine Familie „am zweiten Tag [des Hochwassers] schon wieder die Tabaktrafik vom Fenster vom ersten Stock aus wieder in Betrieb genommen [hat], weil Zigaretten sind ja sehr was Wichtiges in so einem Fall. Und die Leute sind dann mit der Zille gekommen und haben sich die Rauchwaren geholt.“ Auch Herr Moser selbst hatte glücklicherweise eine Zille:

„[Den] Dr. Schreiner, der hat seine Ordination in Amstetten gehabt, den hab ich jeden Tag in der Früh geholt, bin bei der Haustür hineingefahren, bis zur Stiege zum ersten Stock, und da sind er und seine Frau eingestiegen. Ich hab sie dann hinausgeführt bis zur hochwasserfreien Zone. Da hat er sein Auto stehen gehabt. Und mittags hab ich ihn wieder geholt und wieder am selben Weg zurückgebracht.“

So wie dem Alltag während des Hochwassers haftet auch den Aufräumarbeiten danach eine gewisse Routine an, zu der insbesondere die helfenden Organisationen beitragen. Die größten Aufräumarbeiten seien früher allerdings schneller erledigt gewesen als heute, heißt es. Denn damals hätten die Donauhochwässer weniger „Letten“ – schlammige Ablagerungen – gebracht: 10 bis 20 Zentimeter Donauschlamm seien da liegen geblieben, während es heute auf Grund der Donaukraftwerke oft mehr als ein halber Meter ist. Den muss man sofort entfernen, da er sonst trocknet und hart wie Beton wird. Außerdem „letzelt“ – riecht – der Schlamm und damit das gesamte Überschwemmungsgebiet, erklärt Ingeborg Daxbacher. Wenn die Letten erst einmal weggespült ist und der Ort nicht mehr stinkt, dann ist das Wichtigste erledigt. Um die Details – das Trocknen der Mauern, das Ausmalen, den Garten – kümmert man sich dann in den folgenden Wochen und Monaten.

Und doch: Hochwässer haben auch immer etwas Extremes an sich, da sie trotz aller Vorhersagen bis zu einem gewissen Grad unberechenbar bleiben. Gewohnt sei man ja an die Hochwässer, gibt Franz Moser zu bedenken, „nur wenn’s halt so arg ist, dann ist [es] natürlich [...] für alle sehr schwer zu ertragen.“ Der Soziologe Lowell J. Carr¹⁹ hat schon in den 1930er Jahren darauf hingewiesen, dass Katastrophen immer dann entstehen, wenn „kulturelle Schutzvorkehrungen zusammenbrechen.“²⁰ Genau das war im Machland zumindest zwei Mal in den letzten hundert Jahren der Fall, als das Wasser so hoch stieg, dass ein routinierter Umgang damit nicht mehr möglich war: Die Jahre 1954 und 2002 sind in die Erinnerung der Bewohner/-innen des Machlands fest eingeschrieben. Daneben werden nahezu von allen das drei Wochen anhaltende – und damit sehr lange – Hochwasser von 1965 und als aktueller Referenzpunkt das niedrigere Hochwasser von 1991 hervorgehoben.

Als schwierigste Momente der Hochwasserkatastrophe von 2002 hat Johann Kremslehner, der damalige Feuerwehrkommandant von Stephanshart, jene in Erinnerung, als er den Aubewohnerinnen und -bewohnern mitteilen musste, was noch nicht zu erahnen war:

„Man muss jetzt hingehen zu einem Haus, das wunderschön gebaut worden ist. Man fragt dann vorsichtig, wie hoch war bei euch das Hochwasser 1954? Und dann deuten sie so auf diese Höhe. Dann sagt man: Räumt’s aus, weil es wird um einen Meter höher. Den Menschen das beizubringen, das ist hart. Und da hab ich einen Fall erlebt, [...] die sind total ausgerastet, als ich dort war und [...] ihnen das erklärt hab.“

Denn über die Höhe des Hochwassers gab es zu diesem Zeitpunkt nur eine Prognose. Nichts sonst deutete auf die Dimension der erwarteten Flut hin. Diesen Moment der Überraschung hat es für manche auch 1954 gegeben. Als der damalige Autor der Feuerwehrchronik Stephanshart von der bevorstehenden Überschwemmung hörte, eilte er in die Au, um den Bauern und Bäuerinnen bei ihren Vorbereitungen zu helfen:

„Bei Freinhofer und Seppbauern sah ich schon fremde Hilfe und ging vorbei. Anders war es bei Steirerbauer: Dieser stand mitten im Stall und wollte zu weißen beginnen. Obwohl er auch die Meldung gehört hatte, war er der Meinung, daß das Wasser bis zu uns viel an Höhe verlieren würde und daher nicht so kritisch werden konnte. Er ließ sich aber schnell eines anderen belehren und stellte die begonnene Arbeit ein.“²¹

Franz Moser erinnert sich daran, dass auch in Ardagger Markt 1954 zunächst niemand glauben wollte, dass das Wasser tatsächlich bis in den Ort steigen würde. Als aber die Bewohner/-innen die drohenden katastrophalen Ausmaße realisierten, nahmen sie hektisch die notwendigen Arbeiten vor. Wie 1954 war dies auch 2002 anstrengend und strapaziös, weiß die Familie Franz Heilmanns zu erzählen, die das Hochwasser 2002 in Mitterkirchen erlebte: „Dieses Kellerausräumen und Hinaufschleppen auf den Dachboden ist eine anstrengende Arbeit. Die Anstrengung ist vielleicht auch deshalb besonders spürbar, weil dieselbe Arbeit ja erst im März des heurigen Jahres [als die Au das letzte Mal überflutet worden war, Anm.] auch getan werden mußte.“²² „Und auf einmal war’s heran“, berichtet Franz Moser über das Jahr 1954, „und ich kann mich noch erinnern, wie es über die Stiegen in den Keller gestürzt ist, das Wasser, mit Getöse.“ Unsicher bleibt bei einem Hochwasser bis zuletzt immer, wie hoch das Wasser tatsächlich steigen wird. So wie die meisten Aubauern und -bäuerinnen 1954 mussten auch die verbliebenen 2002 letztlich evakuiert werden. Das Wasser erreichte den ersten Stock, die Bewohner/-innen flüchteten vorübergehend in noch höhere Teile des Hauses. Nur die Bewohner/-innen höher gelegener Höfe hatten Glück im Unglück.

Während in der Au die Grenze zwischen Routine und Katastrophe in erster Linie mit einer gewissen Wasserhöhe zusammenfällt, kommt in Ardagger Markt seit 1979 alles auf den Damm an. Dass der Damm nicht genug Höhe haben könnte, ist allerdings nur ein Aspekt. Genauso groß ist laut Franz Pressl, dem früheren Feuerwehrkommandanten von Ardagger Markt, die Sorge, dass bei zu hohem Druck durch das Wasser der Damm breche und der gesamte Ort inklusive der Gebäude in höheren Lagen weggespült werde. 2002 ordnete daher die zuständige Bezirksstelle zunächst an, zur Entlastung des Damms den Ort zu fluten.²³ Der verantwortliche Feuerwehrkommandant trat allerdings vehement gegen diese Vorgangsweise auf: Er wollte nicht fluten lassen, solange es die Situation nicht wirklich erforderte. Zur Sicherheit wurde der Ort mithilfe des Militärs evakuiert. Von der höher gelegenen Kirche aus, so erzählt Franz Pressl, beobachteten die Bewohner/-innen die Lage und hofften, dass der Damm nicht brechen würde. Zwei Mal schien es so weit, doch in beiden Fällen stellte sich das als Fehlalarm heraus.²⁴

Erst wenn die Donau den Höchststand erreicht hat und das Wasser wieder zu sinken beginnt, ist die Ungewissheit üblicherweise vorbei. Trotzdem kann die Wahrnehmung der Situation als extrem anhalten; vor allem, wenn eine gewisse Höhe erreicht ist und man sich kaum noch bewegen kann. Alles lässt sich in der kurzen Vorbereitungszeit gar nicht berücksichtigen, berichtet Hannes Manner: „Das sind lauter so Sachen, an die du nicht

denkst, wenn das ist. Keine Toilette, und kein Wasser, und kein Telefon, und kein Strom, und kein Radio, und kein Fernsehen.“

Wirklich deutlich wird das Ausmaß der Katastrophe, wenn das sinkende Wasser die Zerstörung sichtbar macht. Auch hier ragen insbesondere die Ereignisse von 1954, 1965 und 2002 über andere Hochwässer hinaus: Für das Jahr 1954 veröffentlichte die *Amstettner Zeitung* eine mehrzeilige Bilanz für Stephanshart: „Maria Raffetzeder: Dachstuhl zerstört, Mauerschäden; Johann Heindl: Hütte demoliert und Scheune schwer beschädigt; Josef Obereigner: Scheune beschädigt; Maria Durringer: Bauschäden trotz Neubau; Ludwig Auer: Stallungen gefährdet [...]“²⁵ Nach dem dreiwöchigen Hochwasser 1965 lagen die Schäden insbesondere für die Landwirtschaft jenseits der schlimmsten Erwartungen: „Die nun sichtbar werdenden Flurschäden sind so, wie wir sie wohl vorausgeahnt – aber nicht auszusprechen wagten: Sie sind total und lassen sich einfach nicht mehr steigern.“²⁶ Und auch 2002 gab es katastrophale Schäden. Überall sei der Schlamm gewesen, erzählt Maria Königshofer. Die Badewanne war bis oben hin voll, aus den Steckdosen ist er geronnen, der Kachelofen war damit verstopft und die dicken Wände des Erdgeschoßes waren bis oben hin feucht. Ähnliches berichtet Hannes Manner. Sein erster Eindruck, als er nach Ende des Hochwassers wieder nach Hause kam:

„Aber da hat es ausgeschaut wie nach ... Unglaublich! Also wenn ich das alleine alles machen [hätte] müssen, da hätt' ich ein Taferl hingehängt und hätt' hingeschrieben: Der Erste, der das liest, kann sich alles behalten, weil ich kann das nicht machen. Da war so viel Schlamm und Dreck und üble Gerüche, und alles war kaputt.“

Ähnliche Beschreibungen finden sich in großer Zahl in einem von Eugenie Kain herausgegebenen Buch, in dem 2002 betroffene Bewohner aus Mitterkirchen ihre Erlebnisse niederschrieben. Die materiellen Schäden wurden nur noch von der tragischen Verunglückung eines Bewohners von Mitterkirchen während des Hochwassers überschattet.²⁷

Die Auswirkungen der großen Hochwässer waren es, die den Ruf nach allgemeinen Maßnahmen laut werden ließen. Maria Schmidthaler erinnert sich an die Situation nach dem Hochwasser 1954: Ihr Vater versuchte damals, die anderen Aubauern und -bäuerinnen davon zu überzeugen, dass es so nicht weitergehen könne, dass man etwas unternehmen müsse – etwa wegziehen oder einen Damm bauen. Unmöglich erschien das den anderen, länger ansässigen Aubauern und -bäuerinnen, die aufgrund gemeinsamer Erfahrungen von Hochwässern fest zusammenhielten. Und so baute die Familie den zerstörten Stall wieder auf. Eine Wende brachte der Besuch von Landeshauptmann Eduard Hartmann Mitte der 1960er Jahre. Das Wasser stand wieder einmal in der Au:

„Große Aufregung, der Landeshauptmann kommt mit der Zille, geht genau bei der Leiter hinauf, genau wie wir. [...] Der hat geglaubt [...], so kann man nicht leben, eigentlich. Aber er hat gesehen, wir sind irgendwie organisiert mit E-Herd oben. [...] Wir haben da kochen können. [...] Das war ja irgendwie eingerichtet provisorisch. [...] Na und dann hat er gesagt, nein, das geht nicht, da müssen wir irgendwas tun.“

Aber erst Bürgermeister Karl Amon habe nach der Gemeindezusammenlegung von Ardagger Markt, Stephanshart und anderen Ortsteilen die Sache als niederösterreichischer

Landtagsabgeordneter entscheidend vorangebracht. Das habe, so Maria Schmidthaler, sowohl zur Unterstützung bei der Aussiedelung als auch zum Dammbau in Ardagger Markt geführt.

Für die Bewohner/-innen von Ardagger Markt war der Dammbau kaum mit Einschränkungen verbunden, er brachte – im Gegenteil – Vorteile, da der Damm seither auch als lange ersehnte Umfahrungsstraße für den Ort fungiert. In Stephanshart hingegen bestand der Schutz vor dem Hochwasser darin, die Au zurückzulassen – und damit die Heimat, die Gemeinde, die Nachbarschaft, vielleicht sogar die Landwirtschaft und die damit verbundene Lebensweise aufzugeben. Denn um die staatliche Entschädigung zu erhalten, musste man Haus und Hof abreißen lassen. Sowohl für Maria Schmidthalers Familie, als auch für Familie Ruthner war die Sache schnell klar. Anna Ruthner erinnert sich:

„Meine Mutter war damals schon [...] 90 Jahre alt und sie war froh, dass sie herausgekommen ist. Wissen Sie, sie hat [...] im Erdgeschoß gewohnt, und wissen’S, wie das ausgeschaut hat: Das Bett war eh auf der Mittelmauer [...], aber das Bett ist schon schimmelig geworden. Die Häuser sind ja schon Jahrhunderte [...] so oft überflutet worden. Die sind ja so durchnässt.“

Im gesamten Mostviertel habe man sich nach Möglichkeiten umgeschaut, die Landwirtschaft neu aufzubauen. Schließlich schuf sich Familie Ruthner nicht weit entfernt außerhalb der Au eine neue Existenz. Viele andere wollten die Au zunächst nicht verlassen. Die Katastrophe 2002 gab schließlich den letzten und entscheidenden Anstoß. Sowohl für Maria Königshofer als auch Hannes Manner war klar, dass sie gehen mussten, dass weder sie noch ihr Hof eine weitere Katastrophe dieses Ausmaßes überstehen konnten.

Auch wenn alle interviewten Aussiedler/-innen froh darüber waren, den Hochwässern nicht mehr ausgeliefert zu sein: Mit dem Verlassen der Höfe war auch Bedauern verbunden. An die Zeit in der Au erinnert man sich gerne zurück. Anna Ruthner besucht immer wieder den Ort in der Au, an dem früher der Hof gestanden war: „Da hab ich mir immer alles angeschaut, das Ganze [...]. Und dann war ich wieder zufrieden. Dass ich wieder alles gesehen hab’. Die Bäume, den Garten, den Wald und alles.“ Hannes Manner schlug der Gemeinde Mitterkirchen vor, nach dem Abriss seines Hofes zumindest den Torbogen als Denkmal aufstellen zu lassen. Eigentlich hätte er sich noch eine kleine Kapelle gewünscht. Die wurde aber nicht realisiert. Stattdessen, sagt er, habe er auf der Fläche hinter dem Torbogen, wo früher sein Hof stand, eine Wiese angelegt.

Die karnevaleske Donaulandschaft

„Ein Teil der Leute lachte und ein Teil weinte“²⁸, heißt es in den Melker Annalen über das Hochwasser von 1501. Der Historiker Christian Rohr erklärt dies mit der extremen Anspannung, die die Bewohner/-innen angesichts der Katastrophe empfinden mussten.²⁹ Das Lachen schafft Distanz zu den Geschehnissen.³⁰ Nicht weniger plausibel scheint aber die Erklärung, dass jener Teil der Bevölkerung lachte, den das Hochwasser faszinierte. Im Wien des 18. Jahrhunderts war das nicht anders:

„Der Eißstoß hat auch schon z'gehn angfangen, und da freun sich schon viele auf eine Ueberschwemmung, damit s' einmal wieder ein Spektakel z'sehn kriegn. Es fahrn jetzt auch schon eine Menge gnaedige Herrn und Fraun auf Nußdorf spazieren, und da habn s' ordentlich ein Freud drüber, wenn s' sehen, daß ein Bruckenjoch nach'n andern z'samm burzelt. Aber d'armen Leut, die an Wasser wohnen, habn kein so große Freud dran; denn die wissen halt, was d'Wassernoth für ein groß's Elend ist.“³¹

Auch im Machland gibt es lachende Menschen. Sie werden in den beiden folgenden Abschnitten in die emischen Kategorien der *Tourist/-inn/-en* – auswärtige Zuschauer/-innen – und des *Hochwasserschauens* durch Einheimische geteilt.

Hochwasser I: Touristen

Hochwässern scheint immer auch etwas Spektakuläres anzuhaften. Die Tatsache, dass sie – genauso wie andere Katastrophen – zu medialen Ereignissen werden, formt davon Zeugnis.³² Es sollte daher kaum überraschen, dass zwei meiner Gesprächspartner/-innen in Ardagger schon mehrmals zu Fernsehinterviews gebeten wurden. Und tatsächlich ist es auch nicht schwierig, über den kleinen Ort Ardagger eine große Zahl an historischen Medienberichten zu finden, wenn man die lokalen Aufzeichnungen zum Ausgangspunkt historischer Medienrecherche nimmt. Durch das Spektakel angezogen, kommen Beobachter/-innen von außen in das Machland. Sie werden üblicherweise mit dem Terminus Hochwassertouristen umschrieben, denn ihrem Schauen haftet – wie dem Tourismus oft vorgeworfen wird – etwas Voyeuristisches an: Manche Schaulustige fotografieren aufdringlich und äußern taktlose Bemerkungen, die den Betroffenen die „Zornesröte“³³ ins Gesicht treiben.³⁴ „Das ist ja das Schlimmste: Wenn's einfach kommen und schauen. Ich weiß nicht, was sie sich anschauen“, empört sich Maria Königshofer. Eine mögliche Antwort gibt Franz Moser: „Man freut sich, dass man selber nicht davon betroffen ist, fährt nach Haus und freut sich.“ Theresia Schön vermutet, dass es am Nervenkitzel liegt, den das Hochwasser Außenstehenden bereitet.³⁵ Nicht selten richten die Schaulustigen zusätzliche Schäden an, so wie 1954, als sie laut Franz Moser „rücksichtslos durch die Wiesen gegangen“ seien. Zudem hinderten die Schaulustigen Tiere daran, ihre üblichen Fluchtwege zu verwenden, weiß Johann Kremslehner. Sie stehen den Einsatzkräften im Weg, speziell wenn Absperrungen nicht beachtet werden. 1954 waren laut *Amstettner Anzeiger* sogar 20.000 Schaulustige nach Ardagger gekommen.³⁶ Franz Moser erinnert sich, wie jemand begeistert ausrief: „Das ist ja wie in Venedig!“ Schön sei das Hochwasser – aber nur für die, die es nicht betrifft.

Das Verhältnis zu den Schaulustigen ist allerdings nicht ganz so eindeutig, wie es zunächst erscheint. Die Feuerwehrchronik aus Stephanshart berichtet in diesem Zusammenhang von einem anderen Umgang: „Es war Sonntag. In Empfang hatten sich eine Menge Neugieriger aus der Umgebung eingefunden. So nahmen wir nun auch unsere ‚Change‘ [sic!] wahr und machten, gegen ein kleines Entgelt, einige Rundfahrten mit dem Ponton, in der Empfänger Au.“³⁷ Es gibt also ein Verständnis für das große Interesse am Hochwasser. Es scheint bei den Tourist/-inn/-en ähnlich zu sein wie bei den lokalen Kindern. Sie dürfen nämlich den Ausnahmezustand bei Hochwasser spannend finden, ohne auf die

moralischen Implikationen Rücksicht zu nehmen, die der Freude an der Katastrophe anhaften. Das war früher so, als Johann Kremslehner, Maria Schmidthaler, Hannes Manner und Franz Moser jung waren, und das ist für die Geschwister Pressl noch heute so. Anna Ruthner erzählt, wie sie sich als Kind nach dem Hochwasser gesehnt hat: „Wie wir Kinder gewesen sind, wir haben uns ja fast gefreut, wenn das Hochwasser gekommen ist; weil, wir haben dann mit der Zille fahren können. Da haben wir beim Fenster hinausgeschaut in der Früh, ob das Wasser eh da ist: Nein ist nicht da. Na schade!“ Damals wurde die Schule geschlossen, die Eltern hatten endlich Zeit, und man konnte am Ende des Hochwassers in den neu entstandenen Becken klaren Donauwassers baden, wie Franz Moser erzählt:

„Dass es [das Hochwasser] so groß war, wie’s einmal die alten Leute erzählt haben, 1897, 1899, das hätten wir uns eigentlich nicht vorstellen können. Und 1920 [...] war’s auch ziemlich hoch. Die unteren Häuser, die sind überschwemmt gewesen. Aber als Kinder hat uns das nicht berührt. Im Gegenteil, in der Au, diese Gräben waren mit Wasser gefüllt. Das waren richtige Badeplätze für uns.“

Wenn die Kinder dann älter werden und die Zerstörung wahrnehmen, dann sei es aber undenkbar, das Hochwasser zu genießen.

Abbildung 2: Stephanshart 1991



Foto: Johann Ruthner

[Abbildung siehe Druckfassung]

Hochwasser II: Hochwasserschauen

Dennoch gibt es auch für Erwachsene Momente, in denen das Hochwasser zur Attraktion wird. Im Gegensatz zum voyeuristischen Blick der Tourist/-inn/-en wird die Aktivität der Einheimischen mit dem Terminus technicus „Hochwasserschauen“ umschrieben. Die fehlende eigene Betroffenheit kann dabei zum Auslöser eines moralischen Übertritts werden. Maria Schmidthaler, die schon vor dem 2002er-Hochwasser aus der Au ausgesiedelt war, erzählte in diesem Zusammenhang eine aufschlussreiche Anekdote: Auf einem Ausflug mit der Zille während des Hochwassers 2002 fuhr sie an einem überschwemmten Nachbarhaus vorbei. Sie hatte versucht, respektvollen Abstand zu wahren, da das Schauen mit einem unangenehmen Gefühl einherging. Als sie die Nachbarn über das Wasser herbeiriefen, stellte sich das Gefühl allerdings als unangebracht heraus – man unterhielt sich freundschaftlich.

Auch im Machland kennt man die lachenden Leute, die Faszination, die vom Hochwasser ausgeht. Man könnte erwarten, dass auf Fotos, die während der Hochwässer aufgenommen werden, die betrübte Stimmung, das Chaos oder jedenfalls das Hochwasser in seiner Normalität sichtbar wird. Stattdessen sehen viele der abgelichteten Personen fröhlich aus. Sie lächeln in die Kamera und scheinen sich zu freuen. Kinder spielen in und mit dem Wasser. Familien unternehmen Fahrten durch die überschwemmte Au. Die vom Hochwasser betroffenen Bewohner/-innen werden ebenso wie die überschwemmten Häuser, Dörfer oder die Au zu Objekten des Interesses, denn dem Hochwasser haftet bei allem Katastrophalen oder Normalen auch für die Bewohner/-innen etwas Karnevaleskes an: Es ist eine Situation, in der Konventionen und Regeln von Natur und Gesellschaft überschritten und ‚verkehrt‘ werden.

Die Donau verliert während des Hochwassers manche ihrer gewohnten Eigenschaften. Gemäß Beschreibungen der Bewohner/-innen Ardaggers könnte man sogar behaupten, sie ignoriere die Gesetze der Physik, etwa die Schwerkraft. Die Donau fließt bei Hochwasser nicht nur in die falsche Richtung, sondern auch noch aufwärts. Sie bewegt sich allerdings nicht in völliger Unberechenbarkeit, denn bei Hochwasser fließt sie zunächst jedes Mal aufwärts. Sie scheint also noch bestimmten – anderen, verkehrten – Regeln zu folgen. Genau die Entdeckung dieser karnevalesken Momente und verkehrten Regeln, so argumentiere ich, führt zur Faszination durch die Hochwasserlandschaft. In den Gesprächen mit der Bevölkerung Ardaggers wurden solche karnevalesken Charakterisierungen des Wassers häufig erwähnt. Einige davon werden in Folge referiert.

Der karnevaleske Charakter geht dabei nicht nur von der Menge des Wassers aus – das Wasser selbst scheint verrückt zu spielen: „Zuerst strömt das Wasser stromaufwärts“ statt wie sonst stromabwärts, berichtet Maria Königshofer. Es fließt vom sogenannten Spitz beim Pumpwerk am südlichen Eingang zum Strudengau und vom Greiner Arm kommend zurück Richtung Wallsee und in die höheren Lagen der Au. Das ist „komisch, aber es ist so“. Wenn sich das Hochwasser dann zurückzieht, fließt es wieder – wie es sich gehört – stromabwärts.

Ist das Hochwasser erst einmal da, verliert man schnell die Orientierung, denn mit den steigenden Fluten verschwinden Straßen, Gehwege und Geländeunterschiede. Man weiß nicht mehr, ob es unter dem Wasserspiegel nur wenige Zentimeter oder mehrere Meter in die Tiefe geht. Außenstehende Personen unterschätzen diese Gefahr des Hochwassers oft,

berichtet Johann Kreamslehner. Seine Aufgabe als Feuerwehrkommandant von Stephanshart besteht seit der Aussiedelung primär darin, Tiere und Tourist/-inn/-en vor dem Ertrinken zu retten. Einmal etwa hatte eine Radtouristin das Radfahrverbot wegen Hochwasser am Donauradweg missachtet. Das hatte er glücklicherweise zufällig beobachtet, denn schon wenig später stand sie bis zu den Knien ohne Orientierung im Wasser.

Die Geschwister Pressl, die von einer Aussiedlerfamilie abstammen, erzählten ihre Erfahrung mit den eigenartigen Phänomenen des Hochwassers. Einmal fuhren sie mit dem Boot über das Hochwasser und kamen an einer eigenartigen sprudelnden „Fontäne“ vorbei, wie sie erzählen. So eine Bootsfahrt ist bei Hochwasser allerdings nicht ungefährlich, denn man müsse aufpassen, dass man nicht in die starke Strömung komme: „Wenn man da mit dem Boot hinunterfährt in Richtung Wasser, also mit dem Wasser runter, dann fährt man und nebenbei schießen Bäume vorbei. Du fährst mit dem Boot Vollgas und die überholen dich noch immer, also das ist unbeschreiblich.“ Schiffe können auf keinen Fall mehr fahren. „Und wenn man genau schaut, die Donau macht [...] so einen Hügel“, erwähnt Lukas.

Maria Schmidthaler, selbst in der Au aufgewachsen, hat hingegen beobachtet, dass sich nicht nur das Wasser eigenartig verhält, sondern das Hochwasser auch Auswirkungen auf die Verbreitung des Schalls hat. Deutlich war das geworden, wenn sie früher – als sie in der Au lebte – während des Hochwassers Besuch bekam. Vom Ufer aus sei es für die Ankommenden kein Problem gewesen, sich bei den vom Hochwasser Eingeschlossenen bemerkbar zu machen. Man habe einfach über die 500 Meter Entfernung hinweg gerufen: „Das haben wir ganz schön gehört. Haben wir zurück geschrien: ‚Wer is’n?‘ Und dann haben sie geschrien [...] ‚Nandl‘, oder wer, und dann haben wir gesagt: ‚Ja, ich hol dich.‘ Und dann ist der Vater gefahren und hat sie geholt.“

Während sich die vorangegangenen Beispiele auf eine Verschiebung der üblichen Verhaltensweise der Donau bezogen, wird die Hochwasserlandschaft auch in Hinblick auf ihre Ästhetik beschrieben. Johann Kreamslehner ist beispielsweise fasziniert von der spezifischen Stimmung des Hochwassers, die vor allem in der Nacht und der Dämmerung deutlich wird und die er als Feuerwehrkommandant mehrfach erlebt hat: „[...] und da war es mucksmäuschenstill. Also eine unruhige Stimmung. Also so ein Hochwasser bringt ... also das kann man nicht beschreiben ... das ist so [...] eine Stimmung, so eine ruhige, das Plätschern vom Wasser. Dort bricht ein Baum um, dann schreit irgendwo wieder mal ein Reh oder ... also das ist unheimlich, diese Stimmung muss man erleben, die kann man nicht schildern.“ Diese Stimmung hat genauso wie die Freude am Karnevalesken (siehe Abbildung 2) ihre eigene Ikonografie. In diesem Fall allerdings handelt es sich beim abgeblendetem Objekt nicht um fröhliche Menschen, sondern um eine ästhetisierte Landschaft. Sonnenunter- und -aufgänge, sich im Wasser spiegelnde Gebäude und andere Objekte sind die bevorzugten Motive. Sie heben die Schönheit des gleichmachenden Wassers hervor (siehe Abbildung 3).

Während die skizzierten Hochwassererfahrungen tendenziell auf Distanz und Routine basieren, ergibt die Wahrnehmung als Katastrophe ein anderes Bild des Wassers. Hannes Manner, selbst betroffen vom Hochwasser 2002, schildert, wie er vor seiner Evakuierung einige Tage in seinem Hof durch das Wasser eingesperrt war: „Und dann sind wir weggeflogen worden, ins Grüne. Endlich haben wir nach drei Tagen wieder Grün gesehen. Das musst du erst einmal erleben. Wenn du nur diese grauen Massen siehst, [...] das geht dir so ins Hirn hinein.“

moralischen Implikationen Rücksicht zu nehmen, die der Freude an der Katastrophe anhaften. Das war früher so, als Johann Kremslehner, Maria Schmidthaler, Hannes Manner und Franz Moser jung waren, und das ist für die Geschwister Pressl noch heute so. Anna Ruthner erzählt, wie sie sich als Kind nach dem Hochwasser gesehnt hat: „Wie wir Kinder gewesen sind, wir haben uns ja fast gefreut, wenn das Hochwasser gekommen ist; weil, wir haben dann mit der Zille fahren können. Da haben wir beim Fenster hinausgeschaut in der Früh, ob das Wasser eh da ist: Nein ist nicht da. Na schade!“ Damals wurde die Schule geschlossen, die Eltern hatten endlich Zeit, und man konnte am Ende des Hochwassers in den neu entstandenen Becken klaren Donauwassers baden, wie Franz Moser erzählt:

„Dass es [das Hochwasser] so groß war, wie’s einmal die alten Leute erzählt haben, 1897, 1899, das hätten wir uns eigentlich nicht vorstellen können. Und 1920 [...] war’s auch ziemlich hoch. Die unteren Häuser, die sind überschwemmt gewesen. Aber als Kinder hat uns das nicht berührt. Im Gegenteil, in der Au, diese Gräben waren mit Wasser gefüllt. Das waren richtige Badeplätze für uns.“

Wenn die Kinder dann älter werden und die Zerstörung wahrnehmen, dann sei es aber undenkbar, das Hochwasser zu genießen.

Abbildung 2: Stephanshart 1991



Foto: Johann Ruthner

[Abbildung siehe Druckfassung]

Hochwassers auch für Orte weiter unterhalb der Donau interessant. Die Wiener Zeitung führt etwa 1954 die Hochwassersperre ebendieser Straße als Indikator dafür an, dass auch Wien bald vom Wasser erfasst würde.⁴⁰

Im weiteren Hochwasserverlauf ist dann die Geschwindigkeit des Wasseranstiegs ein wichtiger Indikator, ob und wie weit das Wasser noch steigen wird. Aus diesem Grund, davon berichtet unter anderem Maria Königshofer, sei es üblich gewesen, mehrere Stecken in der Nähe des Hauses zu postieren, an denen die Entwicklung der Welle abgelesen werden konnte: „Und unser Vater hat dann immer, wo die Hofzufahrt war, [...] alle paar Meter Stecken eingeschlagen [...] und immer geschaut, wie schnell es steigt. [...] Und dann hat er gesagt: Naja, ausräumen ... naja, müssen wir schon.“ Sobald das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hat, greifen allerdings andere, zum Teil weniger konventionelle Methoden der Beobachtung. Über das Hochwasser 2002 erzählt Maria Königshofer etwa:

„Der [Rudi] hat sich dann am Dienstag [knapp vor dem Höchstwasserstand] im Vorhaus oben mit dem Schlafsack am Boden gelegt und hat gesagt: Maria, geh ins Bett, [...] hat er gesagt, wenn das Wasser am Hintern hinein rinnt, dann weck ich dich auf. Und um halb sechs ist er hereingekommen oder was und da hat er gesagt, es steht seit einer Stunde [oben].“

Das alltägliche Donauhochwasser und seine Landschaft

Zu Ende dieses Beitrags scheint es angebracht, noch einmal das historische Verhältnis zwischen Wohnbevölkerung und Hochwasserlandschaft Revue passieren zu lassen. Denn die Zeitgeschichte des Machlands ist von hierfür bedeutenden Einschnitten geprägt: Dammbau und Aussiedelung. In den letzten 40 Jahren haben die Bewohner/-innen des Machlands entscheidende Distanz zum Hochwasser gewonnen. Die Au befindet sich nicht mehr vor der Haustüre, sondern „unten“ oder auf der „anderen Seite“ des Damms. Normalerweise sind nur noch Tiere, Tourist/-inn/-en und die Landwirtschaft direkt vom Wasser betroffen. Nur in extremen Ausnahmefällen ist die Stabilität des Damms um Ardagger Markt tatsächlich bedroht. Im südlichen Machland gehören daher der regelmäßige Rückzug in den ersten Stock und die Flucht vor dem Wasser in höher gelegene Gebiete ebenso zur unwiederbringlichen Vergangenheit, wie das unvermeidliche Lesen der Zeichen des Hochwassers. Ob der „Spitz unter“ ist, scheint nur noch eine Frage der Gewohnheit zu sein, die keine lebensverändernde Antwort mit sich bringt. In den von mir geführten Gesprächen ist dieser Bruch allerdings nicht ganz so deutlich zu Tage getreten, wie hier zusammengefasst. Den Grund dafür vermute ich einerseits im Nachwirken der bis vor wenigen Jahren direkt geteilten Geschichte von Bevölkerung und Hochwasser. Diesbezüglich gilt es, die nächsten Jahrzehnte des getrennten Lebens abzuwarten. Andererseits aber ist die Trennung keineswegs eine absolute. Die Au und der Fluss liegen nach wie vor vor der Türe, wenn auch in sicherer Entfernung. Alleine dadurch hat sich das Verhältnis zum Hochwasser entscheidend entspannt. Übrig bleibt vordergründig eine Wahrnehmung von Hochwässern, die es auch früher schon gegeben hat: die Donaulandschaft in ihrem karnevalesken Zustand zu verstehen. Die Perspektive auf die Hochwasserlandschaft hat sich für die meisten früher betroffenen Bewohner/-innen dennoch verändert, da das Hochwasser

zum reinen Ort der Freizeit geworden ist. Seine spezifische Charakteristik ergibt sich nicht mehr daraus, dass beispielsweise Distanzen überwunden werden müssen; dass es ein Problem darstellt, von ankommenden Gästen zu erfahren oder in der Nacht per Zille zum Hof zurückzufinden. Das Donauhochwasser scheint viel mehr als vor dem räumlichen Rückzug der Bewohner/-innen zu einem karnevalesken Spektakel geworden zu sein, das vor allem aus einer gewissen Distanz genossen werden kann.

Anmerkungen

- 1 Michail Bachtin, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, Frankfurt am Main 1995.
- 2 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 56.
- 3 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 12.
- 4 Bachtin, *Rabelais*, wie Anm. 1, 15.
- 5 Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän. Eine Erzählung (Gesammelte Werke in zeitlicher Reihenfolge, Bd. 7)*, Frankfurt am Main 1986, 205–300, hier 271.
- 6 Siehe beispielsweise: Martin Döring, „Das Hochwasser wirkt als prima Bindemittel“. Die metaphorische mediale Konstruktion eines wiedervereinigten Deutschlands in Zeiten der Oderflut 1997, in: Dieter Groh/Michael Kempe/Franz Mauelshagen (Hg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert (Literatur und Anthropologie, Bd. 13)*, Tübingen 2003, 299–326.
- 7 Christian Rohr, *Historische Naturkatastrophen als Gegenstand einer kulturgeschichtlich orientierten Umweltgeschichte*, in: *Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung* 38 (2008) 2, 2–13, hier 8–9.
- 8 Thomas Dunlap: *Faith in Nature. Environmentalism as a Religious Quest*, Seattle 2004. In Bezug auf Naturkatastrophen und ihre Heiligkeit siehe: René Girard/Patrick Gregory, *Violence and the Sacred*, London/New York 2005, 32.
- 9 Verena Winiwarter/Martin Schmid, *Umwelt Donau: Eine andere Geschichte*, Katalog zur Ausstellung des Niederösterreichischen Landesarchivs im ehemaligen Pfarrhof in Ardagger Markt 2010, St. Pölten 2010.
- 10 Bei direkten als auch indirekten Zitaten, die aus den Interviews und Gesprächen stammen, wird die betreffende Person direkt im Fließtext angeführt. Es wurde darauf verzichtet eine eigene Fußnote einzufügen. Folgende Personen wurden interviewt: Johann Kremslehner (4.9.2009), Maria Königshofer (4.9.2009), Franz Moser (4.9.2009), Hannes Manner (9.9.2009), Anna Ruthner (9.9.2009), Lea, Sara und Lukas Pressl (11.9.2009) und Maria Schmidthaler (11.9.2009).
- 11 Helmut Werner (Hg.), *Donauhochwasserschutz Ardagger mit Ortsumfahrung im Zuge der B 119*, Wien [o. J.].
- 12 Heimo Cerny, *Siedlungsgeschichte des Stephansarter Raumes*, in: *Kulturkreis Stephanshart (Hg.), Zeitenblicke Stephanshart. Lebens- und Schicksalsraum im Machland*, Stephanshart 2009, 12–47.
- 13 Heimo Cerny/Evelyn Eichenseder/Romana Mayrhofer-Spindler, *Markt Ardagger im Wandel der Zeit. Eine Geschichtschronik*, Ardagger Markt 2002, 179.
- 14 Ebd., 175.
- 15 *Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1955)*, 59.
- 16 Vgl. Andreas Schmidt: „Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint ...“ Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755 bis 1855, *Münster u.a.* 1999, 7–8. Christian Rohr spricht in diesem Zusammenhang von einem „natürlichen“ Umgang mit dem Naturereignis“. Siehe: Rohr, *Historische Naturkatastrophen*, wie. Anm. 7, 7.
- 17 Christian Pfister, *Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*, Bern/Stuttgart/Wien 1996.
- 18 Maria Schmidthaler, *Das Wasser kommt – eine Geschichte aus der Au*, in: *Kulturkreis Stephanshart (Hg.), Zeitenblicke Stephanshart. Lebens- und Schicksalsraum im Machland*, Stephanshart 2009, 186–195; Martina Schmidthaler, *Die Landnutzung im Machland-Süd landschaftsplanerisch betrachtet*, unveröffentlichte nat. Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur, Wien 1997, 6; Heimo Cerny, *Die Machland-Aussiedler. Vor 20 Jahren begann eine spektakuläre Umsiedlungsaktion*, in: *Niederösterreichische Kulturberichte (November 1993)*, 6–7.

- 19 Lowell Juilliard Carr: Disaster and Sequence-Pattern Concept of Social Change, in: American Journal of Sociology 38 (1932) H.2, 207–218.
- 20 Rohr, Historische Naturkatastrophen, wie. Anm. 7, 3.
- 21 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1954), 42.
- 22 Franz Heilmann, Mein Hochwasser-Tagebuch, in: Eugenie Kain (Hg.), Nicht nur der Himmel hat geweint. Hochwassergeschichten aus Mitterkirchen, Grünbach 2003, 36–41, hier 36.
- 23 Cerny/Eichenseder/Mayrhofer-Spindler, Markt Ardagger, wie Anm. 13, 177.
- 24 Ebd.
- 25 Denn die Elemente hassen ... , in: Niederösterreichische Nachrichten, Amstettner Zeitung, 19.07.1954, 1.
- 26 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1955), 21.
- 27 Eugenie Kain (Hg.), Nicht nur der Himmel hat geweint. Hochwassergeschichten aus Mitterkirchen, Grünbach 2003.
- 28 Wilhelm Wattenbach (Hg.), Annales Mellicenses, 1851, Continuatio Mellicensis ad a. 1501. Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 9. Hanover, reprint Stuttgart 1983, 501–535, hier 528, zit. nach Christian Rohr, The Danube Floods and Their Human Response and Perception (14th to 17th C), in: History of Meteorology 2 (2005), 71–86, hier 85.
- 29 Christian Rohr, The Danube Floods and Their Human Response and Perception (14th to 17th C), in: History of Meteorology 2 (2005), 71–86, hier 73–74.
- 30 Vgl. Eckhard Höfner, Das Grauen und das Lachen. Aspekte der Lach-Kultur in der Moderne, in: Matthias Rothe/Hartmut Schröder (Hg.), Ritualisierte Tabuverletzung, Lachkultur und das Karnevaleske. Beiträge des Finnisch-Ungarischen Kultursemiotischen Symposiums, 9. bis 11. November 2000 (Studien zur Ethik in Ostmitteleuropa, Bd. 6), Berlin/Frankfurt an der Oder, 109–146.
- 31 Joseph Richter, Der wiederaufgelebte Eipeldauer, Wien 1799, 20.
- 32 Vgl. Rohr, Historische Naturkatastrophen, wie. Anm. 7, 2.
- 33 Theresia Schön, Hochwassertourismus, in: Eugenie Kain (Hg.), Himmel, wie Anm. 23, 35.
- 34 Cerny/Eichenseder/Mayrhofer-Spindler, Markt Ardagger, wie Anm. 13, 178.
- 35 Schön, Hochwassertourismus, wie Anm. 34, 35.
- 36 Kampf gegen die Wassernot in Markt Ardagger, in: Amstettner Anzeiger, 15.07.1954, 2.
- 37 Chronik der freiwilligen Feuerwehr Stefanshart (1954), 49–50.
- 38 K.k. hydrographisches Zentralbüro (Hg.), Die Hochwasserkatastrophe des Jahres 1899 im österreichischen Donaugebiete (Beiträge zur Hydrographie Österreichs, Bd. 4), Wien 1900, 154.
- 39 Franz Pressl, 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Markt Ardagger. Ardagger Markt 1996; FF Stefanshart – Geschichte, http://www.ff-stefanshart.net/ff/index.php?option=com_content&task=view&id=1&Itemid=38 (22. Sept. 2010).
- 40 Die Donau führt Hochwasser, in: Wiener Zeitung, 06.07.1954, 4.

Fahrt durchs Nirgendwo

Expertenvernunft, Alltagsgefühle und die Krux der modernen Raumproduktion

Debatten um die Gestaltung von Räumen und Landschaften hatten im ersten Multi-Krisen-Jahrzehnt des dritten Jahrtausends einen öffentlichen Prioritäts- und Aufmerksamkeitsfaktor nahe Null. Dabei wird seit vielen Jahrzehnten eine akademische Debatte geführt, deren kleinster gemeinsamer Nenner in der Diagnose von problematischen Nebenwirkungen der räumlichen Modernisierung besteht. Diese Nebenwirkungen reichen von der energie- und klimapolitischen Problematik der zerstreuten Siedlungsweise bis zur Vernichtung von tierischen und pflanzlichen Habitaten, von der aggressiven Kapitalisierung des Bodens bis hin zu Dissonanzerfahrungen und emotionalem Desengagement.

Gegen diesen kleinsten gemeinsamen Nenner würden wohl viele Forschende aus Natur- und Gesellschaftswissenschaften, aus Geografie und Raumplanung, Soziologie und Psychologie, Philosophie oder Geschichte keinen Einspruch einlegen. Von manchen Seiten allerdings wäre doch mit heftigem Widerspruch zu rechnen. Die Problematisierung der räumlichen Entwicklung kann auf starke Traditionen bauen, ist aber keineswegs unumstritten. Was für die weit verzweigte Forschungslandschaft gilt, scheint mehr noch auf das Ganze der Gesellschaft zuzutreffen: Angesichts der Tatsache, dass sich bislang keine breite gesellschaftspolitische Allianz formiert hat, um die als problematisch diagnostizierten räumlichen Entwicklungen und Trends zu stoppen, spricht nicht viel dafür, dass besorgte Diagnosen von einem breiten gesellschaftlichen Konsens getragen würden.

Wie also ist es um die gesellschaftliche Wahrnehmung der räumlichen Entwicklung bestellt? Kann das Lager der akademischen Problematisierer darauf hoffen, dort und da auf Verständnis zu treffen? Oder prallen Welten aufeinander? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, ist es nötig, eine Brücke zwischen den Expertendiskursen und den dominanten Wahrnehmungsmodi der sogenannten „Laien“ zu schlagen. Das soll im Folgenden versucht werden.

Das frühe 20. Jahrhundert und die große Spaltung

Solange sich Fachwelt und Publikum darauf einigen konnten, dass die Modernisierung des Lebens und des Raumes prinzipiell eine gute Sache sei und dass man diese mit den bewährten klassischen Mitteln zu strukturieren hätte, ging alles seinen Gang. Solange man die Mühe auf sich nahm, neue technische Infrastrukturkolosse wie die riesigen Gastanks an den Peripherien hinter vorgezogenen antikisierenden Fassaden verschwinden zu lassen, war die Welt mehr oder weniger in Ordnung. Mehr war das der Fall, weil die Mehrheit hinter der gemeinsamen Linie stand, weniger, weil einige wenige schon vor der „großen

Spaltung“ immer wieder querschossen. Zunächst waren bloß ein paar harmlose Böllerschüsse zu vernehmen gewesen, die über den streng klassizistischen Gärten des Barock abgefeuert wurden und die Aufmerksamkeit des betuchten Publikums darauf lenken sollten, dass man doch auch *mit* der Natur, nicht *gegen* sie gärtnern könne.¹ Weitere Warnschüsse fielen in der Romantik, als Poeten wie Joseph von Eichendorff über die beklemmende Langeweile klagten, die die physiognomische Gleichmacherei der Städte verbreite.² Einer einflussreichen, romantisch inspirierten Bürgerschaft am Rhein gelang es 1836 zu verhindern, dass ein Fels mit Ruine für einen Steinbruch geopfert wurde.³ Noch hielt sich die Kritik an der großen Flurbereinigung, den Kommassierungen, Trockenlegungen, Fichtenaufpflanzungen und Begradigungen, die sich in den deutschsprachigen Ländern vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg (und darüber hinaus) hinzog, in Grenzen; aber das sollte sich bald ändern.⁴ In den 1870er Jahren griff das urbane Langweilesyndrom angesichts immer gleichförmiger werdender Fassaden auf ganz „normale“, der Romantik unverdächtige Architekten über, die sich in den folgenden Jahrzehnten Scheingefechte um den „richtigen“ Umgang mit der Modernisierung lieferten: Sollte man die Neubauten, die wie Pilze aus dem städtischen Boden schossen, in das Gewand von Gotik, Renaissance oder Barock kleiden?⁵

Die Debatte konnte nicht mehr entschieden werden, denn um 1900 kam ein ungewöhnlich dichtes Geflecht von Rissen im kollektiven Gebäude der Raumgestaltung zum Vorschein. Der Jugendstil-Riss war noch zu kitten, weil wenigstens das Prinzip der Ausschmückung von Gebautem gewahrt blieb. Der von anderen Linien abzweigende Handwerk- und „Werkbund“-Riss schien zunächst ebenfalls nicht sonderlich bedrohlich – mehr handwerkliche Qualität zu fordern war schlimmstenfalls für die Bauindustrie verdrießlich. Viel Aufregung verursachten die Bruchlinien des Heimat- und Naturschutzes, der Gartenstadt-, Zurück-zum-Biedermeier-, Schrebergarten- und Lebensreformbewegungen; sie waren aber, wenn man viel Toleranz walten ließ, ebenfalls noch reparabel.⁶ Der populärste Protagonist des Heimatschutzes, Paul Schultze-Naumburg, empfahl zwar dringlichst, die Gestaltung von Häusern, Plätzen, Gärten, Landschaften von allem unnötigen und aufgesetzten gründerzeitlichen Firlefanz zu befreien und sich bloß auf die eigentlichen Zwecke und die dafür am besten geeigneten Mittel zu konzentrieren; der Wiener Architekt Camillo Sitte sekundierte ihm und empfahl, Tradition nicht als Nachahmung von Äußerlichkeiten misszuverstehen, sondern die tauglichen Strukturen und Prinzipien der Vergangenheit aufzugreifen. Beide hatten als Ergebnis aber die zeitlose Lebensanmut mittelalterlicher Städte oder biedermeierlicher Gartenvorstädte vor Augen.⁷

Sie konnten um die fatale, keineswegs verbindende, sondern vielmehr hochexplosiv Wirkung des an sich harmlosen und im Lichte der Alltagslogik selbstverständlichen Zweck-Arguments nicht wissen. Denn sie sahen nicht voraus, dass die Architekturschüler, die nach dem Ersten Weltkrieg den Ton der Debatten zu bestimmen begannen, das Prinzip der Zweckmäßigkeit mit einer neuen technischen Entwicklung verbinden würden: mit dem neuen und hoch belastbaren Bauwunder Stahlbeton, das sie zusammen mit Glas zunächst vereinzelt, später aber in großem Stil einzusetzen begannen. Diese Schülergeneration hegte eine grenzenlose Verachtung gegenüber der soeben untergegangenen Ära der ersten Modernisierung; in dieser Ära hatte man nicht nur Mietkaserne um Mietkaserne mit lachhaften „Lichthöfen“ versehen und mit kitschigem Stuck beklebt, sondern das alptraumhafteste Gebilde überhaupt hervorgebracht: den chaotisch-hässlichen und

ungestalten Vorort. Für eine Weile noch hütete diese Generation Camillo Sittes ideales mittelalterliches Stadtbild in zärtlichem Gedenken; im Laufe eines Jahrzehnts voll der Faszination für die neuen Materialien und Techniken verblasste dieses Bild – zusammen mit der Zuneigung zum Handgefertigten warf man sentimentale Bindungen an die Vergangenheit über Bord, um eine neue Welt zu bauen, die allen Menschen ein Leben in Licht, Luft, Sonne, Sauberkeit, Komfort, Bewegungsfreiheit und Grün ermöglichen sollte. „Wenn man aus seinem Herzen und aus seinem Geist die unbeweglich gewordenen Vorstellungen des herkömmlichen Hauses reißt und die Frage von einem kritischen und sachlichen Standpunkt aus ins Auge fasst, wird man zur Hausmaschine, zum Haus in Serienbau gelangen [...]“⁸

Nun wurde der Begriff „Schönheit“ aus dem architektonischen Vokabular verbannt und vor baulichen Rücksichtnahmen auf die (größtenteils ohnedies verachtenswerte) Umgebung schärfstens gewarnt. Und nun brach auch das rissig gewordene kollektive Gebäude in sich zusammen. Die große Spaltung machte die Ideale und Wünsche unvereinbar, alle verbindenden Prinzipien lösten sich auf. Ab jetzt gab es keine Chance auf Konsens mehr.⁹ Der Geist aus der Flasche, den der populäre Vorkriegs-Heimatschutz gerufen hatte, der Zweck, begann sich zu verselbstständigen: *form follows function*.

Dass die moderne Raumgestaltung zur Jahrhundertmitte durchschlagende Erfolge feiern sollte, lag, wie sich in den Debatten um den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte, nicht daran, dass das traditionsaffine Lager des Natur-, Kulturlandschafts- und Ensembleschutzes aufgehört hätte zu existieren. Es war nicht mundtot, aber es hatte den Kampf um seine einstige avantgardistische Stellung klar verloren – und das nicht nur wegen personeller Verflechtungen mit dem Nationalsozialismus¹⁰: Die real praktizierte Moderne mit ihrer Technikaffinität war in der Ära des Massenwohlstands schlichtweg anwendungstauglicher. Sie war rasch und billig umzusetzen und in vielerlei Hinsicht unheimlich praktikabel.

Das erkannten nicht nur Baugesellschaften, Investoren und Politiker, die die moderne, zunehmend „monorational“ ausfallende Raumgestaltung nach Kräften förderten: Der ausdrückliche Appell der Modernen, Gefühle, Sentiment und Vergangenheitsbindungen hintanzustellen und die Umwelt nach den rationalen Vorgaben der Zweckmäßigkeit zu gestalten, wäre vielleicht gar nicht nötig gewesen. Um dem Drang zu widerstehen, sich das Leben einfacher zu machen, um an aufwendigen Traditionen festzuhalten, neben denen sich Alternativen aufgebaut haben, die billig, einfach zu handhaben, pflegeleicht oder witterungsbeständig sind, braucht es die unantastbare Selbstverständlichkeit der vertrauten Routine, hartnäckige Uneinsichtigkeit in die Vorteile des Neuen, eine starke Abwehr gegen Fremdes und Neues, ein luxuriöses Ausmaß an überschüssigen Ressourcen oder ein hohes Maß an Leidenschaft.

So bestand denn auch eine der großen Konstanten der alltäglichen Raumproduktion seit Mitte des 20. Jahrhunderts darin, sich das Leben leichter und komfortabler zu machen. Es ist jedoch keineswegs gesagt, dass das, was das Leben erleichtert, zugleich das als gut, richtig und schön Empfundene ist. Die große Spaltung wuchs sich zu einer tiefen Kluft zwischen pragmatischer Zweckinstrumentalität und emotionalem Empfinden aus, die sich mitten durch das Alltagsdasein und durch unsere Städte und Landschaften schneidet.

60 Gegenwartsmenschen und ihre Raumsicht

Dies tritt in jenen sechzig qualitativen Interviews zu Tage, die im Jahr 2002 mit niederösterreichischen Landwohnern und Landbewohnerinnen geführt wurden – mit Bäuerinnen und Nebenerwerbslandwirten, Fabrikarbeiterinnen und Auslieferern, Lehrerinnen und Ingenieuren, Altenpflegerinnen und Krankenschwestern, Haustechnikern, Pressemitarbeitern und Polizisten, Kellnerinnen, Postbediensteten und Radiomechanikern, Pastoralassistentinnen, Psychologinnen und Steuersachbearbeiterinnen, Baumaschinenschlossern, Computerexperten und Druckformentechnikerinnen, Montagetischlern und Raumpflegerinnen, Polieren, Gastwirtinnen, Vermessungsingenieuren und so fort. Nach Alter, Geschlecht, Bildung und Beruf entsprachen die dreißig Männer und dreißig Frauen der Gesamtbevölkerung Niederösterreichs und können somit als – wenn auch nach der Gesamtzahl nicht repräsentativer – Querschnitt gelten. Dass all diese Menschen aus zwölf kleineren Orten in den vier Vierteln Niederösterreichs stammen, reduziert die Ergebnisse der Untersuchung um die Raumwahrnehmung von im urbanen Raum lebenden Menschen und beruhte vor allem auf den Finanzierungsbedingungen durch das Land Niederösterreich.¹¹

24 Bilderbögen, die den Menschen mit der Bitte um freie Kommentare und Assoziationen vorgelegt wurden, dienten nicht nur als Gesprächsimpulse, sondern schufen auch die Grundlage für Vergleiche. Auf ihnen waren jeweils eine oder mehrere, bewusst schlicht und unkünstlerisch gehaltene Fotografien der niederösterreichischen Alltagsumwelt zu sehen: Äcker, Wälder, Siedlungen, Gärten, Straßen, Gewerbegebiete, Einkaufszentren, Ortskerne, technische Infrastrukturen, alte und neue Gebäude, mehr oder weniger modernisierte Kulturlandschaften. Die Menschen sollten angeregt werden, über ihr Erleben von Entwicklungen, wie sie im Prinzip in allen industrialisierten Ländern ablaufen, zu erzählen.

In einem langwierigen, mehrstufigen Auswertungs- und Interpretationsprozess der Transkripte wurden nicht nur Bewertungen zu räumlichen Konstellationen abgeleitet, sondern auch Kategorien gebildet, für deren Ausprägung Punkte auf einer Skala vergeben wurden. Eine solche Kategorie konnte zum Beispiel „räumliches Engagement“ heißen, was so viel wie emotionale Anteilnahme an der räumlichen Umwelt bedeuten sollte. 0 Punkte wurden dann etwa in solchen Fällen vergeben, wo Menschen die gezeigten Bildausschnitte völlig distanziert und unbeteiligt zur Kenntnis nahmen und auch im weiteren Verlauf der Gespräche keinerlei emotionale Berührtheit in Bezug auf das räumliche Geschehen erkennen ließen. 5 Punkte standen in diesem Fall für maximale Ausprägung von Betroffenheit und häufig geäußerte Emotionen. Weitere Kategorien hießen etwa Gegenwartssicht, ökologische, ästhetische oder ökonomische Argumentationen, ökologisches Engagement, Naturbezug, Strategien, Störungen und Dissonanzen, Kontextbildung oder Steuerungsoffenheit.

Eines der augenscheinlichsten Ergebnisse dieses Auswertungsprozesses liegt nun darin, dass viele dieser Menschen eine ausgeprägte Ambivalenz gegenüber ihrer Umwelt erkennen lassen. Fürchten sie einen ökologiebewegten Angriff auf die eigenen Lebensgewohnheiten, werden der zeitgenössische Raum und seine zweckmäßigen Strukturen erbittert verteidigt – und zwar genau in folgender Reihenfolge, die mit großer Wahrscheinlichkeit die Höhe der jeweiligen Alarmbereitschaft widerspiegelt: Autobahnen sind absolut notwendig, „brauchen wir“ (Automobilität als absolute Nummer eins); Gewerbegebiete „müssen ja wo

sein“ (Arbeitsplätze), Einkaufszentren „nutzen wir leider auch“ (mit Skrupeln behaftet); „Strom brauchen wir“, aber könnte man die hässlichen Leitungen nicht eingraben, verstecken, kaschieren (Elektrizität als Schlusslicht)? Die Verteidigungsbereitschaft gegenüber Strukturen verflüchtigt sich rapide, wenn deren Nutzen nicht unmittelbar sichtbar auf der Hand liegt: Für ein Objekt des Massenwohnungsbaus (Abbildung 1) legt die flächenverwöhnte Landbevölkerung kein einziges gutes Wort ein. Auch bei Einfamilienhaussiedlungen sagt niemand „brauchen wir“; die Verteidigung dieser Strukturen, zu der die Meinungen stark auseinandergehen, fällt moderat und wenig angriffslustig aus und wird am ehesten in Form des Wunsches vorgebracht, um das eigene Haus herumgehen zu können.

Abbildung 1



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

Führt aber nicht der verteidigungsbereite Pragmatismus der Lebenserleichterung das Wort und bringen die Menschen ihre flüchtigen ästhetischen Empfindungen zum Ausdruck, dann sieht die Welt anders aus – und zwar sehr anders. Dann prasseln die negativen Adjektive in folgender Aneinanderreihung des Grauens nur so auf uns herab: Nicht nur ist der Massenwohnungsbau eine *menschenunwürdige Wohnfabrik, ein abstoßender, trostloser, steriler und trister Zweckbau* (83 Prozent eindeutige Ablehnung unter den Befragten); nicht nur sind Starkstromleitungen und Mobilfunkmasten mahrende Fingerzeige einer dekadenten Zivilisation: *schlimm, unruhig, stören extrem* (70 Prozent klare Ablehnung) – auch die als notwendig empfundenen Gewerbegebiete sind ein *Alptraum der Raumgestaltung, eine schreckliche, sterile, triste, beziehungslose, furchtbare, katastrophale, empörende Ansammlung von schnell gebauten Zweckbauten, die weh tut* (58 Prozent Ablehnung, 37

Prozent pragmatisch ‚neutral‘, nur 5 Prozent positiv). Die rege frequentierten Einkaufszentren mit ihren Parkplatzwüsten sind *herausgestampft und hineingestückelt, künstlich, tot, kalt, hektisch* und *nur funktionell gestaltet, Kultursteppen aus Beton und Glas* (52 Prozent Ablehnung, 15 Prozent positiv). Stark befahrene Straßen sind *abweisende Fremdkörper, ein grauenhaftes Inferno* und *Rieseneingriff in die Natur* (nur 22 Prozent klar negativ, aber auch nur 5 Prozent klar positiv). Unter den ‚modernen‘ (seit fast hundert Jahren üblichen) Materialien wie Beton, Asphalt, Stahl, Glas, Kunststoff oder Eternit bringen es nur das Glas und mit Einschränkung der Asphalt auf ein paar positive Nennungen – wenn diese Dinge im Übrigen benannt oder gemeint werden, dann immer in einem negativ empfundenen Zusammenhang: *Betonburg, kalt, nackt, steril, hässlich, unnatürlich, künstlich, nicht einladend*. Großflächige, *ausgeräumte Feldmonokulturen* erwecken ein *ungutes Gefühl*, sind *kahle, öde, eintönige, monotone, traurige, uniforme Zeichen wider die Natur* (47 Prozent Ablehnung, 20 Prozent Zustimmung), und nicht viel anders ist es um die streng beschnittenen, *geradlinigen, gestutzten, geschniegelten, zu wenig naturbelassenen und zu perfekten Rasen-Thujen-Kombinationen* in den Einfamilienhausgärten (Abbildung 2) bestellt (55 Prozent Ablehnung).

Abbildung 2



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

Bei einem solchen von den Menschen klar und deutlich geäußerten Ausmaß an ästhetischen Dissonanzerfahrungen stellt sich die Frage, ob das pragmatische Denken ausreicht, um negative Empfindungen im Lebensalltag in Schach zu halten. Beim Anblick einer großräumigen Feldflur (Abbildungen 3a und 3b) ohne Zwischenbewuchs versuchen

Abbildungen 3a und 3b



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildungen siehe Druckfassung]

31 Menschen rational zu erklären und moralisch zu bewerten, was sie sehen, indem sie mit wirtschaftlichen und ökologischen Zusammenhängen argumentieren. Immer wieder geht es dabei um die mühevolle Abwägung zwischen pragmatischem Nutzen und ökologischen Ansprüchen. Noch mehr Menschen aber, insgesamt 36, bringen ihre ästhetischen Eindrücke und Empfindungen zum Ausdruck: *unendlich, unbegrenzt, kahl, eintönig, öde, monoton, traurig, entsetzlich, baum- und strauchlos, zu flach und schnurgerade. Nicht zum Wohlfühlen, nicht meine Gegend, zum Sich-Selbst-Verlieren.* Oder, seltener: *prachtvoll, wunderbar, wunderschön. Heimat. Weitblick.* Eine Schnittmenge von 17 Menschen tut beides, springt hin und her zwischen Ästhetik, Moral und dem nüchternen Kalkül des Zwecks, von Satz zu Satz, von Wort zu Wort.

Angesichts der nicht-alltäglichen Interviewsituation sollte man das Rationalisieren und Moralisieren, von dem die Sprecher annehmen können, dass es guten Eindruck macht, nicht überbewerten. Besonders aufmerksam sollte man dann zuhören, wenn das eigene Leben ins Spiel kommt: *Da möchte ich gerne joggen. Dort möchte ich nicht wohnen.* Oder: *Wir haben auch mal so einen Holzzaun gehabt.* – „Holz ist gut“, sagt ein Magazineur und Nebenerwerbslandwirt. „Schaut eigentlich halbwegs schön aus, aber hält nicht recht lang. Viel Hackn, Streichen. Wir haben auch schon den Zaun weggerissen und kriegen einen Aluminiumzaun, weil ich halt die Zeit nimmer hab, dass ich ihn streichen kann.“¹²

Hinnehmen und Ausblenden

Das zweckinstrumentelle Denken, der Pragmatismus der Lebenserleichterung, gibt tatsächlich in Abertausenden von täglichen Entscheidungen den Ton an und setzt sich gegenüber ästhetischem Unbehagen oder moralischem Bedenken durch: Alle lieben Holz, aber niemand will Holz streichen müssen (oder gar verwittern lassen). Niemand liebt Aluzäune, aber kaum jemand möchte kaputte Holzlatten ausbessern. Alle bedauern den Untergang der Greißler, aber den allermeisten graust es vor den schrumpeligen Gurken beim Dorfkaufmann. Fast alle jammern angesichts mehrspuriger Verkehrshöllen, aber viele würden ihr Automobil mit Leib und Leben verteidigen. Nur noch wenige hängen am Thujenzaun, aber fast kein Gewächs wird schneller blickdicht. Nur wenige finden Einfamilienhausparzellen optimal, aber die meisten wollen um ihr Haus herumgehen können. Alle finden die „Natur“ irgendwie erbaulich, aber kaum jemand möchte in seinem Garten auf wurmstichiges Fallobst treten. Alle finden die Vielfalt kleinteiliger Kulturlandschaften wunderbar, aber niemand möchte sich auf den tuckernden Traktor des Großvaters setzen und um Feldgehölze und Findlinge herumackern.

Wenn hier von einer „Kluft“ zwischen instrumenteller Vernunft und emotionalem Empfinden die Rede war, dann muss man sich allerdings solide errichtete Brücken dazu denken, die den Abgrund in weiten Teilen überspannen. Von wenig Zwiespalt ist die Raumwahrnehmung jener Menschen geprägt, die der Sache im Großen und Ganzen einigermaßen leidenschaftslos gegenüberstehen. Denn obwohl manche Dinge fast einhellig abgelehnt (Starkstromleitungen) und andere wiederum einhellig gemocht werden (die Altstadt), so ist die Anteilnahme am räumlichen Geschehen bei etwa der Hälfte der Menschen doch eher schwach ausgeprägt. „Das sagt mir nichts“ ist eine beliebte Formel, die ausdrückt, dass die Dinge eben nichts zu sagen haben, dass sie weder gute noch schlechte

Nachrichten überbringen. Man könnte diese Gruppe als räumlich wenig engagiert oder „nicht betroffen“ beschreiben: Man nimmt das So-Sein der Dinge hin, ohne sich auf eine rationale oder emotionale Auseinandersetzung einzulassen. In ihrer stärksten Ausprägung zeigt sich diese Haltung bei sieben mittelalten bis älteren Frauen, für die es nicht viel zu sagen gibt außer: „So ist es.“ Neben dieser Feststellung drängt sich nur noch eine Frage auf: „Wo ist es?“ Ihr Anspruch an den Raum ist überaus bescheiden: Sie wollen ihn nicht bewerten, ihn weder pragmatisch zurichten noch ästhetisch empfinden, sondern sich bloß in ihm zurechtfinden. Einstmals weit verbreitet, hat der Soziologie Gerhard Schulze diese Haltung in seiner Studie zur „Erlebnisgesellschaft“ als Hinnehmen und Annehmen beschrieben und ihr unter postmodernen Bedingungen zunehmenden Seltenheitswert attestiert.¹³

Wenn raumbezogene Gefühle in diesen Fällen nur ausnahmsweise den inneren Frieden stören, so überlässt aber auch das pragmatische Denken seinem emotionalen Widerpart zuweilen widerspruchslos das Feld. Denn wie an der durchaus abgestuften Verteidigungsbereitschaft gegenüber Strukturen deutlich wird, neigt es zum Rückzug, wo die unmittelbare Verbindung zur eigenen Existenz schwächer wird. Ein Lehrer, der nicht auf Arbeitsplätze im Gewerbe angewiesen ist, wird weniger Bedarf verspüren, ein Gewerbegebiet pragmatisch hinzunehmen, als beispielsweise ein Monteur. Die Wirtin, die nur noch zu Besuch in den Kindheitsort kommt, wird weniger pragmatisch an das gute Verhältnis zu den Nachbarn denken müssen, wenn sie das neue Einfamilienhaus auf dem alten Dorfanger leidenschaftlich verdammt.

Der Dorfanger gibt ein Stichwort, das zur weiteren Entschärfung der Lage beiträgt: Dieselbe Wirtin findet gar nichts dabei, wenn dasselbe Einfamilienhaus in einer Siedlung gebaut wird. Nicht nur der Kontext des eigenen Lebens, auch der Kontext *an sich*, der Zusammenhang, in dem die Dinge untereinander stehen, gibt den Ausschlag für oder gegen das pragmatische Kalkül, für oder gegen das ästhetische Empfinden. Eine (post-)moderne Kombination aus Stahl, Glas und Beton kann in einem Büroviertel (Abbildung 4) am Stadtrand toleriert oder sogar gemocht werden, während sie im historischen Zentrum (fast ausnahmslos) Zorn und Empörung hervorruft: „Und da tät ich die Landesregierung bitten“, gibt uns eine 40-jährige Steuersachbearbeiterin mit auf den Weg, „dass sie da nicht neben der alten Kirche oder den Pfarrhof irgendeinen Glaspalast hinstellen.“¹⁴ Eine einzelne Fabrik in der grünen Wiesenlandschaft ist schlimm – die zwanzigste Wellblechhalle im Gewerbegebiet bloß ein Achselzucken wert. „Wenn das in so einer Tankstellenlandschaft steht, ist es mir wurscht. Da ist nichts mehr zum Vertun. Ich fahre da durch und schaue mir diese schiachen Dinge an, und irgendwie registriere ich es nicht mehr. Das ist für mich nicht so wichtig, weil das ist irgendwie No-mans-land. Das ist Niemandsland“, so eine 44-jährige AHS-Lehrerin. „Aber wenn ich da durch meinen Ort durchfahre und den identifiziere ich jetzt mit mir, und ich sehe dann mitten drin so etwas, dann hat das für mich eine andere Wirkung. Mir kommt das vor wie Vergewaltigung.“¹⁵

Die so wie die Lehrerin vom Raumeschehen Betroffenen, moralisch Wertenden, ästhetisch Fühlenden – die zweite Hälfte der befragten Menschen – erleichtert sich den Umgang mit Dissonanzerfahrungen, indem sie auf die bewährte Strategie des Ausblendens zurückgreift. Das Schmerzende, Ungestalte, „Hässliche“ wird in die Kategorie Niemandsland abgeschoben und nur noch dann zur Kenntnis genommen, wenn es aus dieser Kategorie ausbricht und in das eigene Zentrum vordringt. Kevin Lynch und andere beschrieben dieses

Abbildungen 4 und 5



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Phänomen des Ausblendens und Wegsehens im Amerika der 1960er Jahre als „Highway Narcosis“¹⁶, und es scheint bei hohen Geschwindigkeiten tatsächlich am besten zu funktionieren, ist aber auch beim Durcheilen von Einkaufszentren anzuwenden: „Kopf runter und durch!“¹⁷ „Solche Bilder nehm ich gar nicht so wahr. Solche Sachen merk ich mir eigentlich weniger. Bei der Tankstelle (Abbildung 5) könnt ich hundert Mal vorbeifahren, tät ich sie mir auch nicht merken. Das sagt mir einfach nichts.“¹⁸ – „Mein Gott, wenn ich da jedes Mal sagen würde, das stört mich was, tät ich vor lauter Stören nicht zurechtkommen. Das registrier ich nicht.“¹⁹

Das späte 20. Jahrhundert: von der Euphorie zum Unbehagen

In den 1950er, 1960er und 1970er Jahren schien die große Mehrheit klar auf der Seite der Modernisierer zu stehen, wenngleich die Lage – und die Lager – langsam wieder so unübersichtlich wurden, wie sie einst um 1900 gewesen waren. Bei den fachlichen Kontrahenten konnte man spätestens seit den Sechzigern nicht mehr recht sagen, ob die Psychologen, Philosophen, Autorinnen, Architekten, Soziologinnen, die die zeitgenössische Raumgestaltung vehement attackierten, dem konservativen oder dem progressiven Lager zuzuordnen waren. Meist vereinten sie beides. Man konnte auch nicht genau sagen, wie weit die Großwohnböcke, Trabantenstädte, Assanierungen, Einfamilienbungalows auf das Konto und die Prinzipien der modernen Architektur und Raumplanung (zurück-)gingen. Die Einfamilienhaussiedlungen beispielsweise, wie sie seit den Zwanzigerjahren entstanden, vereinten eine moderne Struktur (monofunktionale Reduktion auf den Zweck des Wohnens und das Abstandhalten) mit traditionellen Hausformen (Würfel mit Dreieck). Es kam einfach zu viel zusammen: das Erdöl und die Automobilisierung, Technik und Baumaschinen, Baugesellschaften und Renditen, die Philosophie des einfachen Lebens und der Konsum, von den Massenmedien zu ungeahnter Breitenwirksamkeit aufgeschaukelte Modewellen und die alte Neigung, vorne mit dabei zu sein, die sich nicht nur in den Wohnungen manifestierte, sondern insbesondere auch zahllose Lokalpolitiker anspornte, den modrigen Geruch der alten Welt zu vertreiben und dabei auf einen Streich neue Wohnungen, Straßen und Arbeitsplätze im Hoch- und Tiefbau zu schaffen.

Bedauerlicherweise fehlt es an qualitativ-narrativen Untersuchungen aus den Nachkriegsjahrzehnten – quantitative Befragungen ergaben, dass sich die Leute offenbar schwer damit taten, die neuen Hochhäuser zu akzeptieren, aber den neuen Strukturen im Großen und Ganzen positiv gegenüberstanden.²⁰ Wer konnte, der zog aus den großstädtischen Altstadtvierteln in die neuen Wohnblöcke mit Einbauküche, Bad und Balkon um oder ließ, wenn er auf dem Lande lebte, seinen Hof aufstocken und große, asymmetrisch unterteilte Fenster einbauen. Eine Frau, die in jener Zeit ihre Kinder großzog und fast ihr ganzes Leben unmittelbar an einer der am stärksten befahrenen innerstädtischen Straßen Österreichs, dem Wiener Gürtel, in einer bescheidenen Altbau-Erdgeschoßwohnung verbrachte, träumte in all den Jahren vergeblich von einer Gemeindebauwohnung mit Balkon. In einem 1998 durchgeführten Interviewprojekt²¹ bewunderte sie eine Bilderserie, die radikale urbane Modernisierungen zeigte, und blieb ihrem Aufbau-Credo treu, es sei „gigantisch, was da geleistet worden ist“. Geringfügigere Modernisierungen an einem kleinteiligen gründerzeitlichen Stadtviertel mit Platz und Baum werden gar nicht registriert, da sie als

Vertreterin der hinnehmenden Haltung in erster Linie an der Verortung des Gesehenen interessiert ist: Wo ist das? Kenne ich nicht. Sagt mir nichts. Mittelstarke Eingriffe mit Abbrüchen und Neubauten werden uneingeschränkt bewundert; als sich das Viertel am Ende in die perfekt geglättete Stadtmaschine aus Stahl, Glas, Büroturm und Stadtautobahn transformiert hat, möchte sie da aber doch lieber nicht wohnen. Dann doch lieber im alten Viertel am Platz mit Baum.

Ganz eindeutig und klar ist die Sache also auch hier nicht, in der Welt der einfachen Leute der Wiederaufbaugeneration. Was bestimmte ihre Wahrnehmungen und ihre Gedanken? Was war Mode, die auf den sozialen Motiven des Dazugehören-Wollens beruht, was Überzeugung und Lebensphilosophie? Welche Rolle spielte das körperlich-ästhetische Empfinden, welche Rolle der Pragmatismus des leichten Lebens? Welche Rolle spielte die demütige Haltung des Hinnehmens und das Unterwerfen unter das Unvermeidliche? Waren Denken und Empfinden im Einklang?

Die raumkritische Revolte

Fest steht jedenfalls, dass von einer Haltung des klaglosen Hinnehmens in den Experten Diskursen nicht die Rede sein konnte. Ganz im Gegenteil, begann das bunte und schwer auf einen Nenner zu bringende Lager der Raumkritiker die Welt schon in den 1960ern mit Handlungs- und Änderungsappellen zu überschütten. Joachim Ritter vonseiten der Philosophie versteckte seine Handlungsappelle ähnlich wie Heidegger in den 1950ern noch hinter welthistorischen Ableitungen: Wir brauchen traditionelle Kulturlandschaften, weil sie in einer technisierten und rationalisierten Welt den lebenswichtigen Zusammenhang mit der Natur veranschaulichen.²² Die Phänomenologen aus der Welt der Philosophie verfassten lange, scheinbar ziellose Abhandlungen zu den sinnlich-körperlichen Raumwahrnehmungen.²³ Der Stadtplaner und Architekt Kevin Lynch in Amerika sprach explizit nur davon, wie wichtig eine strukturierte Stadtumgebung für die Orientierung sei.²⁴ Der Publizistin Jane Jacobs in New York jedoch gelang es mit ihrer leidenschaftlichen (und pragmatisch gut begründeten) Verteidigung der überschaubaren gründerzeitlichen Straßenzüge das Greenwich Village vor dem Abbruch zu retten.²⁵ Aus der Psychoanalyse warnte Alexander Mitscherlich eindringlich vor der „Unwirtlichkeit“, Monotonie und Destruktivität der industrialisierten Wohnlandschaft, die positive Objektbeziehungen verunmögliche und Gleichgültigkeit hervorbringe.²⁶ Sein Kollege Alfred Lorenzer räumte mit dem Irrglauben des Funktionalismus auf, eindimensional auf ihre Zwecke reduzierte Bauwerke würden nicht vielschichtig interpretiert und gefühlt werden.²⁷ In Frankreich veröffentlichte der Soziologe Henri Lefebvre 1970 sein Buch *Revolution der Städte*, in dem er den Kampf um Architektur und Gestaltung als Kampf um ein menschenwürdiges Dasein beschrieb.²⁸ Sogar die Frankfurter Schule, die empfindlich auf ästhetische Konservatismen reagierte, hatte Verständnis für raumbezogene Abwehrreaktionen: Adorno gestand es den Leuten zu, dass sie historische Bauten und Landschaften als Verheißungen eines versöhnteren, nicht entfremdeten Daseins empfanden, und Jürgen Habermas hielt es später den neuen Alternativbewegungen bei aller Gefahr des Abgleitens ins Reaktionäre immerhin zugute, dass sie das ungelöste Problem der Kolonisierung der Lebenswelt durch ökonomische und administrative Imperative zum Vorschein brächten.²⁹

Die große Versöhnung und Schließung der Kluft machte sich schließlich ein kritischer Zweig der Architektur zur Aufgabe. Mitte der 1970er Jahre schlug der Amerikaner Charles Jencks eine salomonische Lösung vor: Wenn sich die einfachen Leute nicht mit der Beziehungslosigkeit und glatten Kälte des modernen Raumschaffens anfreunden konnten – das wurde mittlerweile offenbar angenommen –, dann sollten ihnen die Raumgestalter den Gefallen tun und ihre Wünsche nach Einbindung in die Umgebung und nach historisch-kulturellen Bezügen erfüllen. Das konnte man durchaus auch mit modernen Materialien und Techniken bewerkstelligen, an denen kein Weg vorbeiführte. Man musste nur anpassen, keine billigen Imitate herzustellen, sondern sollte Bauwerke durch geschicktes Kombinieren „doppelcodieren“, sodass die intellektuelle Elite der Raumproduzenten ihre Modernität entschlüsseln könnte.³⁰

Dieser Versöhnungsversuch zwischen zweckrationalen Notwendigkeiten, emotionalen Bindungen und elitären Präferenzen, bald Postmoderne genannt, wurde so bereitwillig aufgegriffen, dass er sich binnen ein, zwei Jahrzehnten selbst erledigte. Als in den Einfamilien- und Fertigteilhausgebieten (Abbildung 6) seit den 1980er Jahren immer mehr Gaupen, Türmchen, Erkerchen, Säulen, Stuck und grelle Töne sichtbar wurden, trat man vonseiten der Expertenschaft den Rückzug an und konzentrierte sich nunmehr darauf, Bürohochhäusern mittels schiefer Wände und vorgelagerter Glasfassaden einen Hauch von elitärer Individualität zu verleihen. In den 1990ern schien in der internationalen Raumforschungsszene langsam auch die Flut an Studien, Bänden, Diplomarbeiten und Aufsätzen

Abbildung 6



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

abzuebben, die im Jahrzehnt davor unter anderem von Disziplinen wie der Landschaftsplanung hervorgebracht worden war. Landschaftsplaner und Architekten hatten den ausgestorbenen psychologischen Zweig der Gestalttheorie wiederentdeckt und von deren Wahrnehmungsgesetzten Prinzipien der Raumgestaltung abgeleitet.³¹ Man hatte Wahrnehmungs- und Kulturlandschaftsforschung betrieben, hatte versucht, objektive Parameter der Raumwahrnehmung zu finden, mit deren Hilfe man für eine andere, „sanftere“ Art von Raumproduktion hätte argumentieren können.³² Da das alles ganz offensichtlich keinen durchschlagenden Erfolg brachte, konzentrierte man sich zur Jahrtausendwende zunehmend auf das kritische Beobachten und Quantifizieren des „Flächenverbrauchs“, ein verpönte, unkorrekter Begriff, der alsbald durch Wortungetüme wie „Flächeninanspruchnahme“ ausgetauscht wurde.³³

Alles in allem hatte die Allianz der Raumkritiker mit der Altstadtsanierung oder dem Ensemble- und Grünlandschutz durchaus Achtungserfolge zu verbuchen. Zusammen mit dem Naturschutz gelang die Renaturierung von Flüssen und Bächen und die Anpflanzung von Windschutzgürteln. Dabei blieb es dann aber im Großen und Ganzen auch. Wenn der rastlose Um- und Neubau in den beiden Jahrzehnten vor und nach 2000 phasenweise in leicht abgeschwächtem Tempo vor sich ging, dann lag das in erster Linie an ökonomischen Erscheinungen wie Rezessionen und einer erlahmenden Nachfrage.

Triumph der Vernunft

Da das Ziel, tiefgreifende Änderungen des gesellschaftlichen Raumverhältnisses in Gang zu bringen, unerreichbar schien, fand das kritische Lager in den 1990er Jahren denn doch noch zu einer Haltung des Hinnehmens und Annehmens. Angesichts der überwältigenden Tatsachenberge, die die räumliche Entwicklung aufgebaut hatte, verwandelten sich Utopisten in Realisten. Und jene, die ohnedies schon immer aufseiten der Realität, der Sachzwänge und der ökonomischen Vernunft gestanden hatten, gewannen in der akademischen Debatte an Boden. Mit Appellen wie dem des Historikers und Amerika-Experten Paul Nolte, sich in das Unvermeidliche und ökonomisch Richtige zu fügen und nicht länger an Gewerbegebieten und Reklametafeln, an Zersiedelung, Landschaftszerschneidung und dergleichen Anstoß zu nehmen, wurde dem Faktischen normative Kraft zugesprochen.³⁴

Der Stadtplaner Thomas Sieverts empfahl in seiner viel beachteten „Zwischenlandschaft“, alte Ideale über Bord zu werfen. Nähere man sich dem disparat, fragmentiert und beziehungslos geformten Raum mit den Mitteln einer gesteigerten Wahrnehmungsfähigkeit, könne man dessen schlummernde Potenziale entdecken.³⁵ Auch wenn Sieverts durchaus konstruktiv tätig werden wollte und dieses Ergebnis keineswegs im Sinn hatte, konnte man daraus eine populär-konstruktivistische Quintessenz ableiten: Wenn wir die *Dinge* nicht ändern können, dann ändern wir eben ihre *Wahrnehmung*. Diskursbeiträge solcher Art folgten denn auch prompt: Betrachte man die ungestaltete Zwischenwelt des peripheren Siedlungsbaus bei Nacht, so werde die elektrisch aufgeladene magische Schönheit des bei Tage Hässlichen erkennbar.³⁶ Darauf, dass diese Schönheit einer blutsaugerischen Gier nach Energie geschuldet ist, fehlte jeglicher Hinweis. Der Tenor dieser postmodernen Debatte kam dem neoliberalen Zeitgeist wunderbar entgegen und trug dazu bei, eine Entwicklung, die ohnedies ablief, intellektuell zu legitimieren.

Dabei stand man im Einklang mit einer Linie der (ebenfalls in sich gespaltenen) Postmoderne-Bewegung, die auf Jean-Francois Lyotard und dessen Philosophie des Widerstreits zurückging. In eine „Schule der Andersheit“, so der Lyotard-Schüler Wolfgang Welsch, müsste die Menschheit geschickt werden und dort verfremdende Wahrnehmungserlebnisse einüben.³⁷ So gelänge die Befreiung von unbrauchbar gewordenen ästhetischen Schablonen, antagonistischen Gefühlen und unerfüllbaren Wünschen. Bei allem Verständnis für die Sehnsüchte der kleinen Leute nach Geschichte, Zusammenhang und Harmonie (die Architektur der Postmoderne war es ja gewesen, die solche Sehnsüchte wieder ernst genommen hatte) – wirklich auf der Höhe der Zeit ist nur der, der solche Gefühle mithilfe des Verstandes seziert; der die Wirklichkeit nüchtern zur Kenntnis nimmt und die Trauer um den Verlust von alten Bindungen und Zusammenhängen hinter sich lässt.³⁸ Während manche Philosophen wie Karl Heinz Bohrer oder Hans Blumenberg wenigstens das Gefühl der Trauer noch als legitim erachteten, das sich angesichts des Zerreißen der alten Zusammenhänge einstellte³⁹, verabschiedeten andere wie Rudolf Burger jegliche Gefühle: Übt euch in stoischer Rationalität und desengagiert euch!⁴⁰ Denn als Steigerung und Vollendung der Moderne vertraut auch die Postmoderne auf die klare Kraft des Verstandes. Und dieser bringt die Einsicht hervor, dass es in der pluralistisch-demokratischen Welt der Moderne schlichtweg nicht möglich ist, sich auf gemeinsame, verbindliche Prinzipien zu einigen, wie mit der Tradition, der Natur, dem Boden, dem Freiraum, dem Baumaterial umzugehen ist – es sei denn, man übe totalitären Zwang aus. „Postmoderne“, donnerte Wolfgang Welsch, „sollte nicht die Parole sein, die den Zurückgebliebenen die Erfahrung der Moderne erspart.“⁴¹

Gefühl und Vernunft

Auf die Alltagswelt schlug diese Debatte nur insofern durch, als die Leute vor den Zumutungen anderer im Großen und Ganzen relativ duldsam die Augen verschließen und sich durchaus der Tatsache bewusst sind, dass ihre Welt pluralistisch verfasst ist, dass es also unterschiedliche Präferenzen und Vorstellungen vom guten Leben gibt. Im Übrigen aber blieb man doch „zurück“: Entweder engagiert man sich ohnehin nicht – aber das hat dann nicht das Allergeringste damit zu tun, dass man dafür seinen Verstand bräuchte, sondern liegt schlicht daran, dass kein emotionaler Bedarf vorhanden ist. Wo sich angesichts räumlicher Konstellationen *wenig* Betroffenheit und *wenige* Gefühle (Abbildungen 7a, 7b und 7c) zeigen, dort fehlt es häufig auch an rationaler Schärfe, dort dominiert oft das pragmatische Kalkül des Komforts oder schlichtes Hinnehmen. Rationale Überlegungen, die die Oberfläche der Dinge zerschneiden und in die Materie eindringen, Kausalketten knüpfen und Selbstverständlichkeiten demontieren – sie nehmen ganz eindeutig dort zu, wo das emotionale Engagement zuhause ist. Denn Verstand und Gefühl sind keine Gegenspieler, sondern Partner. Sie treten gern gemeinsam auf und ziehen sich gern zusammen zurück.

Darum ist es auch nicht verwunderlich, dass sich bei den sechzig niederösterreichischen Menschen ein klarer Zusammenhang herstellen lässt zwischen der Häufigkeit von rationalen Argumenten, dem ökologischen Engagement, dem Naturbezug, der ästhetisch-emotionalen Betroffenheit – und der Bildung. Bildung bedeutet nicht zuletzt das Erlernen der Fähigkeit, vom selbstverständlich Vorgegebenen wegzudenken, die Dinge nicht mehr

Abbildungen 7a, 7b und 7c

[Abbildungen siehe
Druckfassung]



Entwurf: Petra Schneider

unhinterfragt hinzunehmen, sich Alternativen vorzustellen. Bildung in einem weiten Sinne geschieht immer dann, wenn biographische Brüche und Risse auftreten, die das Gegebene in einem neuen, verfremdenden Licht erscheinen lassen.

Bis hierher hatten die Verfechter von Entfremdungserfahrungen ja recht. Was sie übersehen, ist das Bedürfnis, diese Brüche und Risse zu kitten, neue Verbindungen herzustellen, sich neue Zusammenhänge aufzubauen, die dann die eigenen, selbst gebauten sind und an denen man dann umso inniger hängt. Und so kommt denn in den Erzählungen der Sechzig das unabweisbare Faktum zum Vorschein, dass die Rationalsten, Selbstreflektiertesten, Hinterfragenden und meist zugleich emotional Engagiertesten sich für Raumverbindungen *entschieden* haben, deren äußere Gestalt eindeutig rückwärtsgewandte, anachronistische, „zurückgebliebene“ Züge trägt. Als ob in den letzten zweihundert Jahren (fast) nichts geschehen wäre, steigt die vorindustrielle Kulturlandschaft aus dem Staub des fossilen Zeitalters wieder auf: lokal eingebundene und historisch entwickelte Bauweisen, zusammenhängende Baukörper, vielgestaltige, kleinteilige Feldfluren, der rhythmische Wechsel von offenen grünen Weiten und abgegrenzten, überschaubaren Siedlungsgebilden, in deren Mitte ein gemeinsames Zentrum pulsiert.

Weil die lokale Umwelt den Zusammenhang wahren soll, gibt es daher auch vieles, das als bedrohlich empfunden wird. Pluralismus, Offenheit und Toleranz gebieten es, ambitionierte Raumgestaltung modernen Charakters zu tolerieren, ja, sie zu mögen und zu schätzen – sofern sie sich der rhythmischen Gestalt unterordnet. Da sie zur Einordnung aber meist nicht bereit ist, möchte man sie dort haben, wo sie ihrer Umgebung keinen Schaden zufügen kann – in einer fernen Metropole wie New York zum Beispiel. Gegenüber den hoch aufragenden Fanalen der ökologisch-energetischen Modernisierung, den Windrädern, ringt man sich eine mal freudig, mal zähneknirschend vorgebrachte Toleranz ab: „Das ist so eine Alternative, das schluckt man dann auch irgendwo.“⁴²

Man darf vermuten, dass wir es hier mit einem Effekt zu tun haben, wie er in der Aufbau-Ära zu beobachten war: Die ökologische Problemlösung mit technischen Mitteln (als Gegensatz zu einer Problemlösung mit gesellschaftlichen Mitteln wie etwa mehr Bescheidenheit) umgibt sich heute mit einer positiv-utopisch aufgeladenen Aura der Hoffnung, die dem euphorischen Vertrauen auf eine bessere Welt durch Modernisierung in den Nachkriegsjahrzehnten ähnelt. Wer akzeptiert sein will und Konfrontationen scheut, tut gut daran, diese Hoffnungen unangetastet zu belassen und körperlich-emotionale Widerstände beiseitezuschieben. Die riesigen, den gesellschaftlichen Energiehunger verdeutlichenden Gebilde belasten auch den schwächer ausgeprägten landschaftlichen Idealzusammenhang der weniger Engagierten. Denn auch deren Landschaften sind zuweilen gefährdet, was in erster Linie dadurch ausdrückt wird, dass etwas „stört“ oder „nicht dazupasst“. Im Wesentlichen beschränkt sich das Störende hier aber auf technische Infrastrukturen, auf Flachdächer oder Niedrigenergiehäuser in der Siedlung (ein Werk der gefürchteten „Architekten“) und auf die allseits geliebten Stadt- und Ortskerne.

Das ganz bewusst eingesetzte Ausblenden will bei den Windturbinen (noch?) nicht recht gelingen. Im Großen und Ganzen aber funktioniert es gut. Es reduziert das Ausmaß an negativem Gefühlsaufkommen beträchtlich und scheint kaum Nebenwirkungen zu haben (ob es sein Schärfflein zum Gefühl des Überfordert- und Ausgelaugtseins beiträgt, müsste untersucht werden). Da zugleich mit dem Alternativen-Denken-Lernen die bescheiden-anspruchslose Haltung des dulddenden Hinnehmens und Annehmens

weitgehend im Verschwinden begriffen ist, bleibt denen, die vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, im Großen und Ganzen ihrer alltäglichen Praxis nur das Wegsehen und Ausblenden, um mit ihrer räumlichen Wirklichkeit zurechtzukommen. Es erleichtert das Leben und erlaubt es auch den Engagierten, die disparaten Landschaften der Gegenwart hinzunehmen.

Pluralismus und Freiheit

Gefühle sind im Verlauf der Moderne in jene Bereiche verbannt worden, in denen sie nichts (ökonomisch) Schlimmes anrichten konnten, in die häuslichen vier Wände oder die therapeutischen Praxen.⁴³ Gefühle und emotionale Betroffenheiten haben keine Rechtsansprüche und keine Parteistellung in Verfahren. Das hat gesellschaftliche Abläufe deutlich vereinfacht, aber einen fairen Ausgleich zwischen der Nähe der subjektivierenden Emotionalität und der produktiven Distanz der objektivierenden Rationalität erschwert.⁴⁴ Es hat offensichtlich auch nicht dazu beigetragen, nachhaltige Lösungen für das Problem des Pluralismus (samt aller anderen Probleme der Gegenwart) zu finden: Wie lässt sich individuelle Freiheit verwirklichen, ohne den (erfühlbaren und faktisch bestehenden) Zusammenhang zu anderen Menschen, zur Natur zu zerstören?

Die postmoderne Philosophie hatte, am explizitesten formuliert von Wolfgang Iser, den Anspruch, am Räumlichen die Grundprobleme der Zeit zu lösen.⁴⁵ Denn diese manifestieren sich räumlich, werden räumlich sichtbar und wahrnehmbar. Aber es blieb doch bei Lösungen für Kinkerlitzchen: Wenn ästhetische Vorschriften anti-plural sind, dann rücken Landesregierungen wie die niederösterreichische eben wieder davon ab, den Leuten ihre Fassadengestaltung vorzuschreiben. Aber immerhin gestattet der Pluralismus die hegemoniale Durchsetzung von einseitigen und um ihre Komplexität beschnittenen Problemlösungen wie beispielsweise den staatlich subventionierten Einbau von in der Produktion hochgiftigen (und irgendwann als Sondermüll-Schlacke endenden) Kunststoff-Thermofenster. Und immerhin versteht es das Sinnen und Trachten nach dem leichten Leben, der ökonomischen Vernunft einen geradezu diktatorischen Vorrang vor allem anderen einzuräumen. Andererseits wieder stellen Politiker zögerlich, aber langsam doch, das vorbehaltlose Fördern von Eigenheimen ein und knüpfen es an energetisch-thermische Bedingungen. Denn immerhin verlangen ernste, *alle* betreffende Problemlagen nach *alle* betreffenden ernsthaften Lösungen – Pluralismus hin oder her.

Die ökologische Gefahr könnte sich neben der ökonomischen Rationalität zu jener Instanz aufschwingen, von der der Pluralismus meinte, es gäbe sie nicht mehr: zu einem alles und alle umfassenden und einschließenden Prinzip, das auf Kosten der Freiheit geht. Wenn die Menschen in den Dörfern aber eines nicht wollen, dann ist das Gängel, Bevormundung und Beschränkung ihrer Freiheit. Ihrem Freiheitsbegriff wohnt ein durchaus reflexives Moment inne: Langsam wird den Menschen klar, dass Freiheit nicht Unabhängigkeit (von anderen Menschen, von der Natur) bedeuten kann, und sie beklagen den einzelgängerischen Isolationismus und die gnadenlose Konkurrenzdynamik ihrer Zeit. Eine Handvoll Menschen nur im Sample, die sich die Umsetzung des freiheitlichen Credo zutraut, aus eigener Kraft die Welt zu gestalten: der Computerexperte, der Tag und Nacht arbeitet, der Großbauer, der im agrarisch wenig regulierten Kanada

Ackergründe ankauft und dort für sich arbeiten lässt, um die anfallenden Renditen für die Altersversorgung zu nutzen. Oder auch der Weinbauer, der mit viel Aufwand und viel Liebe ein altes Mühlengebäude saniert.

Das Tun und Neuschaffen ist für Gerhard Schulze nicht das Gegenteil der hinnehmenden Haltung. Die hinnehmenden Menschen der Vergangenheit waren für ihr Überleben ohnehin auf das ständige Tun angewiesen. Charakteristisch für die Gegenwart sei das beliebige Auswählen zwischen unzähligen Alternativen; Zustände werden nicht mehr ertragen und hingenommen, aber auch nicht geändert, sondern einfach ausgetauscht. Gefällt es mir hier nicht, ziehe ich dort hin. Macht mir meine Umgebung zu schaffen, fahre ich am Wochenende weg. Hat das Urlaubsgebiet die Formen meiner eigenen Alltagsumwelt angenommen, suche ich mir ein anderes. Empfinde ich die Peripherie neben der Autobahn als „Alptraum einer Raumgestaltung“, sehe ich schnell weg, drehe das Radio auf und erhöhe die Geschwindigkeit.

Gäbe es eine Option, die rasende Fahrt durchs Nirgendwo abzubremsen? Die einzige Chance läge wohl darin, vom Wählen und Flüchten wieder zum Tun und Gestalten zu gelangen. Darin läge auch die einzig logische Lösung des Pluralismus-Problems: Die Menschen müssten sich aktiv und selbstbestimmt an der Herstellung des Zusammenhangs beteiligen können. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Zusammenhang nicht vom isolierten Einzelwillen ausgedrückt werden kann, und es ist offenkundig, dass es uns immer noch an (lokal wirksamen) Instrumenten mangelt, eindimensional reduzierte Zweckrationalität in den Zusammenhang vielfältiger Gemeinschaftsinteressen einzubinden. Die Menschen müssten also, mit Vernunft und Gefühl, über die Gestaltung ihrer Umwelt mitreden und mitbestimmen können.

Andernfalls könnte man sie nur durch Einschränkung ihrer Freiheit dazu bringen, von ihrer konsumistischen und verschwenderischen Haltung abzulassen. Kurioserweise wird die Freiheit jedoch von einer ihrer größten Gegenspielerinnen geschützt werden – die kapitalistische Ökonomie wird die Freiheit des Wählens zwischen Scheinalternativen bis zum bitteren Ende verteidigen, so lange, wie genügend Energiesklaven und Ressourcen zur Verfügung stehen werden, um sie leben zu können. Sie wird auch zu verhindern wissen, dass sich eine Alternative zum Freiheitsbegriff des leichten Lebens durchsetzt, in deren Richtung die Menschen bereits die ersten zögerlichen Schritte setzen: Frei bin ich nicht dann, so leitet es der Arbeitsphilosoph Frithjof Bergmann überzeugend aus literarischen Klassikern ab, wenn mein Leben möglichst wenig durch Hindernisse, Kompromisse und Abhängigkeiten erschwert wird; wirklich frei bin ich dann, wenn ich im Einklang mit meinen Identifikationen handeln kann.⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Zum Landschaftsgarten als Alternative zum Barockgarten z.B. Simone Schulz, Gartenkunst, Landwirtschaft und Dichtung bei William Shenstone und seine Ferme Ornée „The Leasowes“ im Spiegel seines literarischen Zirkels, unveröffentlichte Diss., Freie Universität Berlin 2004, 161–164; siehe auch http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000001654 (11.10.2010).
- 2 Joseph von Eichendorff, Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit, in: Ders., Werke, Bd. 5: Tagebücher, autobiographische Dichtungen, historische und politische Schriften, herausgegeben von Hartwig Schultz, Frankfurt am Main 1993, 487.
- 3 Es ging um den „Drachenfels“; vgl. Helmut Fischer, Hundert Jahre für den Naturschutz, Heimat und regionale Identität. Die Geschichte eines Programms, Bonn 2004; Antonia Dinnebieer, Zur Zukunft der ästhe-

- tischen Landschaft, in: Wolkenkuckucksheim 4 (2000), H. 2; siehe auch <http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/992/Dinnebier/dinnebier.html> (11.10.2010).
- 4 Zur Flurbereinigung vgl. z.B. Gerrit Friedrich Bub, Waldnutzung und Waldzustand in der mittelhessischen Grafschaft Wied vom 17. bis 20. Jahrhundert. Landschaftswandel unter gegensätzlichen Ansprüchen, unveröffentlichte Diss., Universität Bonn 2003; Meyers Konversationslexikon in 19 Bänden, 4. Aufl., Leipzig/Wien 1885–1892; Rainer Beck, Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte, München 2003; Ernst Langthaler/Franz Sinabell, Abschied von der „Agricoltura“? Agrarkulturen in Niederösterreich 1850–2000, in: Manfred Wagner (Hg.), Niederösterreich. Eine Kulturgeschichte von 1861 bis 2000, Bd. 3: Niederösterreich und seine Kulturen, Wien 2006, 23–62; Rita Gudermann, Morastwelt und Paradies. Ökonomie und Ökologie in der Landwirtschaft am Beispiel der Meliorationen in Westfalen und Brandenburg (1830–1880) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 35), Paderborn 2000; Martina de Moor/Leigh Shaw-Taylor/Paul Warde (Hg.), The Management of Common Land in North West Europe, c. 1500–1850 (Comparative Rural History of the North Sea Area Publication Series, Bd. 8), Turnhout 2002; Bundesforschungsanstalt für Naturschutz und Landschaftsökologie (Hg.), Landschaftsbild – Eingriff – Ausgleich. Handhabung der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung für den Bereich Landschaftsbild, Bonn/Bad Godesberg 1991.
 - 5 Z.B. Peter Haiko, Bauen in der Versuchsstation Weltuntergang. Wiener Architektur der Jahrhundertwende, in: Ernst Piper/Julius H. Schoeps (Hg.), Bauen und Zeitgeist. Ein Längsschnitt durch das 19. und 20. Jahrhundert, Basel/Boston/Berlin 1998; Katharina Fóti-Roessler, Theoretische Auseinandersetzungen mit der Wiener Stadterweiterung ab 1857 anhand der Allgemeinen Bauzeitung, unveröffentlichte Diss., Universität Wien 1992, 103.
 - 6 Ein Beispiel für die Vorkriegsdebatten: Hermann Muthesius, Wechselrede über ästhetische Fragen der Gegenwart, in: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Wege und Ziele in Zusammenhang von Industrie, Handwerk und Kunst (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes, 1912), Jena 1912; http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D_A_T_A/Architektur/20.Jhdt/MuthesiusHermann/WechselredeueberAesthetischeFra.htm (1.8.2011); Karl Schäfer, Wechselrede über ästhetische Fragen der Gegenwart, in: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Wege und Ziele in Zusammenhang von Industrie, Handwerk und Kunst (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes, 1912), Jena 1912; http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D_A_T_A/Architektur/20.Jhdt/SchaeferKarl/WechselredeUeberAesthetischeFra.htm (1.8.2011).
 - 7 Vgl. insbesondere Paul Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten, Bd. 1: Hausbau, München 1901, 11; Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Ein Beitrag zur Lösung moderner Fragen der Architektur und monumentalen Plastik unter besonderer Beziehung auf Wien, Braunschweig/Wiesbaden 1983 [Reprint der Ausgabe von 1901/1909, vermehrt um ‚Großstadtgrün‘; Erstausgabe 1889].
 - 8 Le Corbusier, Kommende Baukunst, Stuttgart 1926, 204; zum Traditionsverständnis der architektonischen Moderne und zur Verabschiedung der Vergangenheit siehe z.B. auch: Thilo Hilpert (Hg.), Le Corbusiers „Charta von Athen“. Texte und Dokumente, Braunschweig/Wiesbaden 1984; Bruno Taut, Die Stadtkrone, Jena 1919; Michael Falser, Das Landhaus Khuner von Adolf Loos, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege, 58 (2004) H. 1, 101–115; Jost Hermand, Expressionismus und Architektur, in: Richard Hamann/Jost Hermand, Expressionismus (Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Bd. 5), Frankfurt am Main 1977; Siegfried Giedeon, Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition, Zürich 1992 [Erstausgabe 1965].
 - 9 Rolf Peter Sieferle spricht von „kultureller Dezentrierung“ der Moderne (als Gegensatz zur zentrierten Vormoderne): Rolf Peter Sieferle, Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt, München 1997, 180; Beispiele für den neu entstandenen Graben zum Heimatschutz und für dessen Rechtsdrift: Paul Schultze-Naumburg, Flaches oder geneigtes Dach? Berlin 1927; ders., Kunst und Rasse, München 1928.
 - 10 Eine der konservativ-bewahrenden Stimmen war diejenige eines Philosophen: Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken, in: Ders., Vorträge und Aufsätze, 4. Aufl., Pfullingen 1978, 139–156.
 - 11 Das Projekt „Raumbilder“, 1.1.–31.12.2002, durchgeführt vom Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unter der Projektleitung von Axel Borsdorf, war als mehrjähriges Publikations- und Ausstellungsprojekt geplant und wurde vom Land Niederösterreich gefördert. Aufgrund des Entfalls von Kofinanzierungsmitteln seitens des Bundes (Wissenschaftsministerium, Stilllegung der Bund-Bundesländer-Kooperationen) konnte lediglich Projektphase 1 verwirklicht werden. Diese bestand in einer empirischen Studie (60 qualitative Interviews in zwölf niederösterreichischen Gemeinden) zur Raumwahrnehmung sowie zur NÖ Dorferneuerung (Abschlussbericht: „Dorferneuerung in

Niederösterreich“, siehe http://www.raumordnung-noe.at/uploads/akademie_wiss_2002_12_isr_dorferneuerung1.pdf (1.8.2011).

Sämtliche weiter unten präsentierten wörtlichen Zitate entstammen den 60 geführten Interviews. Wenn bei längeren Zitaten keine Seitenzahlen angegeben sind, erfolgt die Zitation nach Manuskriptabschnitten, die nach den im Gespräch vorgelegten Bilderbögen gegliedert sind. Die Manuskripte können bei der Verfasserin eingesehen werden.

- 12 Interview 27 (Bilderbogen 1).
- 13 Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, 7. Aufl., Frankfurt am Main/New York 1997 [Erstausgabe 1992].
- 14 Interview 51, 26.
- 15 Interview 29 (Bilderbogen 12).
- 16 Donald Appleyard/Kevin Lynch/John R. Meyer, *The View from the Road*, Cambridge, Mass. 1964.
- 17 Interview 16 (Bogen 11).
- 18 Interview 30 (Bogen 10).
- 19 Interview 38 (Bogen 13).
- 20 Vgl. Hans Paul Bahrdt, *Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft*, 4. Aufl., Hamburg 1971 [Erstausgabe 1968], 67, 68, 89.
- 21 Im Rahmen eines Projektes zum Wiener Gürtel wurden mehrere narrative Interviews mit Gürtelanrainern geführt. Am Ende der Gespräche wurde jeweils um Kommentare zu einer Bildermappe gebeten: Jörg Müller, *Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt*, Aarau 1976.
- 22 Joachim Ritter, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, in: Ders., *Subjektivität*, Frankfurt am Main 1989 [Erstausgabe 1974], 141–164.
- 23 Z.B. Erwin Straus, *Die Formen des Räumlichen. Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung* [Erstveröffentlichung 1930], in: *Psychologie der menschlichen Welt. Gesammelte Schriften*, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1960, 141–178; Otto Friedrich Bollnow, *Mensch und Raum*, Stuttgart/Berlin/Köln 1984 [Erstausgabe 1963]; Elisabeth Ströker, *Philosophische Untersuchungen zum Raum*, Frankfurt am Main 1977 [Erstausgabe 1965]; Hubert Tellenbach, *Geschmack und Atmosphären. Medien menschlichen Elementarkontaktes*, Salzburg 1968.
- 24 Kevin Lynch, *Das Bild der Stadt (Bauwelt-Fundamente, Bd. 16)*, Frankfurt am Main 1965 [englische Erstausgabe 1960].
- 25 Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Berlin/Frankfurt am Main/Wien 1963.
- 26 Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt 1972 [Erstausgabe 1965]; ders., *Thesen zur Stadt der Zukunft*, Frankfurt am Main 1971.
- 27 Alfred Lorenzer, *Städtebau: Funktionalismus oder Sozialmontage? Zur sozialpsychologischen Funktion von Architektur*, in: Heide Bernd/Alfred Lorenzer/Klaus Horn, *Architektur als Ideologie*, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1971 [Erstausgabe 1968], 51–104.
- 28 Henri Lefèbvre, *Die Revolution der Städte*, München 1990 [Erstausgabe 1970], 9.
- 29 Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Frankfurt am Main 1970; Jürgen Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim 1988, 110–120.
- 30 Charles Jencks, *The Rise of Post Modern Architecture*, in: Vittorio Magnago Lampugnani/Katia Frey/Elina Perotti (Hg.), *Anthologie zum Städtebau, Bd. 3: Vom Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur zeitgenössischen Stadt*. Berlin 2005, 367–378 [Erstveröffentlichung in: *Architectural Association Quarterly* 7 (1975), H. 4, 3–14].
- 31 Z.B. Werner Nohl, *Visuelle Simulation des Raumes und Aufmerksamkeitsverhalten der Benutzer als Bausteine einer Freiraumästhetik*, in: *Garten und Landschaft* 32 (1980) H. 3, 194–198; H. 4, 290–293; H. 6, 482–488; Rudolf Wienands, *Grundlagen der Gestaltung zu Bau und Stadtbau*, Basel 1985.
- 32 Z.B. Martin Kastner, *Das Landschaftsbild. Entwicklung und Veränderung, rechtlicher Stellenwert in Österreich, Wahrnehmung und Bewertung*, unveröffentlichte Diss., Universität für Bodenkultur Wien 1985; Rachel Kaplan/Stephen Kaplan, *The Experience of Nature. A Psychological Perspective*, New York 1989; Tony Hiss, *Ortsbesichtigung. Wie Räume den Menschen prägen, und warum wir unsere Stadt- und Landschaftsplanung verändern müssen*, Hamburg 1992 [englische Erstausgabe 1990]; Werner Nohl, *Ermittlung der Gestalt- und Erlebnisqualität*, in: Konrad Buchwald, Wolfgang Engelhardt (Hg.), *Handbuch für Planung, Gestaltung und Schutz der Umwelt, Bd. 3*, München u.a. 1980, 212–230.

- 33 Vgl. die Beiträge von Raumplaner/-innen in: Gerlind Weber (Hg.), *Verbaute Zukunft? (Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär, Bd. 12)*, Wien 2009.
- 34 Paul Nolte, *Wildnis und Zähmung. Über amerikanische und europäische Landschaften*, in: *Merkur*, 54 (2000) H. 9–10, 806–818.
- 35 Thomas Sieverts, *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit*, Wiesbaden 1997.
- 36 Tom Fecht/Dietmar Kamper (Hg.), *Umzug ins Offene. Vier Versuche über den Raum*, Wien/New York 2000, 30.
- 37 Vgl. Wolfgang Welsch, *Anästhetik – Fokus einer erweiterten Ästhetik*, in: Wolfgang Zacharias (Hg.), *Schöne Aussichten? Ästhetische Bildung in einer technisch-medialen Welt*, Essen 1991, 79–106; Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Graz/Wien 1986 [französische Erstausgabe 1979]; ders., *Der Widerstreit*, München 1987 [französische Erstausgabe 1983].
- 38 Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, 5. Aufl., Berlin 1997 [Erstausgabe 1987].
- 39 Karl Heinz Bohrer, *Nach der Natur. Über Politik und Ästhetik*, München/Wien 1988; Zu Blumenberg vgl. Eckard Nordhofen, *Die Proklamation des Plural. Zum Tode des Philosophen Hans Blumenberg*, in: *Die Zeit*, Nr. 16, vom 12.4.1996, 47.
- 40 Rudolf Burger, *Jenseits der Landschaft. Das Naturschöne als Kunstprodukt*, in: *FORVM. Internationale Zeitschrift für kulturelle Freiheit, politische Gleichheit und solidarische Arbeit* 37 (1990), 22–27.
- 41 Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, wie Anm. 38, 166, 167. Strenge und Unduldsamkeit zeichneten ansonsten eher Welschs Lehrer Lyotard aus; vgl. z.B. Jean-François Lyotard, *Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?*, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, 2. Aufl., Weinheim 1994 [Erstausgabe 1988], 193–203.
- 42 Interview 2 (Bogen 5).
- 43 Vgl. Cornelia Klinger, *Flucht Trost Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten*, München/Wien 1995.
- 44 Einer von mehreren Versuchen zur Rehabilitierung der Gefühle stammt von: Ronald de Sousa, *Die Rationalität des Gefühls*, Frankfurt am Main 2001.
- 45 Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, wie Anm. 38, 118.
- 46 Frithjof Bergmann, *Die Freiheit leben*, Freiburg 2005 [engl. Erstausgabe 1977].

Vorausschauend zurückblicken

Die Bedeutung von Geschichte in der Landschaftsplanung

„Der Plan der Landschaft ist die Erzählung ihrer Geschichte.“

Helmut Lührs, 1994

Was hat Landschaftsplanung¹, eine in die Zukunft gerichtete Disziplin, mit der Vergangenheit zu tun? Vor welchem theoretischen Hintergrund und mit welchen Zielen nähern sich Landschaftsplaner/-innen der Geschichte einer Landschaft oder eines Ortes an? Und welche Methoden wenden sie dabei an?²

Gleich vorweg, die Erforschung der Genese einer Landschaft oder eines Ortes ist wesentlicher Bestandteil der landschafts- und freiraumplanerischen Arbeitsweise sowie der planerischen Annäherung an einen Ort. Sie ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zum Erkenntnisgewinn und zur Theorieerweiterung in der Landschafts- und Freiraumplanung und Grundlage für nachhaltige Planungen, denn es kommt auf ein umfassendes Verständnis der Situation an, bevor über Prognosen und Pläne nachgedacht werden kann.³ Das Verstehen der historischen Entwicklung eines Ortes oder einer Landschaft hat eine diagnostische und prognostische Dimension und liefert die Grundlage für konkrete, gebrauchsfähige, am Alltag der Bewohner/-innen orientierte Planungen.⁴ Die Auseinandersetzung mit der Genese erfolgt dabei auf unterschiedliche Weise – je nach Arbeitsgegenstand und -auftrag. Als methodisches Werkzeug und Ausgangspunkt dient dabei die indizienwissenschaftliche Arbeitsweise in der Landschafts- und Freiraumplanung ergänzt durch Interviews und andere sozialwissenschaftliche Methoden, statistische Daten sowie Quellen- und Literaturrecherchen.⁵

Ziel dieses Beitrags ist es, die Bedeutung der historischen Dimension in der Landschaftsplanung darzustellen. Zunächst wird detaillierter erläutert, warum die Auseinandersetzung mit der Genese eines Ortes für die landschaftsplanerische Arbeitsweise und für Planungen von Wichtigkeit ist und in welcher Form sie stattfinden kann. Zudem werden anhand von Beispielen aus der aktuellen Lehr- und Forschungspraxis (auf dem Semmering und in der Wachau) die Bedeutung der historischen Dimension in der Landschaftsplanung skizziert und die angewandten Methoden und der theoretische Hintergrund näher erläutert. In der Zusammenfassung werden Forschungs- und Kooperationsbedarf aufgezeigt.

Der Plan der Landschaft ist die Erzählung ihrer Geschichte⁶

Das Verständnis der Herstellung von Landschaften sowie von Bau- und Freiraumstrukturen ist eine wesentliche Voraussetzung für freiraum- und landschaftsplanerisches Arbeiten.⁷ Landschaften werden dabei nicht statisch begriffen oder nach ästhetischen Kriterien

bewertet; vielmehr wird davon ausgegangen, dass „[...] no landscape, vernacular or otherwise, can be comprehended unless we perceive it as an organization of space; unless we ask ourselves who owns or uses the spaces, how they were created and how they change“.⁸ Beim Verständnis von Landschaften sowie Bau- und Freiraumstrukturen geht es darum, die Qualitäten des Raums für seine Bewohner/-innen und Bewirtschafter/-innen festzustellen, Veränderungen und die ihnen zugrundeliegenden Prozesse zu erkennen und deren Ursachen zu verstehen. Dieses Verständnis ist der Anknüpfungspunkt für Planungsvorschläge, die lösungsorientiert und differenziert sind und das Aufzeigen von Handlungsmöglichkeiten zum Ziel haben. Gleichzeitig macht diese Auseinandersetzung mit der Genese eines Ortes in all seinen Facetten – mit seinen naturbürtigen Voraussetzungen, mit vorangegangenen Planungsprozessen und deren Gesetzen, mit ökonomischen Rahmenbedingungen, Vorstellungen und sozialen Werten der Bewohner/-innen oder Entscheidungsträger/-innen – aktuelle und historische Konflikte sichtbar und verhandelbar. Diese Konflikte können oftmals darauf zurückgeführt werden, dass vorangegangene Planungsentscheidungen und die ihnen zugrundeliegenden Planungsleitbilder antagonistisch zur aktuellen Praxis stehen. Konflikte – politische, soziale und ökonomische – spiegeln sich in Landschaften und Orten wider. Sie zu erkennen, zu benennen und zu verstehen bewahrt Planer/-innen und Planungsverantwortliche davor, sie zu reproduzieren oder gar zu verstärken. Der Prozess einer Auseinandersetzung mit der Genese eines Ortes kann und soll dazu führen, vergessene oder verdrängte Konflikte über Raum und dessen Nutzung offen darzulegen und – im besten Falle – offen zu diskutieren und zu lösen. Die Erarbeitung von innovativen Ansätzen aus Altbewährtem heraus grenzt sich deutlich von historisierenden und ästhetisierenden Entwürfen (wie beispielsweise Disney's Siedlung *Celebration* in Florida oder *Port Grimaud* in der Nähe von St. Tropez) ab.⁹ Es wird davon ausgegangen, dass sich an Siedlungen, Städten und Freiräumen sowie Landschaften und deren Nutzungen nachvollziehen lässt, was sich in der Freiraum- und Landschaftsplanung als gebrauchsfähig erwiesen hat, wie in Bau-, Freiraum- und Landschaftsstrukturen gelebt werden kann und wie Handlungsfreiräume für Bewohner/-innen, Bewirtschafter/-innen und kommunale Verwaltung durch Ausstattung und Struktur geschaffen oder verhindert werden.¹⁰ Die Auseinandersetzung mit der Genese eines Ortes und somit die Aufarbeitung des *Woher*¹¹ wird als Ausgangspunkt für die Frage nach dem *Wohin* erfasst.¹²

Die Reflexion der historischen Dimension in landschaftsplanerischen Arbeitsweisen

Die Auswahl der Arbeitsmethoden in der Landschafts- und Freiraumplanung ist von der Theorie, vom Gegenstand und von der planerischen Fragestellung geleitet. Grundlegend für die landschaftsplanerische Arbeitsweise ist jedoch das indizienwissenschaftliche Basisparadigma und die Arbeit mit Beispielen, deren Auswahl sich am Arbeitsgegenstand orientiert. Ein wesentlicher Arbeitsschritt ist die Erstellung von (Bestands-)Aufnahmen (das heißt die detaillierte Erhebung in Form von Skizzen, Kartierungen und Notizen), z.B. von städtischen Parzellen, Vegetation, Landnutzungen oder Höfen. Dieser Arbeitsmethode liegt die Überzeugung zugrunde, dass die Qualität von Planungen am besten

an bestehenden und schon gealterten Beispielen zu prüfen und zu beurteilen ist, da diese zeigen, wie sich die Planungen in der Praxis räumlich manifestieren und bewährt haben. Die Analyse von realisierten Planungen¹³ und ihren räumlichen Abbildungen weist auch immer eine zeitliche Tiefe auf, die als Genese in der Analyse berücksichtigt werden kann. Der systematische Vergleich von Beispielen ermöglicht es, Prinzipien und Strukturen auf räumlicher und sozio-ökonomischer Ebene zu erarbeiten, die als lokale und regionale Vorbilder in neue Planungen übersetzt werden können. Das vergleichende Arbeiten mit Beispielen steht dabei vor der Herausforderung, „[...] einerseits die Strukturgesetzlichkeit eines Falles als solchen herauszuarbeiten, andererseits aber den Fall immer als Einzelfall zu sehen und in theoriebildender Absicht mit anderen Fällen zu vergleichen. Erst die Kenntnis eines Falles in seinem gesamten Zusammenhang ermöglicht es, das, was das Individuelle am Fall ist, zu unterscheiden von dem, was an ihm das Allgemeine ist“¹⁴, und dazu zählt sowohl die historische Dimension des Beispiels als auch des Typs. In diesem Sinne könnte die Genese, die im Rahmen von landschaftsplanerischen Arbeiten an Beispielen erforscht wird, als eine Form von *micro-history* verstanden werden, welche es individuellen Geschichten und Erfahrungen erlaubt, wieder Teil der ‚großen‘ Geschichte¹⁵ und als Ressource für Planungen verfügbar zu werden. Generell bewegt sich die Art und Weise, wie in der Landschaftsplanung Geschichte verstanden und erarbeitet wird, in methodischer wie theoretischer Nähe zur Kulturgeschichte, mit der sie das Interesse an alltäglichen Phänomenen, Werthaltungen bestimmter Gruppen, Beziehungen und Praktiken¹⁶ teilt und die sie mit Erkenntnissen aus der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie der Umweltgeschichte verbindet. Auch die in der Landschaftsplanung angewandte, auf die Indizienwissenschaft basierende Methode verweist auf die Nähe zur Kulturgeschichte.

Indizienwissenschaftliches Arbeiten in der Landschaftsplanung

Landschaften lassen sich anhand ihrer Gebrauchsspuren lesen. In der Landschaftsplanung sind diese Spuren Indizien der aktuellen und historischen Nutzung und der naturbürtigen Voraussetzungen. Die Bedeutung der Nutzungsspuren rührt daher, dass sich in materiellen Spuren und Indizien gegenwärtige und vergangene Handlungen abbilden. Carlo Ginzburg beschreibt das Indizienparadigma, das für die Landschaftsplanung übersetzt wurde¹⁷, in der Kunstgeschichte, Kriminalistik und Medizin. In der Kunstgeschichte vergleicht er systematisch Gemälde anhand von alltäglichen Merkmalen (z.B. Fingernägel oder Faltenwurf), denen der Maler nicht explizit Aufmerksamkeit schenkte und gerade dadurch eine charakteristische Syntax ausbildete. Diese Handschrift des Alltäglichen ist eine malerisch individuelle, anhand derer mehrere Gemälde neu zugeordnet werden konnten. Das malerische Detail, die kriminalistische Spur oder das medizinische Symptom erscheinen mitunter als triviale Nebensächlichkeiten; aber es gilt, sie als „[...] die Zeichen zu lesen, mit denen die Welt zu uns spricht wie ein großes Buch.“¹⁸ Erfahrung und Erkenntnis sind dabei wichtige Wegbegleiterinnen, denn sie leiten den Blick in der Beobachtung der Spur, der als solcher doppelte Bedeutung zukommt: zum einen als Merkmal und Arbeitsgegenstand und zum anderen als Prozess des Spurensuchens selbst. „Sehen lernen“¹⁹, Übung und Erfahrung sind Voraussetzungen, um Spuren wahrzunehmen und als solche zu erkennen.²⁰ Das Indiz selbst verhilft zu einer begründeten Spekulation, zu einer These, die es im weiteren Verlauf

des Spurensuchens nach allen Regeln der Kunst auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen gilt. Bei ihrer Überprüfung bedarf es wissenschaftlicher Charakterstärke, um der thesen- und theoriebestätigenden Aufnahme von Indizien zu widerstehen. Neben der Triangulation beschreibt Gerhard Hard²¹ vor allem das Prinzip der plausiblen Konkurrenzhypothese als Prämisse des indizienwissenschaftlichen Arbeitens. Thesen, die einander überlappen und inhaltlich aneinander reiben, helfen einen gänzlich falschen Weg zu vermeiden.

Die Erarbeitung der Genese mit Hilfe der Indizienwissenschaft unterstützt die Prüfung der gealterten Beispiele und der landschaftsplanerischen Diagnose. Die Geschichte von Kulturlandschaften wird dabei als „[...] the history of human patterns impressed upon the contours of the natural environment“²² verstanden. Die retrospektive Prognose hat zum Ziel, Ursachen oder Handlungen, die nicht mehr direkt reproduzierbar sind, aus ihren Wirkungen herzuleiten²³ und die Erkenntnisse daraus in die Planungsprinzipien einzuweben. Der/die Planende wird dabei zum *backteller*²⁴, der bei der Landschaft ansetzt und in zwei zeitliche Richtungen arbeitet: retrospektiv in der Analyse und prospektiv in der Planung. Neben dem erhobenen Material (wie z.B. baulich-räumliche Aufnahmen, Vegetationsaufnahmen, Kartierungen von Bau- und Freiraumstrukturen, Landschaft, Landnutzung, Siedlungen, Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Planungsverantwortlichen, Hofgespräche) dienen auch Archivalien und Karten (z.B. der Franziszeische Kataster, Siedlungsformenkarten) als mögliche Arbeitsgrundlagen. Die Vergangenheit wird dabei aber immer mit Fragen der Gegenwart und planerisch zukunftsgerichteten Absichten kritisch beleuchtet.

Ikonographie und Ikonologie der Landschaft

Die Indizienwissenschaft ist induktiv und basiert auf Analyse, Interpretation und Kontextualisierung: „Erst das Nachdenken über gefundene Bedeutungen ermöglicht eine Abschätzung der Konsequenzen von Entscheidungen als Voraussetzung für den planerischen Ratschlag. Dies ist umso mehr zu bedenken, als Planung zumeist ein Nachdenken über den Handlungsrahmen von Dritten, die nachdenkende Person oft nicht ident mit den NutzerInnen ist.“²⁵ In der planerischen Aufbereitung des Gegenstandes mit seinen Nutzungsspuren wird zwischen drei unterschiedlichen Bedeutungsschichten (oder Sujets) unterschieden: vorikonographische Beschreibung, ikonographische Analyse und ikonologische Interpretation.

Erwin Panofsky²⁶ beschreibt die „vorikonographische Beschreibung“ als Ebene der Erfassung „natürlicher Sujets“ durch deren reine Formen und künstlerische Motive: Konfigurationen von Linien, natürliche Gegenstände wie Pflanzen oder Häuser. Ihre Identifizierung erfolgt aufgrund alltagsweltlicher und praktischer Erfahrung. In der landschaftsplanerischen Arbeitsweise entspricht die vorikonographische Beschreibung der Erhebung der Arbeitsgrundlagen (Aufnahmen, Kartierungen, Gespräche/Transkriptionen), die die Grundlage weiterer Analysevorgänge darstellen. Bei der ikonographischen Analyse wird das konventionale Sujet erfasst, indem die künstlerischen Motive und Kompositionen mit bestimmten Themen oder Konzepten verknüpft werden²⁷. In der Ikonographie wird die Typologie anhand des systematischen Vergleichs der Merkmale (ähnlich dem systematischen Arbeiten in der Vegetationskunde) wie auch anhand schon bestehender

Typologien erarbeitet und interpretiert. Durch die Neugruppierung der Merkmale wird der Gegenstand neu strukturiert, sodass „[...] in dieser Rekonstruktion zutage tritt, nach welchen Regeln es funktioniert (welches seine Funktionen sind). Die Struktur ist in Wahrheit also nur ein Simulacrum des Objekts, aber ein gezieltes ‚interessiertes‘ Simulacrum, da das imitierte Objekt etwas zum Vorschein bringt, was im natürlichen Objekt unsichtbar oder, wenn man lieber will, unverständlich bleibt.“²⁸ Die Struktur ist dabei eine doppelte: sowohl innerhalb des Objekts oder des Typs, als auch insbesondere in den Relationen der unterschiedlichen Typen zueinander. Dabei wird im jeweiligen Typ das Prinzip des landschaftlichen Motivs oder der Komposition mit den sich in ihm abbildenden Konzepten verknüpft: Obstbaumzeilen aus Hochstammbäumen können zum Beispiel ein Hinweis auf Förderprogramme extensiver Landnutzungsformen und den Wunsch nach einer Strukturbereicherung und Ökologisierung der Kulturlandschaft, etwa das Ökopunkteprogramm, sein. Gleichzeitig können sie aber auch als Elemente eines historisierenden Landschaftsbildes gelesen werden, die einer zunehmend industrialisierten Landschaft ein gefälliges Äußeres verleihen sollen. Die Typengeschichte, wie bestimmte Themen unter bestimmten Bedingungen im Laufe der Zeit verhandelt und ausgedrückt werden, schärft die ikonographische Analyse und stellt ein Korrektiv innerhalb derselben dar.²⁹ So können Perioden von Kulturlandschaften starke Übereinstimmungen mit wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungen aufweisen, die „[...] Niederschlag und Einflüsse der geistigen Verfassung ihrer Bewohner, ihrer Tradition, Sprache, Nationalität, gesellschaftliche Struktur, Kunstempfinden [...]“³⁰ widerspiegeln.

Die ikonologische Interpretation erschließt die Bedeutung und interpretiert die landschaftsformenden Prinzipien oder „symbolischen“ Werte, wie Ernst Cassirer sie nannte. Er versteht Symbole „[...] not in the sense of mere figures which refer to some given reality by means of suggestion or allegorical renderings, but in the sense of forces, each of which produces and posits a world of its own. [...] The question as to what reality is apart from these forms, and what are its independent attributes, becomes irrelevant here. For the mind, only that can be visible which has some definite form, but every form of existence has its source in some peculiar way of seeing, some intellectual formulation and intuition of meaning.“³¹ Wurde in den vorangegangenen Ebenen (Beschreibung/Vorikonographie, Typologie und Interpretation/Ikonographie) noch der Gegenstand selbst bearbeitet, so ist in der Ikonologie die Landschaft nur noch Spur oder Symptom von etwas anderem, denn: „Die beiden ersten Stufen liefern Bilderklärungen, jetzt ist das Explanans für das Bild gesucht.“³² In der Landschaftsplanung bedeutet die Ikonologie beispielsweise, die Landnutzung in ihrem sozio-ökonomischen, kulturellen oder historischen Kontext zu diskutieren, um zu einem synthetischen Verständnis zu gelangen,

„[...] indem man jene zugrundeliegenden Prinzipien ermittelt, [...] die symptomatisch für dieselbe Grundeinstellung sind, die sich in sämtlichen anderen spezifischen Merkmalen des betreffenden Stils ausmachen lässt. Indem wir so reine Formen, Motive, Bilder, Anekdoten, Allegorien als Manifestation zugrundeliegender Prinzipien auffassen, interpretieren wir alle diese Elemente als etwas, das Ernst Cassirer ‚symbolische‘ Werte genannt hat [...] und wir interpretieren seine kompositionellen und ikonographischen Züge als spezifischere Zeugnisse für dieses ‚andere‘. Die Entdeckung und die Interpretation dieser ‚symbolischen‘ Werte (die dem Künstler selber

häufig unbekannt sind und sogar entschieden von dem abweichen können, was er bewußt auszudrücken suchte) ist der Gegenstand dessen, was wir, im Gegensatz zur ‚Ikonographie‘ ‚Ikonologie‘ nennen können.“³³

Typisierung, Interpretation und Kontextualisierung verweisen auf die der Planung zugrundeliegenden Prinzipien und Themen und hängen in weitem Maße von „[...] unserer subjektiven Ausrüstung ab, und aus diesem Grund müssen sie durch eine Einsicht in historische Prozesse ergänzt und korrigiert werden“³⁴. Landschaft entsteht nicht aus der Natur der Dinge, sondern ist gesellschaftliches, mit Bedeutungen belegtes Konstrukt. Dabei sind ihre Elemente aber „[...] nur insofern Objekte, als sie gemacht worden sind: ihr gegenwärtiges Sein ist ihr vergangener Akt, sie sind Gemachtwordenes, der Künstler, der Analytiker legt den Weg der Bedeutung nochmals zurück.“³⁵

Die beiden nun folgenden Fallbeispiele aus der Landschafts- und Freiraumplanung – ein studentisches Projekt auf dem Semmering und eine derzeit laufende Dissertation über die Wachau – sollen die oben beschriebenen theoretischen und methodischen Grundlagen veranschaulichen. Beiden Arbeiten ist das historische und materialistische Lesen der Landschaft gemeinsam. Indizienwissenschaftliche Erhebungen, die Aufnahmen, sind der zentrale Ausgangspunkt für die Erschließung der Geschichte und für planerische Handreichungen. Durch die Auswertung von Archivalien wurden in beiden Fällen wertvolle Hinweise auf die Landschaftsgeschichte gefunden.³⁶ Die Analyse von aktuellen und historischen Karten, Plänen und Luftbildern hat den Vorteil der räumlichen Verortung von Daten. Die Verknüpfung mit aktuellen Landnutzungs-, Bau- und Freiraum- sowie Landschaftserhebungen (über Biotoptypen, Landschaftselemente, Infrastruktur etc.) sowie Hoftypen und Wirtschaftsweisen inklusive ihrer Genese im Fallbeispiel der Wachau ermöglicht eine detaillierte Prognose über zukünftige Landnutzungs- und Freiraumansprüche. Das daraus resultierende Abbild der Landschaft dient als Basis für planerische Handreichungen.

In Planungsfächern gibt es einen vielfältigen Umgang mit Historizität: Historische Verweise können in Entwürfen ihren Platz finden oder als Basis für Prognosen und die weitere Interpretation der Entwicklung dienen. Planungsaufträge, zum Beispiel im Bereich des Kulturlandschaftsmanagements, bedeuten, sich mit dem ‚Management von Veränderungen‘ zu beschäftigen, da Landschaft vergleichsweise sensibel, dynamisch und mit hoher Resonanz auf sozio-ökonomische oder politische Effekte reagiert. Beim Management von Kulturlandschaften als UNESCO-Weltkulturerbestätten wie auf dem Semmering und in der Wachau hat die Rekonstruktion und das ‚Zurückerkennen‘ der Landschaft eine besondere Bedeutung, denn das detaillierte Verständnis über die Entstehung einer Landschaft hilft bei der Planung, Historizität ernst zu nehmen, anstatt durch historisierendes Kopieren alltagsuntauglichen Landschaftskitsch oder Naturkulisse zu reproduzieren.

Sommerfrische auf dem Semmering³⁷

Die Landschaft am Semmering ist ein anschauliches Beispiel für eine ‚gemachte‘, inszenierte, alpin-touristische Landschaft. Wie einschneidend sich sozio-ökonomische und technische Entwicklungen auf Landschaft und deren Wahrnehmung auswirken können,

kann gerade hier sehr gut nachvollzogen werden. Der traditionelle Tourismusort Semmering, der mehrere ökonomische Auf- und Abschwünge erlebte, ist ein gutes Fallbeispiel, um die sozio-ökonomischen Auswirkungen von unterschiedlichen Planungsansätzen und Entwicklungsphasen moderner Tourismusinfrastruktur zu analysieren. Tourismus und Sommerfrische waren Anlass für eine Ästhetisierung der Landschaft. Es wurden ‚Bilder der Landschaft‘ produziert, die die naturbürtigen Voraussetzungen und die Primärproduktion als verwertbare Grundlage nutzten und ästhetisierend interpretierten. Zudem sind Publikationen zur Kultur- und Architekturgeschichte der Region um Semmering, Rax und Schneeberg im südlichen Niederösterreich umfangreich und leicht zugänglich. Diese Aspekte waren mit ausschlaggebend, den Ort Semmering und seine Bau- und Freiraumstrukturen als Projektgegenstand für eine Lehrveranstaltung im Rahmen des Masterprogramms *Landschaftsplanung und -architektur* zu wählen und Studierenden somit einen Einstieg in die Auseinandersetzung mit der Geschichte eines Ortes zu ermöglichen.

Der ‚Planungsauftrag‘³⁸ der Arbeit umfasste die Bewertung der Freiraum- und Landschaftsstrukturen rund um das ehemalige Südbahnhotel³⁹ hinsichtlich ihrer aktuellen Gebrauchsqualitäten für die ständigen und zeitweiligen Bewohner/-innen, eine Aufarbeitung der Genese der (Hotel-)Parkanlage zur Identifizierung und Dokumentation historischer Elemente sowie die Erarbeitung von Planungsempfehlungen für die Gemeinde und die Investoren⁴⁰ zum Umgang mit den Freiräumen und der Landschaft um das ehemalige Südbahnhotel. Arbeitsschritte dieses Projekts waren eine detaillierte freiraumplanerische Dokumentation der zum Hotel gehörigen Parkanlagen (des Waldhofparks und der Freiräume auf der Nordböschung des Geländes) sowie eine Realnutzungskartierung⁴¹ des ehemals weitläufigen Kur- und Erlebnisparks, der sich von der Hotelanlage Richtung Südwesten erstreckte und heute Golfplatz und forstwirtschaftlich genutzter Wald mit Spazier-, Wander- und Mountainbikewegenetz ist. Zur Erarbeitung der Genese der Freiräume rund um das ehemalige Südbahnhotel trugen einerseits die Bestandserhebung bei, durch die historische Elemente identifiziert, dokumentiert und verortet wurden, andererseits auch die Recherche in Bibliotheken und im Österreichischen Staatsarchiv⁴², die Analyse von historischem Kartenmaterial inklusive des Franziszeischen Katasters, die Sichtung von privaten Fotoarchiven sowie Gespräche mit Zeitzeugen.

Über die Analyse der Erhebungen und des historischen Materials ließen sich charakteristische Investitions- und Gestaltungsphasen innerhalb der Landschaft um das Südbahnhotel feststellen, die eng mit den Um- und Ausbautätigkeiten des Hotels in Zusammenhang standen. Schrittweise wurde die Umgebung zwischen 1881 und 1934 – von der Erstanlage des Hotels bis zur letzten wesentlichen Veränderung durch Zubau eines Hallenbades – von einer durch bäuerliche Nutzung und Forstwirtschaft geprägten Landschaft in eine „Erholungslandschaft“ mit Spazierwegen, Aussichtspunkten, kleinen Teichen und Sportflächen umgewandelt. Auch der von der Südbahngesellschaft 1885 erworbene Hof der Familie Brosch und seine Wirtschaftsflächen wurden in eine Frühstückspension mit Meiereibetrieb umgenutzt. Seit 1926 wird er als Clubhaus des Golfplatzes, der rund um den Hof errichtet wurde, verwendet.⁴³ Diese Aneignung der Landschaft zu Erholungs- und Vergnügungszwecken war erst durch den Bau der Südbahn möglich geworden. Die Süd- und Semmeringbahn war jedoch nicht in erster Linie als Verkehrsmittel für Tourist/-inn/-en gedacht und geplant. Primär ging es darum, „[...] dem schwerfälligen Agrarstaat neue

wirtschaftliche Impulse zu geben⁴⁴ und eine schnellere verkehrstechnische Anbindung an den Hafen Triest sowie eine transkontinentale Verbindung zu schaffen.⁴⁵ Der daraus folgende tourismuswirtschaftliche Impuls für die Voralpenlandschaften Niederösterreichs und der Steiermark war, wenn man so will, ein Nebeneffekt.⁴⁶

Durch die erleichterte Mobilität mussten nicht mehr die Natur bzw. die unbekannte, schwer zugängliche Landschaft in die Nähe der Wohn- und Herrschaftssitze ‚gebracht‘ werden, sondern diese konnten relativ einfach und günstig bereist werden. Natur und ‚Wildnis‘ wurden durch die leichtere Erreichbarkeit in ihrer Besonderheit abgewertet. Die Zurückhaltung, diese ‚unberührten‘ Landschaften zu gestalten, wurde geringer. Vor diesem Hintergrund ist auch die Gestaltung der das Südbahnhotel umgebenden Landschaft des Semmeringgebiets, das bis zur Erschließung durch die Bahn als unbezwingbare, ja sogar gefährliche Gegend galt, zu betrachten.⁴⁷ Die Analyse des Franziszeischen Katasters sowie historischer Wander- und Orientierungskarten und der Vergleich mit dem aktuellen Wegenetz machten deutlich, wie rasch die Umwandlung der kaum durch Wege erschlossenen, steilen Waldflächen in einen Hotelpark mit einem dichten, differenzierten Wegenetz, mit Sitzmöglichkeiten, Aussichtspunkten und Attraktionen vonstatten ging. Das aufwändige Erschließungsnetz wurde vorrangig für die Hotelgäste angelegt und schrittweise nachverdichtet.⁴⁸

Vor dem Bau der Bahn und des Südbahnhotels war die Landschaft durch land- und forstwirtschaftliche Nutzung geprägt. Die Herstellung von Wegeanlagen war kosten- und arbeitsintensiv und wurde deshalb auch nur bei absoluter ökonomischer Notwendigkeit umgesetzt. Mit dem Bau der Semmeringbahn erfolgte ein Paradigmenwechsel: Das ökonomische (Haupt-)Standbein war nun der Tourismus. Die Landschaft wurde durch einen touristischen Blick und nicht mehr als Voraussetzung für bäuerliches Wirtschaften oder industrielle Vorhaben gesehen.⁴⁹ Die Erschließung des Gebietes zu Erholungs- und Erlebniszielen war ein wesentlicher Schritt zur Transformation der von einer bäuerlichen Land- und Waldwirtschaft geprägten Landschaft zur Erholungslandschaft, wobei die Gestalter geschickt mit den naturbürtigen Voraussetzungen umzugehen wussten. „Aus dem Abbild der Natur ist eine Umrahmung der Natur geworden. Diese Natur war freilich schon längst eine Parklandschaft geworden, die man in ihren entlegensten Teilen noch auf ‚Spazierwegen‘ begehen konnte [...]“⁵⁰

Das Gebiet rund um das Hotel wurde als Park für die städtischen Gäste neu interpretiert und räumlich adaptiert. Dieser Park war alltäglicher Ort sozialer Kontakte der Sommerfrischegesellschaft, die hier den symbolischen Reichtum in Form der neuesten Mode demonstrieren und realen Reichtum durch Gespräche über berufliche Angelegenheiten bzw. Geschäftsanbahnungen vermehren konnte.⁵¹ Neben diesem gesellschaftlichen stand auch ein gesundheitlicher Aspekt. Die gute Luft am Semmering wurde damals in allen Fremden- und Hotelprospekten als gesundheitsfördernd beworben. Wer es sich leisten konnte, flüchtete aus der staubigen, sommerlich-heißen Großstadt Wien auf den Semmering. Generell waren die Bau- und Freiraumstrukturen des Südbahnhotels, der Hotelparkanlagen sowie der an das Hotel angrenzenden Villenkolonie auf die gesellschaftlichen Ansprüche des städtischen Großbürgertums und dessen Freizeitverhalten ausgerichtet. Die historischen Leitbilder und Strukturen entsprechen dessen luxuriösen Erholungs- und Urlaubsbedürfnissen und materialisieren sich in der aufwändigen Wegestruktur und Freiraumausstattung rund um das Südbahnhotel. Das Erschließungssystem war ausgelegt auf

das Spaziergehen und das Sehen und Gesehenwerden. Das landschaftliche und planerische Konzept dazu war, die Landschaft so zu erschließen, dass sie bequem begehbar und erlebbar war. Dabei wurden die gegenüberliegenden Gebirgszüge von Rax und Schneeberg in das landschaftliche Erleben als Kulisse mit einbezogen.⁵² Die Sommerfrische war die ökonomische, kulturelle und räumliche Umsetzung großbürgerlicher Vorstellungen von Müßiggang.⁵³

Die aktuelle ökonomische Situation im Ort und die derzeitigen Besitzverhältnisse entsprechen jedoch nicht mehr diesen Verhältnissen. Der Semmering ist zwar noch immer ein Naherholungs- und moderner Tourismusort, jedoch mit einer völlig anderen ökonomischen und gesellschaftlichen Struktur als Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Hotelgebäude und seine Dependancen befinden sich nicht mehr im Einzelbesitz, sondern sind aufgeteilt auf mehrere Besitzer/-innen. Teile sind zu Eigentumswohnungen umgewandelt worden. Der größte Teil des Haupthauses sowie der Waldhofpark wurden von einem deutschen Investor erworben.

In dieser Widersprüchlichkeit zur historischen Ausgangssituation der Sommerfrische liegen die aktuellen Probleme bei der Erhaltung und Pflege der Anlage. Die ehemaligen Hotelgärten und -parks sind für die Öffentlichkeit zugänglich und wichtige Freiräume für die Bewohner/-innen und Gäste des Ortes. Der Waldhofpark wird mit Hilfe eines eigens dafür gewidmeten privaten Nachlasses durch die Gemeinde und engagierte Bewohner/-innen in Stand gehalten. Die Zeitressourcen und das Budget sind jedoch nicht ausreichend, um einen sicheren, gebrauchsfähigen Freiraum und einen adäquaten denkmalpflegerischen Umgang zu gewährleisten. Die planerischen Empfehlungen der Projektarbeit zielen deshalb auch auf die Klärung dieses Konfliktes zwischen historischen Absichten und aktuellen Ansprüchen unterschiedlicher Akteure ab. Dazu wurden unterschiedliche Zukunftsszenarien und Lösungsansätze entwickelt. Die Einsicht in die Genese des Ortes lieferte grundlegende Informationen, um einen respektvollen Umgang mit diesen historischen Bau- und Freiraumstrukturen zu gewährleisten und gleichzeitig gebrauchsfähige Freiräume für die Gemeinde und die Besitzer/-innen zu schaffen.

Wo der Wein die Landschaft formt

Die Wachau wurde als riverine Terrassenlandschaft im Jahr 2000 zur *UNESCO World Heritage Site* erklärt. Ausschlaggebend für die Ernennung war die Landschaft in ihrem naturräumlichen Rahmen, die gleichzeitig materielles Zeugnis einer langen historischen und wirtschaftlichen Entwicklung dieses Kulturraumes darstellt. Besonders hingewiesen wurde dabei auf die harmonische Entwicklung einer an der Basis mittelalterlichen, vom Weinbau geprägten Kulturlandschaft mit den eingebetteten Siedlungen und ihrer spezifischen Architektur.⁵⁴ Die Betonung der historischen Dimension der Landschaft in der Ernennung verlangt nach einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Geschichte des Ortes, um daraus konzise Grundlagen für Managementempfehlungen zu erarbeiten. In der Wachau sind insgesamt (nur mehr) rund 10 Prozent der Oberfläche mit Wein bestockt; trotzdem ist gerade Wein das zentrale regionale Produkt, sowohl für den landwirtschaftlichen Sektor als auch für den Tourismus, dessen Marketing stark auf die UNESCO-Auszeichnung und die „harmonische“ Terrassenlandschaft fokussiert.⁵⁵

Die Landschaft der Wachau ist eng mit ihrer landwirtschaftlichen Nutzung verknüpft und durch sie räumlich zониert: In den Tallagen entlang der Donau werden Wein- und Obstgärten oder -plantagen (insbesondere Marillen) kultiviert und sind eng mit den Siedlungsflächen verzahnt. Am Mittelhang wachsen Weinstöcke auf Steinterrassen und in weniger steilen Lagen auf Böschungsterrassen, da diese in der Pflege günstiger und weniger aufwändig sind. Die Weingärten sind immer wieder mit Obstbäumen (z.B. Pfirsiche, Kirschen), Lesesteinriegeln, auf denen jetzt mitunter Feldgehölze stocken, und mit Weingartenhäuschen durchsetzt.

Fährt man von Spitz an der Donau in den Spitzer Graben, fallen einem sofort die Terrassenweingärten an den steilen, süd- und südöstlich exponierten Hängen auf. Die Steinterrassen sind prägende Landschaftselemente und konstruktive Grundlage für den Weinbau in den steilen Hängen. Am Oberhang lösen steinige Wälder mit Eichen und Hainbuchen sowie an schattigen Grabeneinhängen Buchen die Weingärten ab. Je weiter man in den Spitzer Graben kommt, desto stärker fallen unbearbeitete oder verbrachte Weingärten in unterschiedlich fortgeschrittenen Sukzessionsstufen auf: Auf die Vegetationsgesellschaften der bearbeiteten Weingärten in den Terrassenlagen⁵⁶ folgen stark vergraste Stadien. Die Verholzung beginnt mit Arten wie der Heckenrose; zunehmend kommen wärmeliebende Sträucher und Gehölze und die ersten Bäume – Kirsche, Feldahorn und Flaumeiche – auf. Die vereinzelt Buschgruppen verdichten sich und nehmen mit der Zeit den ganzen Weingarten ein. Das Ende der Sukzession bilden die Waldstufen – mit Eichen, Föhren und Hainbuchen auf der trockenen Sonnseite und mit Buchen und Ahorn an schattigeren Stellen –, in denen man immer wieder auf eingestürzte Terrassenmauern trifft. Die Schattseite des Tales hingegen steigt sanfter an und ist mit Obstgärten, Wiesen, Weiden und Äckern, in den sonnigeren Lagen auch mit Weingärten bedeckt. Der Wald, auf dieser Seite mit mehr Buchen und Fichten, reicht weiter ins Tal herab, und Aufforstungen bzw. Christbaumkulturen auf ehemaligen Grünlandstandorten lassen die Waldflächen noch weiter in Richtung Tal rutschen.

In der Fallstudie⁵⁷ wird mit einer Kombination aus baulich-räumlichen Aufnahmen, sozio-ökonomischen Erhebungen und einer Landschaftserhebung gearbeitet. Auf elf Höfen, die unterschiedliche Wirtschaftstypen und Haushaltsstrategien repräsentieren, wurden sozio-ökonomische Daten erhoben und Hofgespräche in Form von problemzentrierten Interviews geführt sowie baulich-räumliche Aufnahmen angefertigt. Die erhobenen Daten wurden nach dem Vorbild der syntaxonomischen Modelle Reinhold Tüxens⁵⁸ und Josias Braun-Blanquets⁵⁹ pflanzensoziologischen Studien typologisch aufgearbeitet. Die Landnutzungskartierung erfolgte entlang der Weinbauflur in Spitz und im Spitzer Graben, wobei in erster Linie die Weinbauflur und die angrenzenden Flächen kartiert wurden. Dabei wurde auf die Vorarbeiten in der Diplomarbeit von Sonja Petrovics und Katharina Gugerell und auch auf den niederösterreichischen Biotoptypenkatalog zurückgegriffen und beides für die Fallstudie adaptiert, verfeinert und mit zusätzlichen Aufnahmen gesichert. Die erstellten Landnutzungskarten wurden interpretiert und mit dem Franziszeischen Kataster und verschiedenen Luftbildsets ab den 1950er Jahren verglichen. Die Ergebnisse der Interviews flossen in die Typisierung wie auch in die Interpretation ein. Baulich-räumliche Aufnahmen verwiesen auf Wirtschaftsphasen auf den Höfen und zeigten den materiellen Rahmen für mögliche ökonomische Standbeine. Die Typisierung der Wirtschaftsweisen und die Kartierung der Landnutzung waren wichtige Grundlagen für die Prognose und Ausarbeitung von Empfehlungen und Maßnahmen.

Die Landschaft als Archiv

Landschaften sind dynamische Phänomene, die, basierend auf den Naturproduktivkräften, geformt und beeinflusst sind. In ihr lassen sich unterschiedliche Perioden des Wirtschaftens im Kontext mit Klima und Naturhaushalt ablesen. Dieser sozio-ökonomische Zugang zu Landschaft geht davon aus, dass der Mensch „[...] trotz aller Macht über die äußere Natur, die das Werkzeug ihm verleiht, in seinen Zwecksetzungen der Natur unterworfen“⁶⁰ bleibt. Steigt man vom Panoramawanderweg, der am oberen Mittelhang von Spitz nach Elsnarn führt, ein wenig nach oben in die trockenen, steinigen Eichenwälder, dann stößt man immer wieder auf alte Steinterrassen, die mittlerweile eingestürzt oder nur noch in Resten vorhanden sind. Die Weingärten gingen demnach in früheren Zeiten sehr viel weiter den Hang hinauf, allerdings ist anzunehmen, dass diese Phase schon vor der Erhebung des Franziszeischen Katasters endete, denn zum einen sind an diesen Standorten mittlerweile stabile Klimaxgesellschaften ausgebildet und zum anderen sind auch im Franziszeischen Kataster diese Flächen nicht mehr vollständig als Wein- und Obstbauflächen ausgewiesen. Naturproduktivkräfte haben demnach eine geschichtliche Beschaffenheit, die unter bestimmten Umständen wirksam werden. Wittfogel bezeichnet das als Aktualisierung oder Entaktualisierung des Naturmoments: „Die Aktualisierung (oder Entaktualisierung) bestimmter Teile oder Eigenschaften der Natur gilt Momenten, die dem Menschen infolge einer im Laufe des Arbeitsprozesses erfolgenden Standpunktänderung wichtig zu werden beginnen, oder die aus eben diesem Grunde aufhören, für seinen Produktionsprozess wichtig zu sein.“⁶¹ So verweisen beispielsweise die weitläufigen Vergrünlandungen im Alpenvorland und in den Mittelgebirgsregionen ab den 1960er Jahren auf die Spezialisierung und Intensivierung der Milchproduktion und die räumliche Trennung in sogenannte Hörndlbauern (Milchproduktion in den alpinen und subalpinen Regionen) und Körndlbauern (Getreide- und Hackfruchtproduktion in den Flachlandregionen) hin. Diese Veränderungen sind nicht bloße Veränderungen der Produktionsweise, sondern resultieren aus der Veränderung der Produktionsverhältnisse, in diesem Fall der Produktivitätssteigerung und Industrialisierung, die ab den 1960er Jahren einen wichtigen politischen Wert im Agrarprogramm darstellten. Auch die radikalen Veränderungen der Weidenutzung und der Einforstungsrechte weisen auf ähnliche Veränderungen hin.⁶² Die Aufforstungen und die angelegten Christbaumäcker der letzten 20 bis 30 Jahre auf der Schattseite des Spitzer Grabens zeugen von einer abermaligen Veränderung: Durch die zunehmende Spezialisierung und Intensivierung des Wein- und Obstbaus hörten fast alle Höfe mit der Viehhaltung (Milch oder Mast) und mit der damit verbundenen Wiesen- und Weidewirtschaft auf:

„Grad in Viessling sieht man das sehr drastisch, wenn der Hansel des einmal nimmer macht, [...] also, ich weiß nicht, wer's nachher macht – aber es muss eine Lösung geben. Wie das dann weitergeht ...“, und in Bezug auf die Verwaltung „[...] wird vielleicht auch die drübere Seiten – wird irgendwann einmal ein Thema werden, wie man diese Trockenrasenflächen erhalten kann oder – vielleicht einmal auf Weideland irgendwas einmal macht, mit Schafhaltung vielleicht oder Rinderhaltung mit Freilandhaltung, weil der Wald ist bei uns im Spitzer Graben schon eine gewisse Bedrohung. [...] Flächen, die einfach, na ja, net lukrativ sind – und – net veräußert

werden, setzt fast jeder mit Waldflächen an – weil die Fläche bleibt eam, der Besitz bleibt erhalten und die Arbeit macht auch nicht viel, das kann er nebenbei irgendwo noch mitmachen.“⁶³

Die Landschaft selbst bleibt für die Bewirtschafter/-innen dabei oft unsichtbar, denn: „Nicht in der Natur der Dinge, sondern in unserem Kopf ist die ‚Landschaft‘ zu suchen, sie ist ein Konstrukt, das einer Gesellschaft zur Wahrnehmung dient, die nicht mehr direkt vom Boden lebt [...] – die Landschaft ist so unsichtbar, wie die Sprache unhörbar ist; sichtbar oder hörbar sind nur Farben und Laute [...].“⁶⁴ Landschaft wird durch die Bewirtschafter/-innen, vor allem im eigenen Arbeitskontext, als Wirtschaftsgrundlage und als Ort ihres Tätigseins wahrgenommen:

„Ah, das Geilste ist für mich die wirklich extremste Terrasse, die’s gibt – des is wirklich – wenn du durt arbeitest – da schaut hin – die Lage, die Mauern, die Böden – durt ist wirklich, des is Weinbau. Ebene Äcker ist für mi net unbedingt – obwohl dort auch gute Sachen gemacht werden.“⁶⁵

Den Weg in den Weingarten legen die Weinhauer heute bequem mit dem kleinen Weingartentraktor oder mit dem Auto zurück. Geht man zu Fuß durch die Weinberge, muss man hingegen größere Umwege in Kauf nehmen: Die fußläufigen Erschließungen, Treppen und Treppenstufen in den Steinmauern als Verbindung zwischen den Terrassen in den Weinbergen, verfallen oder verschwinden zunehmend, wenn sie als Folge der Mechanisierung beim Ausbessern oder Neuaufstellen einer Terrassenmauer nicht mehr eingebaut werden. Sind die Treppen noch vorhanden, versperrt einem nicht selten auf dem oberen Treppenabsatz eine Reihe Weinstöcke den Weg. Sind die Weingärten im Franziszeischen Kataster noch fast ausschließlich durch Fußwege erschlossen, so zeigen die Luftbilder ab den 1950er Jahren den sukzessiven Bau und die Verdichtung der befahrbaren Güterwege.⁶⁶ Durch die Erschließung der Weingartenflur für das Auto und den Traktor verlor das durchgängige Fußwegenetz für die alltägliche Nutzung an Bedeutung. Gleichzeitig gehen damit auch Landschaftselemente – materielle Elemente der Landschaftsgeschichte, aber auch handwerkliches Wissen⁶⁷ – verloren, die ebenfalls Teil des materiellen und immateriellen Erbes und der Wirtschaftsgeschichte einer Region darstellen.

Landnutzung und Landschaft stehen in enger Verbindung zu den Wirtschaftsweisen und -perioden auf den Höfen. Zusätzlich sind die sozialen Arrangements und damit einhergehend die Arbeitsverfassung maßgeblich für mögliche Wirtschaftsstandbeine. Die Hoftypologie und ihre Übergänge zeigen die Stabilität und die Nähe zu den angrenzenden Typen an. Aktuell kann man drei Verbände von Wirtschaftsweisen abgrenzen: Mischwirtschaften mit der Spezialisierung auf Weinanbau und Weinherstellung am Hof, Mischwirtschaften mit genossenschaftlicher Weinherstellung und Hofwirtschaften mit genossenschaftlicher Weinherstellung.

Hinweise auf die Entwicklung der Hofwirtschaften und ihrer Flächenausstattung geben wiederum der Franziszeische Kataster und die Schätzungsoperate sowie später die Betriebskarten der Bezirksbauernkammern. Aber auch in den Hofgesprächen werden Veränderungen in den Wirtschaftsweisen und die damit einhergehenden baulich-räumlichen Adaptionen

immer wieder zum Gesprächsthema. Der Umbau von Ställen oder Wirtschaftsgebäuden in Heurigenlokale ist ein wichtiges Merkmal des Verbandes der Höfe mit Weinherstellung: Insbesondere beim Einstieg in die Vinifizierung und Eigenvermarktung setzten viele Höfe auf einen Heurigen als Standbein und Vermarktungsmöglichkeit. Die Einrichtung eines Heurigen ist an den baulich-räumlichen Rahmen, an finanzielle Möglichkeiten und an die vorhandenen Arbeitskräfte im erweiterten Familienverband gekoppelt. Die Heurigenzeiten sind für die Familienwirtschaften signifikante Arbeitsspitzen, da neben dem Heurigenbetrieb auch die Arbeiten in den Weinbergen weitergehen. Während sich diese Gruppe auf die Weinherstellung und -vermarktung spezialisiert, setzt der zweite Verband Mischwirtschaften mit genossenschaftlicher Weinherstellung auf eine breitere Palette landwirtschaftlicher Produkte: Die Weinherstellung und -vermarktung sind hier genossenschaftlich organisiert; gleichzeitig werden andere Standbeine intensiver bewirtschaftet wie beispielsweise die Holz- oder die Christbaumproduktion. Der dritte Verband ist dadurch charakterisiert, dass der genossenschaftliche Weinbau das einzige landwirtschaftliche Standbein darstellt und die Höfe im Nebenerwerb oder in der Pension als Zuerwerb geführt werden.

Jede Entwicklungsphase der Hofstypen ist mit spezifischen räumlichen Anforderungen und Ansprüchen an die Hofstatt und an die Landschaft verbunden. In der Zwischenkriegszeit war die Kombination Mischwirtschaft und Genossenschaft weit verbreitet. In der anschließenden Phase wurde die Mischwirtschaft weitgehend durch Lohnerwerb ersetzt oder die landwirtschaftlichen Standbeine maximal extensiviert, während man die genossenschaftliche Weinproduktion auf gleichem Niveau beibehielt:

„Da ist das dann halt so langsam entstanden und dann hat es sich rentiert. Also, vorher war das alles noch hauptberuflich, fast alle, und dann, 1960, ist dann schon Nebenberuf gekommen, da hat man dann schon mehr, da hat man dann schon leicht Arbeit bekommen – hat man das halt nebenbei gemacht, weil man gesagt hat, etliche Tausender im Jahr sind es zusätzlich, ist es trotzdem.“⁶⁸

Für viele legte der Lohnerwerb aus dieser Phase die finanzielle Basis für den Wiedereinstieg in die Weinherstellung und markierte auch den Ausgangspunkt für das aktuelle Wirtschaften. Mit der Spezialisierung auf Wein und der Vergrößerung der Betriebe bei tendenziell gleich bleibender Arbeitskräfteanzahl versuchen die Höfe eine arbeitskräfteschonende Expansion: Die Erweiterung der Weinbauflächen in Flachlagen und die Umnutzung von Obstgärten oder Äckern stellten eine räumliche Entsprechung dieses Anspruches dar; gleichzeitig wurden auch andere landwirtschaftliche Standbeine wie etwa die Wiesenwirtschaft – durch Verpachtung, Aufforstung oder Umwandlung in einen Christbaumacker – aktualisiert bzw. entaktualisiert.

Landschafts-Planung

Die Ausarbeitung von Plangrundlagen und Plänen für Erhaltungs- oder Pflegemaßnahmen von Kulturlandschaften bedarf einer prägnanten Analyse und Prognose landschaftlicher Veränderungen in ihrem sozio-ökonomischen Kontext. Mitunter kann der Fall eintreten, dass bei der Bearbeitung landschaftsplanerischer Aufträge weniger die Landschaft selbst

als vielmehr die Hofwirtschaften im Zentrum der Analyse und Planung stehen. Gerade das stellt Planende vor Herausforderungen, da die sozio-ökonomische Entwicklung auf den Höfen und die Regionalentwicklung wiederum vielfältigen äußeren Einflüssen ausgesetzt sind. In Österreich ist die Implementierung der *World Heritage Convention* zwischen dem Bund (Denkmalschutz) und den Ländern (z.B. Raumplanung, Naturschutz) aufgeteilt. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen und die lokalen und regionalen Planungsinstrumente (z.B. Örtliche Entwicklungskonzepte, Regionalentwicklungskonzepte, Flächenwidmungsplanung, LEADER) bilden den Rahmen für die Umsetzung der Welterbe-Konvention. Letztere sieht zwar die Erstellung eines Managementplanes für das Weltkulturerbe vor, aber weder ist sie in einem Planungsinstrument explizit berücksichtigt noch besteht für Entwicklungspläne eine Verpflichtung dazu. Die offiziellen Anforderungen – wie die Erhaltung der kleinstrukturierten Terrassen- und Kulturlandschaft, die Aussagen der regionalen Strategien und die landwirtschaftlichen Förderprogramme – sind nicht oder nicht ausreichend verknüpft und mitunter widersprechen sie sich auch.

Beispielsweise soll laut dem Strategieprojekt *w.i.N. – strategie niederösterreich: Perspektiven für die Hauptregionen* des Landes Niederösterreich die Wachau durch eine „flächendeckende nachhaltige Landwirtschaft“ als kultur- und landschaftstouristische Region erhalten und gefördert werden, da „Kulturlandschaften und natürliche Ressourcen“ eine „Quelle für die regionale Identität“ darstellen.⁶⁹ Im niederösterreichischen Landesentwicklungskonzept (2004) wird dazu auch die Festlegung der notwendigen bäuerlichen Hofwirtschaften für die Sicherung der Erhaltung und Pflege der Kulturlandschaft gefordert.⁷⁰ Im gleichen Strategiepapier wird im Kapitel zum sektoralen Programm Land- und Forstwirtschaft aber auch die Liberalisierung der Agrarmärkte als Grundlage für eine gesicherte Existenz von Betrieben in benachteiligten Regionen genannt. Dazu werden beispielsweise auf regionaler Ebene (LEADER-Projekte) Investitionen in zeitgemäße Produktionsbedingungen für die Modernisierung oder die landwirtschaftliche Einzelbetriebsförderung⁷¹ unterstützt, die eine stärkere Spezialisierung und Produktionssteigerung sicherstellen sollen. Daraus ist unschwer zu folgern, dass dies zu einer verstärkten Industrialisierung und zunehmenden Konzentration der landwirtschaftlichen Betriebe – und daher vermutlich auch zu einer Reduktion jener bäuerlichen Betriebe führen wird, die für die Sicherung und Pflege der (historischen) Kulturlandschaft notwendig wären.

Kulturlandschaftsentwicklung als integraler Teil des Managements der UNESCO-Weltkulturerbestätte wird aktuell nur in der lokalen LEADER-Strategie der Region Wachau-Dunkelsteinerwald in adäquater Weise inhaltlich diskutiert, die auf die Valorisierung des natürlichen und kulturellen Erbes fokussiert. In der aktuellen LEADER+ Periode (2007–2013) werden insbesondere die Erhaltung der Weingärten und Obstgärten in den Steinterrassen, die Unterstützung des Weinmarketings und die Kooperation zwischen dem Agrar- und Tourismussektor benannt.⁷² Die bisherigen Projekte waren, insbesondere was die Qualität der regionalen Produkte und das regionale Marketing betrifft, von Erfolg gekennzeichnet. Wichtig wäre, dass Regionalprojekte die Unterstützung und Förderung mehrerer landwirtschaftlicher Wirtschaftstypen zum Ziel haben. Gerade wenn es um die Erhaltung von Weingärten in steilen, händisch zu bewirtschaftenden Terrassenlagen geht, wäre es sinnvoll, verstärkt über Projekte zur Unterstützung und Förderung der Mischwirtschaften und Genossenschaftsbetriebe nachzudenken, die im Nebenerwerb oder von Personen geführt werden, die schon pensioniert sind.

Das Weltkulturerbe Wachau sicherzustellen und sanft weiterzuentwickeln bedeutet zuallererst, eine Kulturlandschaft zu verstehen, die aus einer Wirtschaftsweise mit vielfältigen Standbeinen und einer differenzierten Landnutzung hervorgegangen ist. Divergierende Aussagen innerhalb der übergeordneten Planungsinstrumente (NÖ-Landesentwicklungskonzept) und rahmenbildende Strategien auf Landesebene geben einen kleinen Einblick in das planerische und vor allem auch politische Spannungsfeld, in dem Maßnahmen für ein nachhaltiges Kulturlandschaftsmanagement als UNESCO-Weltkulturerbe entwickelt werden müssen. Die Herausforderung planerischer Aufgaben liegt darin, die Kräfte und Bedingungen, die auf Landschaft einwirken, in ihrer zeitlichen und räumlichen Differenzierung möglichst umfassend zu erkennen und für die Planung sinnvoll zu nutzen. Für eine ertragreiche Kulturlandschaftsentwicklung und entsprechendes Kulturlandschaftsmanagement scheinen folgende Punkte essentiell: erstens eine angemessene Grundlagenarbeit und Reflexion der Landschaftskonstruktion; zweitens die Berücksichtigung der Genese von Orten und Landschaften und ihrer Dynamiken; drittens angemessene Partizipation und Teilhabe im Dreieck Staat – Privatwirtschaft – Zivilgesellschaft.

Zusammenfassender Ausblick

Die Beschreibung der beiden Fallbeispiele sollte den Umgang mit Geschichte in der Landschaftsplanung und deren Wert für planerische Aussagen verdeutlichen. Gemeinsam mit den einleitenden Absätzen zu Theorie und Methodik in der Landschaftsplanung sollten sie das Verhältnis von Landschaftsplanung und Geschichte klarstellen. Landschaftsplaner/-innen sind keine Historiker/-innen, sondern beschäftigen sich ausgehend von ihrem Planungsverständnis und dem jeweiligen Planungs- bzw. Forschungsauftrag mit der Genese von Landschaften und Orten und haben deshalb ein planerisch gerichtetes Interesse an Sozial-, Wirtschafts-, Umwelt- und Kulturgeschichte. Kulturgeschichtliche Methoden wurden dafür in die Landschaftsplanung übersetzt. Das Ergebnis ist eine differenziertere Auseinandersetzung mit Landschaften und Orten in einem breiten historischen Kontext.

Die planerische Auseinandersetzung mit der Genese von Landschaften und Orten würde sicherlich an Tiefe und Qualität gewinnen, wenn dem Studium historischer Quellen in der Ausbildung der Landschaftsplaner/-innen und Landschaftsarchitekt/-inn/-en (mehr) Platz eingeräumt werden könnte. Denn wer nicht weiß, welche Quellen es gibt, welche Inhalte sie bieten und wie man sie erschließt, wer nicht die Gelegenheit bekommt, das Recherchieren dieser Quellen zu üben, wird sie entweder gar nicht befragen oder falsch interpretieren. Ein verstärkter Austausch und engere Zusammenarbeit zwischen Historikerinnen und Historikern sowie Planerinnen und Planern wären dahingehend sicherlich sehr fruchtbar und könnte Möglichkeiten eröffnen, die Thematiken Geschichte und Raum enger zu verknüpfen. Darüber hinaus würde ein interdisziplinärer Diskurs zwischen Landschaftsplanung und Geschichtsforschung neue, bisher unbekannte Forschungsbereiche erschließen und zur beiderseitigen Methodenentwicklung beitragen. Im Bereich der Agrargeschichte scheint es zudem ähnliche Ansätze und Auffassungen bezüglich des planerischen Wertes von Geschichte zu geben. So schließt Ernst Langthaler mit Bezug auf Agrarmodernisierungen treffend: „Gehen wir von der Pfadabhängigkeit ländlicher Entwicklungen aus, dann wären mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn [aus historisch-vergleichenden

und beziehungsgeschichtlichen Lokal- und Regionalstudien] auch gesellschaftsrelevante Erkenntnisse über Entwicklungsmöglichkeiten und -grenzen von Orten und Regionen gewonnen. Das Erklären und Verstehen pfadabhängiger Entwicklungen könnten dazu beitragen, die an Planungsprojekten beteiligten Akteure für die Komplexität ‚des Landes‘ und seiner Bewohner stärker zu sensibilisieren; diese Sensibilität erscheint als notwendige Voraussetzung der viel zitierten ‚nachhaltigen Regionalentwicklung‘.⁷³ Sensibilität und Respekt im Umgang mit Landschaften und Orten sowie deren Bewohnerinnen und Bewohnern ist auch ein zentrales Anliegen der Landschaftsplanung. Ein gewissenhafter Umgang mit der Geschichte des Planungsgegenstandes wäre ein weiterer Schritt in diese Richtung.

Anmerkungen

- 1 Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur ist eine angewandte Ingenieurwissenschaft auf Grundlage und in Anwendung von planerischen, gestalterischen, landschaftsbaulichen, ökologischen und sozio-ökonomischen Kenntnissen. Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur ist als fachübergreifende Planungsdisziplin zu verstehen, welche die Bedürfnisse und Nutzungsansprüche der Menschen ins Zentrum der Betrachtungen stellt und dem umfassenden Ziel der Nachhaltigkeit verpflichtet ist (vgl. dazu auch das Qualifikationsprofil §1 der Studienpläne des Bachelor- und Masterstudiums zur Landschaftsplanung und -architektur der Universität für Bodenkultur Wien). Landschaftsplaner/-innen und -architekt/-inn/-en arbeiten in urbanen, semi-urbanen und ruralen Gebieten zu unterschiedlichen Fachbereichen. Landschaftsplaner/-innen, die sich vornehmlich mit Freiräumen am Land und in der Stadt beschäftigen, werden auch als Freiraumplaner/-innen bezeichnet.
- 2 Fragen, die im Falle von Gartendenkmalpflege – einem von mehreren Arbeitsfeldern der Landschaftsplanung und -architektur – vielleicht für disziplinfremde Personen noch leicht zu beantworten sind. Doch die Auseinandersetzung mit der Geschichte eines Ortes, oder vielleicht allgemeiner eines ‚Raumes‘, geht weit über den engen Bereich der Garten- und Landschaftsgeschichte hinaus.
- 3 Vgl. Karl Heinrich Hülbusch, Ein Stück Landschaft – sehen, beschreiben, verstehen, in: Michael Machatschek (Hg.), Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, verstehen – am Beispiel von Oberrauchenödt bei St. Oswald im Mühlviertel. Eine Sammlung von Diskussionsbeiträgen anlässlich des gleichnamigen Kompaktseminars 1987, Wien 1988, 116–120, hier 119.
- 4 Ähnlich den Erkenntnissen des Historikers Eric Hobsbawm, der zu Vorhersagen meinte: „[...] all prediction about the real world rests to a great extent on some sort of inferences about the future from what happened in the past, that is to say from history“ (Eric Hobsbawm, On History, London 2008, 50), verhält es sich mit landschafts- und freiraumplanerischen Prognosen, die ihre planerischen Ansätze in der Genese eines Ortes finden.
- 5 Vgl. Gerda Schneider u.a., Lebensqualität für Frauen und Männer in drei Wohnhausanlagen in Graz. Gutachten zur baulich-räumlichen und sozialen, imaginären und symbolischen Ebene, unveröffentlichtes Gutachten, Wien 2002; Britta Fuchs, Die Stadt kommt aufs Land. Die gründerzeitliche Parzellierungsplanung von Lothar Abel in Reichenau an der Rax in Niederösterreich und ihre Auswirkungen auf die aktuellen landschafts- und freiraumplanerischen Qualitäten des Ortes (Dissertationen der Universität für Bodenkultur Wien, Bd. 61), Wien 2005; Doris Damyanovic, Landschaftsplanung als Qualitätssicherung zur Umsetzung der Strategie des Gender Mainstreaming (Dissertationen der Universität für Bodenkultur Wien, Bd. 65), Wien 2007; Peter Kurz, Landscape Structure and Organisation of Farm Households in Austrian Mountain Areas: Elaborating Typological Farm-Maps as Tools for Landscape Planning and Regional Development Processes, in: Zoran Roca (Hg.), Landscapes, Identities and Development: The Permanent European Conference for the Study of the Rural Landscape, Jelgava 2008, 85; Matthias Kurowski, Freiräume im Garten. Die Organisation von Handlungsfreiräumen in der Landschafts- und Freiraumplanung, unveröffentlichte Diss., Universität für Bodenkultur Wien 2003.
- 6 Vgl. Helmut Lührs, Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen – oder von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? (Notizbuch der Kasseler Schule, Bd. 32), Kassel 1994, 5 f.

- 7 Ebd., 5.
- 8 John Brinckerhoff Jackson, *Discovering the Vernacular Landscape*, New Haven 1984, 150.
- 9 Dies sind in ihrer Größe, ihrem ökonomischen Hintergrund und ihrer Stilsprache sehr extreme Beispiele. Die leitbildhafte Umsetzung historischer Themen, Strukturen oder Stilelemente findet sich jedoch auch in kleinmaßstäblichen Planungen wie den Gestaltungen von Privatgärten, den vielzitierten mittelalterlichen italienischen Plätzen in aktuellen Platzgestaltungen in Österreich oder Streuobstalleenaktionen wieder.
- 10 Vgl. Helmut Böse, *Die Aneignung von städtischen Freiräumen*. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes (Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung – Universität Gesamthochschule Kassel, Bd. 22), Kassel 1981, 16.
- 11 Rupert Doblhammer, *Wie die Hecke in die Stadt kommt*. Ein freiraum- und landschaftsplanerischer Beitrag zur Geschichte des städtischen Gartenwesens am Beispiel der Stadt Wien, Frankfurt am Main u.a. 2003, 9.
- 12 Dies gilt auch für die eigene und benachbarte Disziplingeschichte. Die Aufarbeitung der Disziplingeschichte zielt auf die Erweiterung einer kritischen, reflexiven Theorie zur Landschafts- und Freiraumplanung ab und soll Anknüpfungspunkte für das eigene planerische und professionelle Denken und Handeln bieten. Ein professioneller Diskurs der Denk- und Wertstrukturen kann dazu beitragen, Wege abseits der traditionellen Planungspraxis und -theorie zu beschreiten, den Erkenntnisgewinn zu vermehren und eine reflektierte Distanz zu sich zu finden sowie neue Handlungsperspektiven zu eröffnen. Dazu: Gerda Schneider, *Die Liebe zur Macht*. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege (Notizbuch der Kasseler Schule, Bd. 15), Kassel 1989; Fuchs, *Die Stadt kommt aufs Land*, wie Anm. 5; Kurowski, *Freiräume im Garten*, wie Anm. 5. Der Anspruch, einen (Planungs-)Ort zu verstehen, ist nicht nur der Landschafts- und Freiraumplanung eigen, sondern findet sich auch in der Theorie zur Gartendenkmalpflege wieder. Vgl. zum Beispiel Géza Hajós (Hg.), *Rekonstruktion in der Gartendenkmalpflege*, Hannover 2007.
- 13 Damit sind städtische Planungen gemeint, aber auch Planungen, die sich in der Landschaft und Landnutzung abbilden, wie Naturschutzfachplanungen, Agrarstrukturpläne und Ähnliches.
- 14 Bruno Hildenbrand u.a., *Bauernfamilien im Modernisierungsprozess*, Frankfurt am Main 1992, 21; zitiert nach: Thomas Zimmermann, *Der Friedhof als Freiraum der Trauer, Erinnerung und Gärtnerei*. Freiraumplanerischer Fachbeitrag zur Friedhofsplanung anhand des St. Pöltener Hauptfriedhofs, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur Wien 2007, 10.
- 15 Peter Burke, *What is cultural history?* Cambridge 2008, 44 f.
- 16 Ebd., 2 f.
- 17 Vgl. Karl Heinrich Hülbusch, *Morphologie und Organisation*, in: Bernd Harenburg (Hg.), *Von Haus zu Haus* (Notizbuch der Kasseler Schule, Bd. 23), Kassel 1991; Gerhard Hard, *Spuren und Spurenleser*. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo (Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 16), Osnabrück 1995; Lührs, *Die Vegetation als Indiz*, wie Anm. 6.
- 18 Umberto Eco, *Der Name der Rose*, München 1986.
- 19 Vgl. John Berger, *SauErde*. Geschichten vom Lande, Frankfurt am Main 1995.
- 20 Achim Saupe, *Der Historiker als Untersuchungsrichter*. Das »Indizienparadigma« und die Historik von Johann Gustav Droysen, in: *Handlung Kultur Interpretation*. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften 16 (2007), H. 1, 14–44.
- 21 Hard, *Spuren und Spurenleser*, wie Anm. 17.
- 22 Dolores Hayden, *Urban Landscape History*. The Sense of Place and the Politics of Space, in: Paul Groth/Todd W. Bressi (Hg.), *Understanding Ordinary Landscapes*, New Haven 1997, 111–133.
- 23 Vgl. Carlo Ginzburg, *Spurensicherung*. Die Suche der Wissenschaft nach sich selbst, Berlin 2002.
- 24 Vgl. Thomas Henry Huxley, *On the Method of Zadig*. Retrospective Prophecy as a Function of Science, in: Ders., *Autobiography and Selected Essays*, Boston/Mass. u.a. 1910, 45–99.
- 25 Doblhammer, *Wie die Hecke in die Stadt kommt*, wie Anm. 11, 27.
- 26 Erwin Panofsky, *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst/Meaning in the Visual Arts*, Köln 1978.
- 27 Ebd., 39 f.
- 28 Roland Barthes, *Die strukturalistische Tätigkeit*, in: Hans Magnus Enzensberger (Hg.), *Kursbuch 5*, Frankfurt am Main 1966, 190–196.
- 29 Vgl. Panofsky, *Sinn und Deutung*, wie Anm. 26, 48 f.
- 30 Vgl. Hermann Overbeck, *Der geographische Bedeutungswandel, am Beispiel der Kulturlandschaftsgeschichte des Mosel-Saar-Nahe-Raumes [verfasst 1953]*, in: Gottfried Pfeifer, Hans Graul (Hg.), *Kulturlandschaftsforschung und Landeskunde*. Ausgewählte, überwiegend methodische Arbeiten (Heidelberger geographische Arbeiten, Bd. 14), Heidelberg 1965, 325–357.

- 31 Ernst Cassirer, *Language and Myth*, [New York] 1953, 8.
- 32 Hard, *Spuren und Spurenleser*, wie Anm. 17.
- 33 Panofsky, *Sinn und Deutung*, wie Anm. 26, 40 f.
- 34 Ebd., 49.
- 35 Barthes, *Die strukturalistische Tätigkeit*, wie Anm. 28, 194.
- 36 Vgl. Overbeck, *Der geographische Bedeutungswandel*, wie Anm. 30.
- 37 Die Bedeutung der Geschichte von Orten und Landschaften für den Planungsprozess wird auch in Lehrveranstaltungen am Institut für Landschaftsplanung vermittelt. Exemplarisch sei hier eine Projektarbeit aus dem Sommersemester 2010 vorgestellt, im Rahmen derer sich Studentinnen der Studienrichtung Landschaftsplanung und -architektur mit unterschiedlichen Themen, Siedlungs- und Landschaftsausschnitten der Gemeinde Semmering/Niederösterreich planerisch auseinandersetzen. Angela Weikmann und Andrea Eberhardt beschäftigten sich im Rahmen dieser Projektarbeit mit den Freiraumstrukturen des ehemaligen Südbahnhotels.
- 38 Im Rahmen von Projektlehrveranstaltungen wie dieser werden Planungsaufträge vom Ort aus formuliert, meist auch in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Gemeinden, Interessensvertretungen, Verbänden etc., um den Studierenden den Planungsprozess relativ praxisnah vermitteln zu können. Die ausgearbeiteten Beiträge sind jedoch keine unmittelbar umsetzbaren Planungsvorschläge.
- 39 Der erste Teil des Südbahnhotels wurde 1881 erbaut; bis 1934 wurde es schrittweise durch Anbauten, Umbauten und Dependancen erweitert.
- 40 Große Teile des ehemaligen Hotels und des Hotelgeländes sind in Besitz eines deutschen Investors. Die ehemaligen Dependancen wurden ebenfalls verkauft und teilweise in Eigentumswohnungen umgewandelt. Die umliegenden Wälder sind ebenfalls in Privatbesitz. Der Waldhofpark und die Waldflächen sind jedoch öffentlich zugänglich. Der Waldhofpark wird von der Gemeinde und mit Hilfe von Geldern aus einem privaten Nachlass sowie durch Freiwilligeneinsatz gepflegt und in Stand gehalten.
- 41 Eine Realnutzungskarte ist das Ergebnis einer parzellenscharfen Kartierung der aktuellen Nutzung sowie der Bau- und Freiraumstrukturen.
- 42 Im Rahmen der Lehrveranstaltung fand eine Führung durch das Österreichische Staatsarchiv statt, das die Bestände der k.k. priv. Südbahn-Gesellschaft, der Erbauerin des Südbahnhotels, übernommen hat. Zudem gab es eine Einführung in die Archivarbeit und eine Führung durch die Restaurationsabteilung.
- 43 Vgl. Désirée Vasko-Juhász/Mario Schwarz/Christian Chinna, *Die Südbahn. Ihre Kurorte und Hotels*, Wien 2006, 323.
- 44 Wolfgang Kos/Kristian Sotriffer, *Über den Semmering. Kulturgeschichte einer künstlichen Landschaft*, Wien 1984, 68.
- 45 Ebd.
- 46 Vgl. Fuchs, *Die Stadt kommt aufs Land*, wie Anm. 5, 80.
- 47 Vgl. Angela Weikmann und Andrea Eberhardt, *Die Freiraumstrukturen des Südbahnhotels am Semmering. Bericht zur Projektlehrveranstaltung „Schwerpunktthemen zur Landschaftsplanung“* betreut von DIin Dr.in Britta Fuchs am Institut für Landschaftsplanung, Universität für Bodenkultur Wien, unveröffentlichter Projektbericht, Wien 2010, 65 f.
- 48 Ebd. 36 f.
- 49 Ebd. 65.
- 50 Géza Hajós, *Der Berg und der Garten*, in: Wolfgang Kos (Hg.), *Die Eroberung der Landschaft. Semmering – Rax – Schneeberg. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung, Schloß Gloggnitz 1992*, Wien 1992, 449–460, 457.
- 51 Vgl. Fuchs, *Die Stadt kommt aufs Land*, wie Anm. 5, 212.
- 52 Hajós, *Der Berg und der Garten*, wie Anm. 50, 459.
- 53 Vgl. Fuchs, *Die Stadt kommt aufs Land*, wie Anm. 5, 197.
- 54 „Criterion (ii): The Wachau is an outstanding example of a riverine landscape bordered by mountains in which material evidence of its long historical evolution has survived to a remarkable degree. [...] Criterion (iv): The architecture, the human settlements, and the agricultural use of the land in the Wachau vividly illustrate a basically medieval landscape which has evolved organically and harmoniously over time“, zitiert nach: <http://whc.unesco.org/en/list/970> (14.10.2010).
- 55 Vgl. Katharina Gugerell/Theresia Oedl-Wieser, *The World Heritage Site of ‚Wachau‘ – Challenges in preserving a fragile cultural landscape* in: Ahmet Cengiz Yıldızcı u.a. (Hg.), *Cultural landscape, 27th ECLAS conference in Istanbul, 29 September – 2 October, 2010, Istanbul, Turkey; conference proceedings, Istanbul 2010*, 341–349.

- 56 Vgl. Katharina Gugerell/Sonja Petrovics, Weinbergslauch und Federspiel. Weingartenvegetation und Wirtschaftsweisen in Spitz und im Spitzer Graben in der Wachau/NÖ, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur Wien 2006; Manfred Sergelhuber, Die Vegetation der aufgelassenen und rezenten Weingärten im Wachauer Gebiet, unveröffentlichte Diss., Universität Wien 1974.
- 57 Katharina Gugerell, Viticulture as a prerequisite for sustainable cultivation and maintenance of World Heritage Site Wachau, in: Gloria Pungetti (Hg.), *European Culture expressed in Agricultural Landscapes*, EUCALAND Project Conference, 22.–23. September 2009, Cambridge [2009], 21–22.
- 58 Reinhold Tüxen, Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands, 2. Aufl., Braunschweig 1974; Reinhold Tüxen, Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft, in: *Miscellaneous Papers*, Bd. 5, Wageningen 1970, 141–159.
- 59 Josias Braun-Blanquet, Pflanzensoziologie. Grundzüge der Vegetationskunde, 3. Aufl., Wien u.a. 1964.
- 60 Karl August Wittfogel, Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte, s' Gravenhage 1970 [Erstdruck in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 67, Tübingen 1932, 466–731].
- 61 Ebd., 19.
- 62 Dazu: Sophie Kickinger, Die Alm als Handlungsfreiraum für den Hof. Die Trennung von Wald und Weide im oberösterreichischen Ennstal, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur Wien 2008.
- 63 Gesprächsprotokoll V, 2010, Zeilen 177–182.
- 64 Lucius Burckhardt, Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur, in: Friedrich Achleitner (Hg.), *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffs*, 2. Aufl., Salzburg 1978, 9.
- 65 Gesprächsprotokoll I, 2010, Zeilen 260–265.
- 66 Während im Kataster nicht alle Güterwege oder befahrbaren Feldwege als eigene Parzellen ausgewiesen sind bzw. nicht immer zeitnah in diesen übernommen werden, bieten Orthofotos und Luftbilder diese Information. Die Karten-/Plangrundlagen wurden darauf aufbauend im GIS (Geografisches Informationssystem) nachgebessert und nachdigitalisiert.
- 67 Anita Drexl/Barbara Gungl, Historical stone walls in a cultural landscape and rural setting: value and transformation, in: Yıldızcı u.a., *Cultural landscape*, wie Anm. 55, 281–291.
- 68 Gesprächsprotokoll III, 2006, Transkription 18.
- 69 Amt der NÖ Landesregierung, Gruppe Raumordnung, Umwelt und Verkehr – Abteilung Raumordnung und Regionalpolitik (Hg.), projekt w.i.N. strategie niederösterreich. Perspektiven für die Hauptregionen, St. Pölten 2005, 70; siehe auch: http://www.noeg.at/bilder/d19/perspektiven_fuer_die_hauptregionen.pdf (14.10.2010).
- 70 Amt der NÖ Landesregierung, Gruppe Raumordnung, Umwelt und Verkehr – Abteilung Raumordnung und Regionalpolitik (Hg.), projekt w.i.N. strategie niederösterreich. Landesentwicklungskonzept, St. Pölten 2004, 43; siehe auch: <http://www.noeg.at/bilder/d2/Landesentwicklungskonzept.pdf> (14.10.2010).
- 71 Ebd., 74–78.
- 72 Arbeitskreis Wachau, Lokale Entwicklungsstrategie LEADER-Region Wachau-Dunkelsteinerwald, Spitz an der Donau [o.J.]; siehe auch: <http://www.arbeitskreis-wachau.at/html/ak.html> (14.10.2010).
- 73 Ernst Langthaler, Der „österreichische Weg“ – und darüber hinaus. Ernst Bruckmüllers Modell der Agrarmodernisierung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Ders./Josef Redl (Hg.), *Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930–1960* (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2), Wien 2005, 244–260.

Topografische Ansichten und ihr Wert für Fragen der Wahrnehmungsgeschichte

Einleitung

In den vergangenen Jahren haben unterschiedlichste Disziplinen mit Ortsansichten gearbeitet und teilweise anregende Ergebnisse vorgelegt. ‚Klassische‘ Bereiche der Geschichtswissenschaft haben sich wiederholt mit Stadtansichten beschäftigt¹, während die Kunstgeschichte ihr Augenmerk auf *Voyages pittoresques*² bzw. Zyklen von Schlossansichten³ richten konnte. Etwas abgeschlagen von diesem Hauptstrom der Forschung rangieren Klosterbilder⁴, wohingegen Ansichtskarten – Bildpostkarten – schon seit längerem Material für einen kulturgeschichtlich motivierten Zugang bereithalten⁵. In Niederösterreich trachtet die moderne Landeskunde mittels Bündelung verschiedener Ansätze einen Zugang zur bildlichen Überlieferung heimischer Örtlichkeiten zu eröffnen und die betreffenden Ansichten somit als Quellen für weiter reichende Fragestellungen fruchtbar zu machen.⁶ Stimuliert durch Anregungen seitens der historischen Bildkunde⁷, einer kulturgeschichtlich orientierten Wiener Lokalhistorie⁸ bzw. einer jungen Umweltgeschichte⁹ und parallel zu Ansätzen einer modernen Kunstgeschichtsforschung¹⁰ versucht der Autor dieser Zeilen schon seit längerem, das ihm zur Verfügung stehende Bildmaterial im Sinn der *Cultural Studies* aufzubereiten. Diesem Zweck dienen auch die nun folgenden Überlegungen.¹¹

Den Ausgangspunkt bilden eigene Forschungen der jüngst vergangenen Jahre. In deren Mittelpunkt stand die Frage des Quellenwerts topografischer Ansichten, wobei sich dieser hier weniger auf die Veränderlichkeit des dargestellten Objekts, sondern auf die Art und Weise der Objektdarstellung und damit -wahrnehmung bezieht. Vergleiche zwischen ähnlich komponierten, während eines größeren Zeitraums entstandenen Ansichten lassen bestimmte Schlüsse hinsichtlich Kontinuitäten oder Diskontinuitäten zu, welche kulturgeschichtliche Beobachtungen erleichtern könnten – Beobachtungen also, die weit über Interessen einer ‚reinen‘ Kunstgeschichte oder einer sich bildkundlicher Methoden bedienenden Geschichtsforschung hinausführen.

Hier sollen nicht eigene, bereits veröffentlichte Ergebnisse referiert, sondern vielmehr weiterführende Beobachtungen gemacht werden. Zu diesem Zweck erscheint es notwendig, einem einzigen Objekt gewidmete Ansichten aus unterschiedlichen Epochen zu recherchieren, im Vergleich mit Ansichten eines weiteren Objekts zu kontrastieren und im Rahmen einer theoriegeleiteten Fragestellung zu interpretieren. Ausgewählt wurden jeweils acht Ansichten der Burg Greifenstein sowie der Benediktinerabtei Melk vom späteren 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert, wobei sechs von acht Beispielen dieselben Urheber aufweisen. Beide Objekte verbindende Momente stellen ihre attraktive Donaulage, die folglich gute Überlieferungssituation und ihre beherrschende Position auf einer Anhöhe dar. Andererseits sind diese beiden Bauten immer noch unterschiedlich genug in

Dimension, Funktion und historischer Bedeutung, um nicht a priori identische Befunde zu provozieren. Die meisten Bildbeispiele sind Ansichtenfolgen entnommen, die in Bezug auf Urheberschaft, Inhalt, Umfang, Zielsetzung und technische Ausführung kaum Bezugspunkte untereinander aufweisen.

Bildbeispiele zum Thema Greifenstein

Georg Matthäus Vischers 1672 erschienene Niederösterreich-Topografie enthält unter ihren ca. 500 Ansichten einen „Greifenstein“ genannten Kupferstich (Abbildung 1)¹², welcher nicht auf die Darstellung der Burg beschränkt bleibt, sondern von leicht erhöhtem Blickpunkt in Richtung Osten das südliche Donauufer etwa vom Dorf Greifenstein bis zum Kahlenberg zeigt (Wien schimmert am Horizont). Anders als so manche in diesem Werk bezeugende Burgenansicht nimmt dieser Kupferstich nicht allein das thematisierte Objekt in Augenschein; dem Künstler ging es vielmehr um eine großräumige geografische Einordnung der dargestellten Örtlichkeit. Das betrachtende Auge hält das eigentliche Motiv auf Distanz; es ruht zwar annähernd im Bildzentrum, fungiert jedoch nur als Teil des dargestellten Landschaftsausschnittes.

Von der Komposition her ähnlich und doch anders ist Christian Schumanns Greifenstein-Ansicht (Abbildung 2)¹³, die im Augsburger Verlag Wolff gestochen und als eine von mehreren Ansichten im Rahmen des Stichwerks *Theatrum Danubii* im 1734 veröffentlicht wurde. Diese bildliche Donaureise von Augsburg nach Wien eröffnet den Reigen druckgrafischer Bildfolgen zum Thema Donau und enthält 62 Kupferstiche nach Zeichnungen jenes als Bildautor nicht deklarierten Schumann. *Arx Greifenstein* wird etwa aus Norden und vom Niveau des Wasserspiegels aus betrachtet. Wie bei Vischer ist auch hier das thematisierte Objekt aus einer gewissen Distanz heraus, jedoch mit eindeutiger Dominanz über das Bildfeld dargestellt. Das am Fuß des Burgbergs befindliche Dorf verschwindet fast im Landschaftsganzen; die Burg wird ausschließlich über ihre Lage an der als Wasserstraße genutzten Donau definiert.

In mancher Hinsicht als Nachfolgewerk zu betrachten ist die auf Anton Christoph Gignoux und Johann Michael Frey zurückgehende Greifenstein-Ansicht (Abbildung 3)¹⁴. Dieser Kupferstich fungiert als Teil einer hundert Blatt umfassenden Folge von Donau-Ansichten von Augsburg bis Wien und ist wohl in Augsburg um 1780 erschienen. Die Burg rückt näher zum betrachtenden Auge, während sich der Blickpunkt von der Donau deutlich entfernt. Mit figürlicher Staffage geht Gignoux sparsam um; das Dorf unterhalb der Burg spielt keinerlei Rolle mehr im Bildganzen. Dieses wird vom Burgberg beherrscht, dessen landschaftliche Umgebung allenfalls zur näheren Verortung ins Bild gebracht wird. Auch hier verläuft die Blickrichtung etwa von Nord nach Süd.

Den *Historisch mahlerische[n] Darstellungen von Oesterreich* ist die Greifenstein-Ansicht des Anton Köpp von Felsenthal entnommen (Abbildung 4)¹⁵. Das in zwei Bänden 1814 bzw. 1824 erschienene Bild-Text-Werk enthält 80 großformatige, kolorierte Umrissradierungen des genannten Köpp, dessen Bruder Christian den begleitenden, landschaftliche Attraktionen preisenden sowie patriotisch intendierte Deutungen historischer Örtlichkeiten bereithaltenden Text verfasst hat. Hier wird Greifenstein nahsichtig, nämlich fast von Höhe des Portals aus, aufgenommen. Vom Burgberg aus ergibt sich nach Westen hin eine

panoramaartige Sicht des Donautals, die am Horizont von der Silhouette der Stadt Stockerau begrenzt wird. Die Burg ist zwar Thema, doch zugleich Anlass für den Entwurf eines Landschaftsbildes; die Architektur fungiert als ‚Vorwand‘, rückt aber taktvoll an den Rand des Bildfeldes, um den Blick auf einen scheinbar unbegrenzten Hintergrund freizugeben.

Auf den ersten Blick identisch erscheint die von William H. Bartlett entworfene und von H. Adlard gestochene Ansicht von Greifenstein (Abbildung 5)¹⁶. Sie entstammt dem historisch-topografisch intendierten Werk *The Danube* von William Beattie und William H. Bartlett. Dieses mit 80 Stahlstichen ausgestattete Werk ist etwa 1845 in London erschienen und stellt einen der Höhepunkte an biedermeierlichen *Voyages pittoresques* dar. Auch hier wird – so scheint es – das Donautal vom Greifensteiner Burgberg aus gesehen; dieser ist jedoch deutlich weiter entfernt als bei Köpp. Die gralsburgartige Übersteigerung des in seiner Orientierung ein wenig gedrehten Bauwerks stattet dieses mit einer vor dem Abendhimmel noch gesteigerten Monumentalität aus. Die Burg sieht sich an den rechten Rand des Bildfeldes gerückt, dominiert dieses jedoch zur Gänze. Eine sparsame, aber raffiniert figürlich belebte Vordergrundzone (Repoussoir) dient nicht zuletzt dem Größenvergleich.

Der gelernte Maler und Fotograf Amand Helm hat zahlreiche Aufnahmen zum Thema Donau und somit auch eine wohl um 1880 entstandene von Burg Greifenstein (Abbildung 6) gelegt¹⁷. Wie die beiden zuvor gezeigten Beispiele ermöglicht auch diese Ansicht einen nach Westen gerichteten Blick auf das Donautal; die Burg wird jedoch fast aus Aufsicht gesehen. Der Bergfried findet sich exakt im Bildmittelpunkt, ja er unterteilt das Bildfeld in zwei gleiche Hälften. Deren Hauptaufgabe ist es, die weit verzweigten Wasserläufe und Auegebiete der Donau darzustellen und somit eine stimmige Koinzidenz von Architektur und Natur zu simulieren.

Aus größerer Distanz und vom nördlichen Stromufer aus gesehen wird Greifenstein auf einer von Karl Ledermann ca. 1905 herausgegebenen Ansichtskarte (Abbildung 7)¹⁸. Der Burgberg rückt aus der Mitte des Bildfeldes, in welchem er gleichberechtigt neben der Siedlung besteht. Bildliche wie textliche Hervorhebung des zentral positionierten Gasthauses und die Nutzung der Donau mittels Dampfschiffs oder Ruderbooten legen eine touristische Zweckwidmung der Ansicht nahe, in deren Rahmen die Burg als historischer Bezugspunkt, nicht jedoch als Thema fungiert.

Eine 1917 von Paul Ledermann verlegte kolorierte Ansichtskarte (Abbildung 8)¹⁹ zeigt die Burg aus leichter Aufsicht und eröffnet einen etwa nach Westen gerichteten Blick auf das Donautal. In diesem Fall ist es wiederum deklarertermaßen die Burg, auf deren Dokumentation das Augenmerk des Lichtbildners liegt, allerdings nicht ohne die Möglichkeit einer Einbeziehung des an dieser Stelle einst so urwüchsig erscheinenden Donautals ungenutzt zu lassen.

Greifenstein: eine Zwischenbilanz

Fasst man das bisher Beobachtete zusammen und behauptet einmal kühn, die ausgewählten Beispiele repräsentierten eine mehrere Jahrhunderte umfassende Überlieferung, können grob zwei Bildtraditionen unterschieden werden. Die erste zeigt die Burg aus größerer Distanz sowie als Teil des unterschiedlich instrumentalisierten Donautals (Abbildungen 1, 2, 3, 7). Der Burgberg wird aus Norden/Nordwesten (Abbildungen 2, 3, 7) bzw. Westen

(Abbildung 1) gesehen und spielt im Rahmen des Bildganzen eine unterschiedlich dominante Rolle, je nachdem, ob die Donau als Teil eines größeren Landschaftsganzen (Abbildung 1) oder als Ausschnitt aus einer begrenzten geografischen Einheit (Abbildungen 2, 3, 7) betrachtet wird. Die Instrumentalisierung der Donau als reiner Verkehrsweg (Abbildungen 1, 2, 3, 7) bzw. zusätzlich als touristisch nutzbare Attraktion (Abbildung 7) hat keinen Einfluss auf ‚Fern-‘ oder ‚Nahsichtigkeit‘ der Objektdarstellung und damit auf die Möglichkeit, besagte Bildbeispiele zu einer Einheit zusammenzufassen. Innerhalb derer ist jedoch der älteste Bildzeuge (Abbildung 1) eigens zu würdigen, welcher sich zwar nicht in puncto Distanz zum dargestellten Objekt, jedoch kraft seiner Interpretation des betreffenden Donauabschnitts insgesamt von den jüngeren Beispielen dieser Gruppe unterscheidet.

Die übrigen vier Greifenstein-Ansichten (Abbildung 4–6, 8) repräsentieren eine eigene Bildtradition und können zu einer ihrerseits zweifach unterteilten Gruppe zusammengefasst werden. Die Ansichten Köpps (Abbildung 4) bzw. Bartletts (Abbildung 5) besitzen ein verbindendes Moment darin, dass das betrachtende Auge näher an die Burg heranrückt, welche jeweils aus (unterschiedlich starker) Untersicht aufgenommen, allerdings dermaßen an den Rand des Bildfeldes gerückt wird, dass der nach etwa Westen gerichtete Blick auf das Donautal frei wird. Dieses wird freilich höchst eigentümlich instrumentalisiert: Fungiert es bei Köpp (Abbildung 4) als Teil einer zwar großartigen, jedoch realen und durch eine gebaute Siedlung zusätzlich definierten Landschaft, bildet es bei Bartlett (Abbildung 5) einen fast erdentrückten ‚Sehnsuchtsort‘, dessen atmosphärische Qualitäten durch das sich noch dazu auf der westlichen Burgmauer spiegelnde Abendlicht unterstrichen werden. Eine eigene Untergruppe ist durch die Lichtbilder Helms (Abbildung 6) bzw. Paul Ledermanns (Abbildung 8) gegeben. Die aus leichter Aufsicht von Ost nach West gesehene Burg ist so im Bildfeld positioniert, dass sie dieses in annähernd gleich strukturierte Hälften unterteilt. Angesichts dessen wird jedoch nichts an Information vermisst. In allen vier Ansichten dieser Gruppe (Abbildungen 4–6, 8) firmiert die umgebende Donaulandschaft nicht einfach als Wasserstraße; weit wichtiger erscheint ihre Rolle als Stimmungsträger oder gar Projektionspunkt persönlicher Reflexion oder gar Sehnsüchte.

Bildbeispiele zum Thema Melk

Der Beginn sei mit dem Melk-Stich des Georg Matthäus Vischer aus dessen 1672 herausgebrachter Niederösterreich-Topografie gemacht (Abbildung 9)²⁰. Der Klosterberg wird donauseitig, etwa von Südwesten aus, gesehen, wobei der Blickpunkt so gewählt wurde, dass die Abteigebäude frontal, die Kirche aus leichter Untersicht und die Donau aus Aufsicht zu sehen ist. Vischers Fokus ist, wie der *Closter Mölckh* deklarierende Titel verheißt, tatsächlich auf Wiedergabe des Ordenshauses gerichtet und bezieht folglich die Stadt nur deshalb mit ein, weil ihre am Donauufer gelegenen Teile von dieser Warte aus unübersehbar sind. Anders als im Fall Greifensteins (Abbildung 1) konzentriert sich dieser Stich auf die Darstellung der im Titel ausgewiesenen Abtei und spart folgerichtig alles nicht der topografischen Zuordnung Dienende aus.²¹

Für das *Theatrum Danubii* hat Christian Schumann zwei die Melker Abtei zeigende Ansichten geschaffen: eine den Klosterberg von Westen her, etwa von der Höhe der im Bild sichtbaren Burg Weitenegg aus, darstellende (Abbildung 10)²² sowie eine sich zurück nach

Westen wendende, hinsichtlich ihres Blickpunktes wohl im Bereich der Melker Lände hart beim Abteiberg zu denkende²³, die hier unberücksichtigt bleiben soll. Hinter einem figürlich belebten Repoussoir öffnet sich der Blick in das Donautal in Richtung Melk, wobei das im Titel deklarierte *Monasterium Melcka* fast im Hintergrund verschwimmt. Kompositionell erinnert dieser Kupferstich an sein Greifensteiner Pendant (Abbildung 2), indem auch er von einem etwa auf Höhe des Wasserspiegels zu denkenden Blickpunkt aus auf seinen noch weit entfernten Gegenstand gleichsam zufährt. Wie in jenem Fall gilt auch hier Schumanns Augenmerk nicht der Dokumentation von Architektur, sondern der Inszenierung einer Flusslandschaft.

Der Melk-Stich nach Anton Christoph Gignoux (Abbildung 11)²⁴ hat von der Komposition her weniger mit dessen eigener Greifenstein-Ansicht (Abbildung 3) gemein als mit Schumanns Melk (Abbildung 10). Auch bei Gignoux führt eine keilförmig angelegte Wasserstraße in die Bildmitte; auch bei ihm spielt die Wiedergabe des Donauabschnitts als Landschaft die Hauptrolle. Seine Aufnahme ist allerdings von einem weit höher zu denkenden Blickpunkt aus entstanden; auch mutiert die Darstellung gebauter Architektur zur Invention von Fantastischem: Wie in der Art hochmittelalterlicher Darstellungen wird angesichts der Melker Abtei höchstens das ‚Typologische‘ des Bauwerks (Zwei-Turm-Fassade der Kirche)²⁵ wiedergegeben und der Rest dem Vorstellungsvermögen des Publikums überlassen.

Die Melk-Radierung des Anton Köpp von Felsenthal (Abbildung 12)²⁶ verbindet – ähnlich wie in dessen Greifenstein-Blatt (Abbildung 4) Architekturdarstellung mit Landschaftsaufnahme. Wie bei Vischer (Abbildung 9) wird die Abtei von etwa Südwesten aus gesehen, allerdings aus weit größerer Distanz; damit wird die prononciertere Einbeziehung der Stadt sowie des Donautals möglich. Fungiert im Greifenstein-Bild Stockerau als geografische Begrenzung, kann hier das betrachtende Auge bis Emmersdorf schweifen. Trotz der Entfernung zum eigentlichen Bildgegenstand – Melk – wird dieser in seinem Erscheinungsbild zuverlässig wiedergegeben.

Von William H. Bartlett liegen zwei Ansichten zum Thema Melk vor, zunächst eine von Westen aus an Burg Weitenegg vorbei auf den in weiter Ferne schimmernden Abteiberg gerichtete, Köpps Greifenstein (Abbildung 4) ähnelnde²⁷; sie wird hier nicht weiter behandelt. Ferner ist im selben Werk, *The Danube*, eine den Abteiberg von Südwesten aus zeigende Ansicht enthalten (Abbildung 13)²⁸. Bei allen Ähnlichkeiten mit Köpps Melk (Abbildung 12) lassen sich doch dieselben Tendenzen orten, die schon angesichts von Bartletts Greifenstein (Abbildung 5) offenbar wurden: Mensch, Natur und Architektur werden mittels bestimmter, vor allem durch die Technik des Stahlstichs²⁹ ermöglichter Kunstgriffe zu einem stimmungsvollen Ganzen zusammengefügt. Stadt Melk verschwimmt geradezu in schwer definierbarem Dunkel, während die charakteristischen Teile der Abtei und die Donau selbst in glänzendes, wohl wieder eine Abendstimmung reflektierendes Licht getaucht werden.

Aus Amand Helms Werkstatt sind mehrere, einander ähnelnde Melk-Ansichten auf uns gekommen. Deren eine, des Meisters aus den 1870er Jahren stammenden *Donau-Album* entnommen (Abbildung 14)³⁰, zeigt den Abteiberg und die an der Lände befindlichen Bürgerhäuser von einer unweit gelegenen Insel aus³¹. Die Abtei, aus relativ geringer Distanz gesehen, wirkt aus der Untersicht und durch ihre baulich reich gegliederten Westteile mit Kirchenfassade und Altanbereich. Von der Donau ist nur der Klosterberg und Stadt

unmittelbar gegenüber liegende Bereich zu sehen; ansonsten herrscht die Wiedergabe von Baulichem vor.

Der Wiener Verlag J[ean?] Deutsch hat etwa 1905 ein aus vergleichbarer Perspektive aufgenommenes Lichtbild von Kloster und Siedlung in Form einer Ansichtskarte auf den Markt gebracht (Abbildung 15)³². Anders als Helms Melk-Foto (Abbildung 14) herrscht jedoch aufgrund der größeren Distanz zum Aufnahmeobjekt ein Miteinander von Abtei und Stadt vor; folglich kann auch die Donau mehr Anteil am Bildfeld für sich beanspruchen, wenngleich ihr nur unterstützende Funktion zukommt.

Die um 1911 in Melk verlegte Ansichtskarte aus dem Haus Aigner (Abbildung 16)³³ ermöglicht wie Köpps Radierung (Abbildung 12) einen Blick auf Kloster und Siedlung, allerdings aus größerer Distanz, weshalb weit mehr vom Ortsbild zu sehen ist als bei Köpp. Beide Blickpunkte sind jedoch in annähernd derselben Höhe angesiedelt und ermöglichen so einen guten Einblick nicht nur in das Ensemble von Stadt und Stift, sondern auch in das Donautal. Ein historischer Anknüpfungspunkt bieten die dem *Nibelungenlied* entnommenen, *Medelicke* (und Mautern) betreffenden Verse, die dem Bild beigegeben werden und somit literarisch beglaubigte Anciennität des Bildgegenstandes signalisieren.³⁴

Zwischensumme: Melk

Konnten zum Thema Greifenstein aus den besprochenen Beispielen zwei Bildtraditionen destilliert werden, sind für Melk gleich drei namhaft zu machen. Schumann (Abbildung 10) und Gignoux (Abbildung 11) verkörpern einen Überlieferungsstrang an Melk-Ansichten, welcher genau genommen auf Dokumentation des Donautals, sprich auf Wiedergabe der entlang der Donau zwischen Augsburg und Wien begegnenden Reisestationen, konzentriert ist. Dies bedeutet nicht nur den Primat der Landschaftsaufnahme gegenüber einer oft als inferior zu bezeichnenden Architekturdarstellung, sondern zugleich die – wenn auch aus unterschiedlicher Höhe vorgenommene – Gestaltung der Donau als bildlich nobilitierten Verkehrsader.

Vom südlichen Donauufer aus gerichtete Melk-Ansichten, welche die Dualität von Stadt und Kloster aus größerer Distanz zeigen, bilden die nächste Gruppe. Sie umfasst die Arbeiten Köpps (Abbildung 12), Bartletts (Abbildung 13) und des für Aigner in Melk tätigen Fotografen (Abbildung 16) und zeichnet sich durch eine teilweise raffiniert in Szene gesetzte Koinzidenz von topografischer Lage, baulicher Attraktivität und Stimmungswerten aus. Das Donautal ist Teil eines großzügig konzipierten Landschaftsganzen, welches Wasser und Land, Mensch und Vegetation, Bauliches und natürlich Gewachsenes in arrangierter Homogenität vor Augen führt.

Eine letzte Gruppe können wir mit den fotografischen Aufnahmen des etwa von Westen aus aufgenommenen Abteibergs orten (Abbildungen 14, 15); zusammen mit ihrem als eine Art Vorläufer zu betrachtenden Pendant in Gestalt des Vischer-Stichs (Abbildung 9) handelt es sich um Ansichten, welche das Kloster Melk aus relativ geringer Entfernung, überwiegend aus Untersicht und somit unter Betonung des Architektonischen thematisieren. Melks Lage an der Donau fungiert nicht als Anlass für den Entwurf eines Landschaftsbilds, sondern dient der Vorführung eines durch Lage und reich differenziertes Äußeres wirkenden baulichen Ensembles.

Soweit zu unserer Bildauswahl. Der Unterschied zu den beiden die Überlieferung zum Thema Greifenstein symbolisierenden Ansichtengruppen besteht darin, dass jene zu Melk keineswegs als repräsentativ betrachtet werden dürfen. So sind beispielsweise seit dem 17. Jahrhundert Vogelschau-Ansichten von Siedlung und Kloster überliefert, die von Matthäus Merians, in dessen 1649 erschienener Österreich-Topografie enthaltenem Kupferstich (Abbildung 17)³⁵ bis hin zu den ersten ‚echten‘ Luftaufnahmen des frühen 20. Jahrhunderts reichen (Abbildung 18)³⁶. Ferner existiert eine dünne, aber prominente Überlieferung von Ansichten, die – wie zwei bereits von uns konsultierte (Abbildungen 14, 15) – Abtei und Stadt von Südwesten her, jedoch aus noch geringerer Distanz zeigen. Begründet wurde diese Tradition von Anton Spreng (Abbildung 19)³⁷; sie verkörpert eine Bildlösung, die künstlerischerseits noch im frühen 20. Jahrhundert aufgegriffen wurde (Abbildung 20)³⁸.

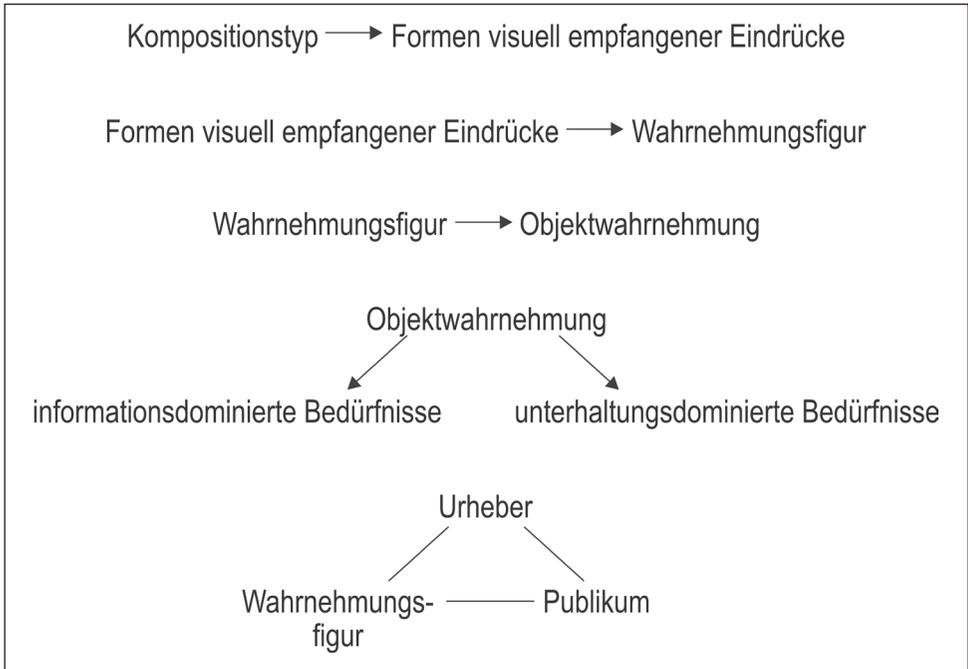
Bei der endgültigen Beurteilung solcher mehrere Jahrhunderte übergreifenden Beispielfolgen ist es demnach erforderlich, sich über die für die Objektdarstellung maßgeblichen Faktoren im Klaren zu sein. Diese umfassen nüchtern nachvollziehbare Parameter wie Lage oder Zugänglichkeit im Gelände, das Vorhandensein einer oder mehrerer Schau-seiten des Objekts, aber auch für die Funktionalität der jeweiligen Ansicht ins Kalkül zu ziehende Aspekte wie Historizität oder Anciennität des Objekts, die Korrespondenz mit dessen natürlicher Umgebung oder seine Wirkung aus nah- oder fernsichtiger Perspektive.

Weiterführung: Auf der Suche nach *Wahrnehmungsfiguren*

An diesem Punkt wird es Zeit, weiterführende Überlegungen anzustellen. Wie unterschiedlich Bildüberlieferungen zu bestimmten Aufnahmeobjekten auch sein mögen: Unsere Beispielreihen machen deutlich, dass bestimmte Darstellungsmodi bzw. Kompositionen oft eine längere Zeitspanne hindurch wiederholt aufgegriffen werden. Von einem Trend hin zu einer gewissen Standardisierung darf daher durchaus gesprochen werden. Die Frage ist nun, ob die Beschränkung auf eine begrenzte Anzahl von Darstellungsmodi – wenngleich ihrerseits mehrfach abgewandelt – auf ökonomischen Überlegungen beruhte oder bestimmte Reize auf Seiten des Publikums hervorzurufen beabsichtigte.

Nun kann man aus bestimmten Beispielfolgen Typen von Kompositionen destillieren, ferner von solchen virtuell gegebenen *Kompositionstypen* auf reale Abbildungsstrategien verweisen und diese wiederum in Bezug zu für die Forschung auswertbaren *Wahrnehmungsfiguren* setzen. Versteht man Letztere als auf Konventionen beruhende Formen visuell empfangener Eindrücke, kann die Wechselwirkung von Urheber- und Rezipientenseite beleuchtet und nachfolgend die Funktion der Kompositionstypen erklärt werden, nämlich Wahrnehmungsfiguren bedingende Phänomene zu sein. Sie wiederum vermitteln zwischen Urheberwünschen und Publikumsbedürfnissen; anders gesagt, sie stellen die via Bild gesteuerte Objektwahrnehmung in den Dienst der Befriedigung von Bedürfnissen wie Information oder Unterhaltung.

Diese Behauptungen sollen anhand folgender Beispiele bewiesen werden. In Gestalt der Ansichten von Greifenstein (Abbildungen 4–6, 8), liegt ein Kompositionstyp vor, welcher sich *Überschaulandschaft mit Einzelarchitektur als Bezugspunkt* benennen ließe. Das Darstellungspotential einer solchen Komposition wird sofort klar, wenn man den Text zu Köpps Radierung (Abbildung 4) studiert. Nach Beschreibung der Burg als solcher heißt es:



Quelle: Eigener Entwurf

„Das Interessanteste und Herrlichste ist die Aussicht, die man von dem Balcone und den Fenstern dieser Gemächer genießt.“³⁹ – eine Aussicht, die nachfolgend nach jeder Himmelsrichtung hin ausgiebig beschrieben wird. Dass die Architektur hier als Vorwand für die Konzeption eines Landschaftsbildes dient, wurde im Rahmen einer ersten Beschreibung dieser Ansicht bereits behauptet; nun aber stellt sich heraus, dass sie primär als Aussichtsplattform für die Betrachtung ihrer Umgebung fungiert. Der alte Adelssitz findet sich nicht um seiner selbst willen abgebildet, sondern der sich hier eröffnenden Möglichkeit wegen, deutlich mehr als rein Bauliches ins Bild zu bringen.⁴⁰

Der in den genannten Ansichten realisierte Kompositionstyp bedingt nun eine bestimmte Art assoziationsbegleiteter Objektwahrnehmung. Sie ist die hier postulierte Wahrnehmungsfigur, die *Information im Dienst von Unterhaltung* genannt werden könnte. Ihre Benennung mag austauschbar erscheinen; von zentraler Bedeutung ist jedoch das Paket an durch sie hervorgerufenen Assoziationen: Das dargestellte Objekt ist kraft seiner Geschichtlichkeit und noch mehr seiner Lage Teil einer visuell genießbaren und daher ästhetisch gestalteten Bildwelt. Die auf Publikumsseite zu stimulierenden Reize wie Informations- bzw. Genussbefriedigung stehen folglich in kausaler Beziehung zu den Darstellungsmitteln, die jene Sättigung hervorrufen und sich in einem bestimmten Kompositionstyp niederschlagen.

Es folgen diejenigen Ansichten, die den Melker Abteiberg aus größerer Distanz vom südlichen Donauufer aus zeigen (Abbildungen 12, 13, 16). Der Kompositionstyp kann mit *Architekturkomplex als Zentrum eines Landschaftspanoramas* benannt werden. In Ansichten

wie diesen kommen Lage und Historizität der betreffenden Örtlichkeit gleichermaßen zur Darstellung, wie etwa Beatties Begleittext zu Bartletts Aufnahme (Abbildung 13) deutlich macht: „This splendid edifice, the subject of just admiration among all well-informed travellers, takes precedence of every other building of its kind in Europe. Its commanding position, on the right bank of the Danube, adds greatly to the imposing style of its architecture [...]“⁴¹, und zur Lage abschließend: „The wooded heights of the opposite side of the Danube crown the view of this magnificent edifice in a manner hardly to be surpassed.“⁴²

Architektur wird hier als dominierender Teil der sie umgebenden Landschaft stilisiert und in ihrer Singularität betont. Die durch Kompositionen wie diese bedingte Wahrnehmungsfigur – etwa mit *Natur im Dienst von Architektur als Sinnträger* benennbar – zeichnet sich durch folgende Charakteristika aus: Sie arbeitet mit größerer Distanz zum Aufnahmeobjekt, die dazu dient, dessen Ausmaße sowie Position in der Landschaft eindrucksvoll vor Augen zu führen; über die seine Umgebung in jeder Hinsicht beherrschende Bedeutung des Klosterkomplexes soll kein Zweifel bestehen.

Als letzte Beispielgruppe mögen Ansichten des etwa von Westen aus gesehenen Melker Abteibergs dienen (Abbildungen 14, 15). Der betreffende Kompositionstyp ließe sich mit *Architekturkomplex aus Untersicht und mittlerer Entfernung* charakterisieren. Zu diesen Bildbeispielen existieren keine flankierenden Texte, wohl aber zu vergleichbaren Ansichten. Konsultiert man einen jüngeren Text, der ein denselben Kompositionstyp realisierendes Foto begleitet, liest man die Worte: „Zu den stolzesten und gewaltigsten Gottesburgen des an herrlichen Klöstern und Stiften so reichen Niederösterreichs, zählt das Benediktinerstift Melk. [...] In seiner derzeitigen Gestalt ist Stift Melk das größte Stift Niederösterreichs und eines der großartigsten Barockwerke Europas, ein wirkliches Wahrzeichen christlich-abendländischer Kultur.“⁴³ Die Wirkung der hier veranschaulichten Monumentalarchitektur erfährt durch vergleichsweise geringe Entfernung und Betrachtung aus Untersicht eine textlich noch unterstützte Steigerung. Der für derartige Ansichten gewählte Kompositionstyp evoziert also eine bestimmte, mit *Ästhetik im Dienst von Repräsentativität* charakterisierbare Wahrnehmungsfigur; das betreffende Bild soll Pracht und Anciennität des Objekts zur Wirkung bringen. Diese Wirkung inkludiert selbstverständlich auch die Möglichkeit ästhetischen Genusses, welche jedoch gegenüber dem informativ-repräsentativen Anspruch der Ansicht als nachrangig gewertet werden muss.

Auch in diesem Fall erscheint die Benennung der so postulierten Wahrnehmungsfigur als Nebensache (wenngleich keineswegs beliebig). Der Grund besteht darin, dass auf diesen Seiten lediglich drei Beispiele beschrieben wurden, in größer angelegten Untersuchungen aber auch eine größere Anzahl von Wahrnehmungsfiguren ermittelt, definiert und nachfolgend systematisiert werden müsste, um sie für weiterreichende Forschungen tauglich zu machen. Zu diesem Punkt folgen abschließend einige Bemerkungen.

Ausblick: Nutzung für Fragen der Wahrnehmungsgeschichte

Das hier vorgeschlagene Konstrukt der Wahrnehmungsfiguren wurde bewusst in Analogie zum oft inflationär wie unreflektiert gebrauchten Begriff Denkfigur entwickelt. Mit Bedacht verwendet, könnte es einen Weg eröffnen, topografische Ansichten in den Dienst wahrnehmungsgeschichtlicher Fragen zu stellen. Einführung und Nutzung eines solchen

Konstrukts erscheinen umso dringender geboten, als in den wenigsten Fällen flankierende Texte als Deutungshilfen zur Verfügung stehen. Zumeist hat man es mit Ansichten selbst zu tun, die unter den hier maßgeblichen Auspizien höchstens durch genaue Analyse der in ihnen offenbar werdenden Gestaltungsmittel zum Sprechen gebracht werden können.

Eine der zentralen, in der Forschung noch längst nicht erschöpfend abgehandelten Fragen zielt auf die Annahme eines „kulturell überformten“, „geschönten“⁴⁴ oder gar „standardisierten“⁴⁵ Blicks. Die Annahme kulturell oder konventionsbedingt beeinflusster Wahrnehmungen konnte in dieser Skizze bestätigt werden. Bedeutet dies aber zugleich eine Normierung voraussetzende Standardisierung?⁴⁶ Gegen die Annahme einer solchen spricht nach Analyse unserer Beispielreihen: das kleine Quellensample; die nicht geringe Vielfalt an Kompositionen (allein im Fall Melks); die mangelnde epochenspezifische Differenzierung. Für die Existenz einer solchen Standardisierung wiederum ließen sich ins Treffen führen: das (wenngleich) kleine, jedoch immerhin 250 Jahre Überlieferung umfassende Sample; die gegebene, aber zugleich begrenzte Vielfalt; das Vorliegen epochenübergreifender Charakteristika; die ‚Interaktion‘ zwischen vergleichbaren Werken⁴⁷. Was folglich geleistet werden müsste, bestünde in der Erweiterung des Samples und damit der Berücksichtigung größerer Vielfalt in Sachen des behandelten Raumes, der gewählten Epochen, der gegebenen Funktionszusammenhänge, schließlich in der Beobachtung von Wahrnehmungsfiguren über eine *longue durée* hinweg.

Gewiss ein ehrgeiziges Programm; das wäre jedoch längst nicht alles. Mit Unterstützung von Konstrukten wie dem hier vorgeschlagenen könnte weiteren, auch im Sinn von *Cultural Studies* zu erforschenden Phänomenen nachgespürt werden: der Korrespondenz von Darstellungs- und Wahrnehmungsmodi; ihrem Ursprung in konkreten Abbildungsstrategien; dem Verhältnis von Abbildungsstrategien und Publikationszwecken; der Interaktion von Urheberinteressen und Publikumsbedürfnissen. Ferner sollten meines Erachtens Anregungen benachbarter Disziplinen wie der Musikwissenschaft aufgegriffen werden. Sie verfolgt nicht nur ton- und damit wahrnehmungspsychologische Ansätze – Stichwort „disponiertes Gehör“⁴⁸ –, sondern rezipiert auch ältere Ansätze einer empirischen Ästhetik in neuem Kontext.⁴⁹ Eine Interpretationsmöglichkeit wie die hier vorgeschlagene stellt allerdings nur einen Versuch dar, welchem sich der Verfasser erst nach behutsamer Annäherung gestellt hat.⁵⁰ Diesen anhand eines erweiterten Ansichtensamples zu vertiefen, wird Aufgabe der Zukunft sein; in diesem Zusammenhang sollte zumindest ein erster Probelauf gewagt werden.

Abbildung 1: Georg Matthäus Vischer: Greifenstein, 1672



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 2: Christian Schumann: Greifenstein, ca. 1734



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 3: Anton Christoph Gignoux/Johann Michael Frey: Burg Greifenstein, ca. 1780

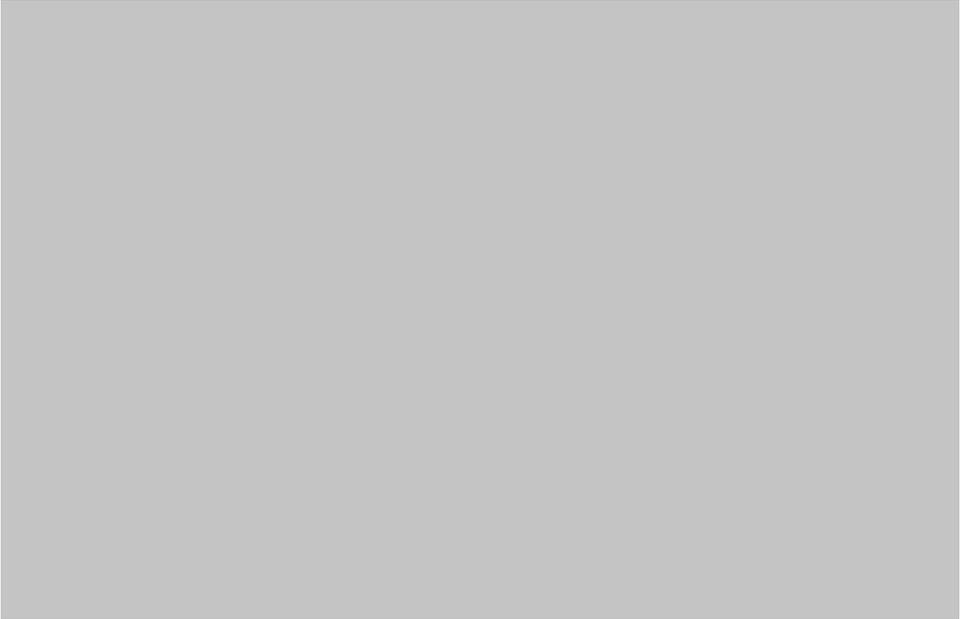


Abbildung 4: Anton Köpp von Felsenthal: Burg Greifenstein, ca. 1814



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 5: William H. Bartlett/H. Adlard: Greifenstein, ca. 1845



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 6: Amand Helm: Burg Greifenstein, ca. 1880



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 7: K[arl]. Ledermann: Greifenstein, ca. 1905



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 8: Paul Ledermann: Burg Greifenstein, 1917



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 9: Georg Matthäus Vischer: Kloster Melk, 1672



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 10: Christian Schumann: Burg Weitenegg und Melk, ca. 1734



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 9: Georg Matthäus Vischer: Kloster Melk, 1672



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 10: Christian Schumann: Burg Weitenegg und Melk, ca. 1734



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 13: William H. Bartlett/R. Wallis: Melk, ca. 1845



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 14: Amand Helm: Melk, ca. 1870



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 15: J[ean ?]. Deutsch (Verl.): Melk, ca. 1910



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 16: Ferd[inand] Aigner (Verl.): Melk, ca. 1911



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 17: Matthäus Merian d. Ä.: Melk, 1649



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 18: Österreichische Luftverkehrs-A.G.: Melk, ca. 1930



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Abbildung 19: Anton Spreng: Donaulände bei Melk, ca. 1800



Quelle: Niederösterreichische Landesbibliothek

Abbildung 20: Walter Prinzl:
Donaulände bei Melk, ca. 1930

[Abbildungen siehe Druckfassung]



Quelle: Niederösterreichische
Landesbibliothek

Anmerkungen

- 1 Das hier nur auszugsweise zu nennende Spektrum reicht von handbuchartigen Monografien – Wolfgang Behringer/Bernd Roeck (Hg.), *Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800*, München 1999 – bis zu aus Symposien hervorgegangenen Aufsatzsammlungen, z.B. Ferdinand Opll (Hg.), *Bild und Wahrnehmung der Stadt* (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Bd. 19), Linz 2004, bzw. Bernd Roeck (Hg.), *Stadtbilder der Neuzeit*. 42. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in Zürich vom 14.–16. November 2003 (Stadt in der Geschichte, Bd. 32), Ostfildern 2006.
- 2 So etwa Sabine Grabner, *Zeichnung und Aquarell im beginnenden 19. Jahrhundert*, in: Gerbert Frodl (Hg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich*, Bd. 5: 19. Jahrhundert, München u.a. 2002, 377–395, hier 385–387.
- 3 Michaela Völkel, *Das Bild vom Schloß. Darstellung und Selbstdarstellung deutscher Höfe in Architektur- stichserien 1600–1800* (Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 92), München/Berlin 2001.
- 4 Ralph Andraschek-Holzer, *Das Bild vom Kloster. Ansichten niederösterreichischer Ordenshäuser von 1470 bis 1800* (Beiträge zur Kirchengeschichte Niederösterreichs, Bd. 13; Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, Bd. 30), St. Pölten 2004.
- 5 Als Beispiele seien folgende Titel aus einer laufend bunter werdenden Forschungslandschaft genannt: Verena Winiwarter, *Der kulturell geformte Blick. Ansichtskarten als Mittel der Rekonstruktion historischer Wahrnehmung von Landschaft*, ungedr. Typoskr., [o.O.] 1995; Roland Halbritter, *Touristisch gelenkte Blicke – Stereotype Arrangements von Ansichtskarten in Südtirol*. Ein Beitrag zur investigativen Postkartenforschung, in: *Der Schlern* 75 (2001) H. 2, 67–100; Margareth Otti/Otto Hochreiter (Hg.), *Hier ist es schön. Grazer Ansichtskarten*. Aus den Sammlungen des stadtmuseumgraz, Katalog zur Ausstellung im stadtmuseumgraz, 5. Oktober 2007–6. April 2008 (Fotohof-Edition, Bd. 93), Salzburg 2007.
- 6 Ralph Andraschek-Holzer, *Topographische Ansichten als Landschaftsbilder. Architektur und Natur in Niederösterreich 1650–1850*. Eine Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek vom 18. Juni bis 29. August 2008 (Sonder- und Wechselausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek, Bd. 30), St. Pölten 2008.
- 7 Referiert bei Ralph Andraschek-Holzer, *Historische Bildkunde – Geschichte, Methoden, Ausblick*, in: Martina Fuchs/Alfred Kohler/Ralph Andraschek-Holzer (Hg.), *Geschichte in Bildern?*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 6 (2006) H. 2, 6–20.
- 8 Manifestiert in Publikationen wie Wolfgang Kos/Christian Rapp, *Alt Wien. Die Stadt, die niemals war*, Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004–28. März 2005, 2. Aufl., Wien 2005 bzw. Wien Museum (Hg.), *Schöne Aussichten. Die berühmten Wien-Bilder des Verlags Artaria*, Katalog zur 337. Sonderausstellung des Wien Museums, 10. Mai–4. November 2007, Wien 2007.
- 9 Grundlegend: Verena Winiwarter/Martin Knoll, *Umweltgeschichte. Eine Einführung*. Köln/Weimar/Wien 2007, 255–299.
- 10 Diese wird nicht zuletzt durch Arbeiten Werner Teleskos verkörpert, so etwa durch Werner Telesko, *Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar 2008, 437–445.
- 11 Für die Einladung zur Mitarbeit an vorliegender Publikation danke ich Frau Mag.^a Dr.ⁱⁿ Rita Garstenauer vom Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten, herzlich.
- 12 Georg Matthäus Vischer: Greifenstein, 1672. Kupferstich aus: *Topographia archiducatus Austriae inferioris modernae* (Nebehay/Wagner 783, 2. Teil, Nr. 32), 102 x 155 mm (Plattenrand 117 x 160 mm, Blatt 120 x 165 mm; beschnitten; NÖLB, Inv.-Nr. 1.832). – „Nebehay/Wagner“ lautet der in diesem Zusammenhang verwendete Kurztitel für Ingo Nebehay/Robert Wagner, *Bibliographie altösterreichischer Ansichtenwerke aus fünf Jahrhunderten. Die Monarchie in der topographischen Druckgraphik von der Schedel'schen Weltchronik bis zum Aufkommen der Photographie. Beschreibendes Verzeichnis der Ansichtenwerke*, 6 Bde., Graz 1981–91; „NÖLB“ steht für Niederösterreichische Landesbibliothek, *Topographische Sammlung*. – Jüngst besprochen wurde die Ansicht in Andraschek-Holzer, *Topographische Ansichten*, wie Anm. 6, 99.
- 13 Christian Schumann: Greifenstein, ca. 1734. Kupferstich aus: *Theatrum Danubii* [...] (Nebehay/Wagner 736, Nr. 58), 163 x 290 mm (Plattenrand 203 x 300 mm, Blatt 222 x 320 mm; beschnitten; NÖLB, Inv.-Nr. 30.607), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, *Topographische Ansichten*, wie Anm. 6, ebd. noch unter „Wolff“; die Kenntnis des auch Nebehay/Wagner unbekanntem Bildautors verdanke ich Werner Schwarz, *Vom ‚stimpelnden‘ Uhrmacher zum Kunstverleger: Jeremias Wolff und seine Nachfolger*, in: Helmut Gier/Johannes Janota (Hg.), *Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Wiesbaden 1997, 587–620, hier 617.

- 14 Anton Christoph Gignoux/Johann Michael Frey: Burg Greifenstein, ca. 1780. Kupferstich aus: Anton Christoph Gignoux: Hundert mahlerische Ansichten an der Donau (Nebehay/Wagner 200, Nr. 97), 112 x 192 mm (Blatt 131 x 195 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 1.885), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6, 100.
- 15 Anton Köpp von Felsenthal: Burg Greifenstein, ca. 1814. Kolorierte Umrissradierung aus: Historisch mahlerische Darstellungen von Oesterreich (Nebehay/Wagner 309, Nr. [23]), 268 x 370 mm (Blatt 313 x 395 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 1.845). – Weitere Beispiele aus Köpps Werk bringt Ralph Andraschek-Holzer, Geschichte von Bildern: Die Adaptierung älterer Ortsansichten in aktuellen Kontexten, in: Unsere Heimat 78 (2007), 257–268.
- 16 William H. Bartlett/H. Adlard: Greifenstein, ca. 1845. Stahlstich aus: William Beattie, The Danube: its history, scenery, and topography. Splendidly illustrated from sketches taken on the spot, by Abresch, and drawn by W. H. Bartlett. London o.J. [ca. 1845] (Nebehay/Wagner 82, Nr. 40), 126 x 189 mm (Blatt 162 x 208 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 1.849). – Dieses Buch erwähnt knapp Wolfgang Häusler, Reisebeschreibungen aus dem Donautal und dem Waldviertel als Quelle zur niederösterreichischen Landeskunde zwischen Aufklärung und Biedermeier, in: Unsere Heimat 56 (1985), 3–47, hier 30; über die in Beatties Werk veröffentlichten Klosterneuburg-Ansichten handelte jüngst Wolfgang Christian Huber, Zwischen Romantik und Realismus – das Stift Klosterneuburg in graphischen Ansichtenwerken zwischen 1820 und 1850, in: Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg NF 19 (2004), 289–413, hier 319 f.
- 17 Amand Helm: Burg Greifenstein, ca. 1880. SW-Lichtbild, auf Karton aufgeklebt, 201 x 249 mm (Blatt 226 x 277 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 1.867). – Zum Künstler vgl. Ralph Andraschek-Holzer, Amand Helm. Niederösterreich zwischen Malerei und Fotografie, Weitra o.J. [2010].
- 18 K[arl]. Ledermann: Greifenstein, ca. 1905. Druck nach SW-Lichtbild (Postkarte), 90 x 139 mm (NÖLB, PK 352/1/7); zum Autor vgl. Timm Starl, Lexikon zur Fotografie in Österreich 1839 bis 1945, Wien 2005, 285.
- 19 Paul Ledermann: Burg Greifenstein, 1917. Kolorierter Druck nach SW-Lichtbild (Postkarte), 89 x 139 mm (NÖLB, PK 352/1/8); zum Autor vgl. Starl, Fotografie, wie Anm. 18, ebd.
- 20 Georg Matthäus Vischer: Kloster Melk, 1672. Kupferstich aus: Topographia archiducatus Austriae inferioris modernae (Nebehay/Wagner 783, 2. Teil, Nr. 67), 100 x 158 mm (Plattenrand 107 x 161 mm, Blatt 109 x 169 mm, beschnitten; NÖLB, Inv.-Nr. 4.628), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6, 24.
- 21 Eine kleine Einschränkung ist angesichts des rechts im Hintergrund positionierten, nicht via Beschriftung ausgewiesenen Gebäudes gegeben; bei diesem handelt es sich wohl um Schloss Schönbühel.
- 22 Christian Schumann: Burg Weiteneegg und Melk, ca. 1734. Kupferstich aus: Theatrum Danubii [...] (Nebehay/Wagner 736, Nr. 52), 173 x 288 mm (Blatt 186 x 294 mm, beschnitten; NÖLB, Inv.-Nr. 4.629), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6, 44 (noch unter „Wolff“).
- 23 Christian Schumann: Die Donau bei Melk, ca. 1734. Kupferstich aus: Theatrum Danubii [...] (Nebehay/Wagner 736, Nr. 53), 176 x 286 mm (Plattenrand 202 x 297 mm, Blatt 222 x 320; NÖLB, Inv.-Nr. 4.633), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6, 44 (noch unter „Wolff“).
- 24 Anton Christoph Gignoux/Johann Michael Frey: Die Donau bei Melk, ca. 1780. Kupferstich aus: Anton Christoph Gignoux: Hundert mahlerische Ansichten an der Donau (Nebehay/Wagner 200, Nr. 87), 121 x 192 mm (Plattenrand 146 x 209 mm, Blatt 204 x 285 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 4.691). – Zu ähnlich komponierten Melk-Ansichten vgl. Telesko, Kulturraum Österreich, wie Anm. 10, 440–443.
- 25 Beispiele finden sich etwa in Andraschek-Holzer, Bild vom Kloster, wie Anm. 4, 10 f.
- 26 Anton Köpp von Felsenthal: Melk, ca. 1814. Kolorierte Umrissradierung aus: Historisch mahlerische Darstellungen von Oesterreich (wie Anm. 15, Nr. [20]), 264 x 372 mm (Blatt 307 x 392 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 4.641).
- 27 William H. Bartlett/J. C. Armytage: Weiteneegg und Melk, ca. 1845. Stahlstich aus: Beattie, Danube, wie Anm. 16, Nr. 34; 120 x 184 mm (Blatt 205 x 265 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 30.075).
- 28 William H. Bartlett/R. Wallis: Melk, ca. 1845. Stahlstich aus: Beattie, Danube, wie Anm. 16, Nr. 35; 118 x 178 mm (Blatt 204 x 270 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 30.073).
- 29 Wolfgang Krug, Wachau. Bilder aus dem Land der Romantik. Aus der Sammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums und der Topographischen Sammlung der Niederösterreichischen Landesbibliothek. Wien 2003, reproduziert S. 25 genau unser Melk-Beispiel und weist S. 26 auf Möglichkeiten sowie Grenzen der Stahlstich-Technik hin.
- 30 Amand Helm: Melk, ca. 1870. SW-Lichtbild, auf Karton aufgeklebt, aus: Helm's Donau-Album [...], 137 x 207 mm (Blatt 184 x 237 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 4.679).

- 31 Es handelt sich um die auch auf den Ansichten von Köpp bzw. Bartlett (Abb. 12, 13) ganz links dargestellte.
- 32 [Jean ?]. Deutsch (Verl.): Melk, ca. 1910. Druck nach SW-Lichtbild (Postkarte), 93 x 143 mm (NÖLB, Bestand PK 812); zum – hier gemutmaßten – Autor vgl. Starl, Fotografie, wie Anm. 18, 87.
- 33 Ferd[inand] Aigner (Verl.): Melk, ca. 1911. Druck nach SW-Lichtbild (Postkarte), 88 x 139 mm (NÖLB, Bestand PK 812).
- 34 Dass bei der Analyse von Bild-Text-Korrespondenzen Texte stets mit zu berücksichtigen sind, braucht an dieser Stelle nicht eigens betont zu werden. Hier soll nur auf die Ausführlichkeit hingewiesen werden, mit welcher Christian Köpp von Felsenthal die von seinem Bruder Anton bildlich dargestellte Melker Abtei (Abb. 12) verbal in ihren Geschicken nachzeichnet: Ant[on] und Christ[jan] Köpp, Edle von Felsenthal, Historisch mahlerische Darstellungen von Oesterreich. Description pittoresque & historique de l'Autriche, Bd. 1, Wien 1814, 75–80.
- 35 Matthäus Merian d.Ä.: Melk, 1649. Kupferstich aus: Topographia provinciarum Austriacarum Austriae Styriae, Carinthiae, Carnioliae, Tyrolis etc: (Nebehay/Wagner 407, Nr. [19]), 196 x 309 mm (Plattenrand 200 x 311 mm, Blatt 313 x 38 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 11.315), jüngst besprochen in Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6, 23 f.
- 36 Österreichische Luftverkehrs-A.G.: Melk, ca. 1930. SW-Lichtbild, 110 x 162 mm (Blatt 115 x 167 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 28.919).
- 37 Anton Spreng: Donaulände bei Melk, ca. 1800. Sepia-lavierte Federzeichnung mit Raster, 224 x 298 mm (NÖLB, Inv.-Nr. 4.638); zu dieser vgl. Krug, Wachau, wie Anm. 29, 94.
- 38 Walter Prinzl: Donaulände bei Melk, ca. 1930. Farbdruck nach Farbradiierung (Postkarte), 122 x 93 mm (Blatt 150 x 110 mm; NÖLB, Inv.-Nr. 15.828). – Zu Prinzl vgl. (knapp) Krug, Wachau, wie Anm. 29, 79, Anm. 11.
- 39 Köpp, Historisch mahlerische Darstellungen, wie Anm. 34, 88.
- 40 Ähnlich der Text in Beattie, Danube, wie Anm. 16, 134: „Greiffenstein [Hervorhebung d. Orig.], another of those castles which overlook the Danube [...] The view from the massive square tower of Greiffenstein, commanding a magnificent panorama of mountains, forests, cultivated plains, interspersed with towns and villages, with the isle-bestudded Danube flowing in tranquil majesty under the windows, is one of the finest in Germany.“
- 41 Beattie, Danube, wie Anm. 16, 116.
- 42 Ebd., 117. – Nachfolgend wird in diesem Buch summarisch am Beispiel einiger Donauorte die Notwendigkeit betont, architektonische Hinterlassenschaften nicht nur als pittoreske Bereicherung der Landschaft, sondern auch in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung zu würdigen: „Mölk, Krems, and Gottweih, are severally points of unrivalled interest in the landscape – if only considered as artificial monuments that variegated and enrich the picture; but when viewed in connexion with the intellectual treasures which they contain [...] they awaken a much more powerful and lasting impression, and conciliate the best feelings of the heart.“ (ebd., 130).
- 43 NÖ Landesfremdenverkehrsamt (Hg.), Niederösterreich, Austria. Bilder aus dem Land um Wien, Wien [o.J., ca. 1960], auf der Rückseite des unpaginierten Blattes „Melk an der Donau“ mit der Aufnahme „Stift Melk/Donau“ von „Dr. [Fritz ?] Weber, n.-ö. Lichtbildstelle“.
- 44 Zit. nach Winiwarter, Der kulturell geformte Blick, wie Anm. 5.
- 45 Vgl. die anregenden Passagen in Telesko, Kulturraum Österreich, wie Anm. 10, 426 bzw. 437–445, in welchem von „standardisierten“ Blickpunkten als „Landschaftskanon“ gehandelt wird.
- 46 Vorausgesetzt wird, dass Normierung den Vorgang, Standardisierung dessen Ergebnis bezeichnet.
- 47 Letztere ist thematisch zwischen den Bildfolgen zur Donau – Wolff (Abb. 2, 10) bzw. Gignoux (Abb. 3, 11) – gegeben, kompositionell wiederum zwischen Köpp (Abb. 4, 12) und Bartlett (Abb. 5, 13).
- 48 Beispielsweise – unter Verwendung eines von Rudolf Haase 1977 publizierten und im Literaturverzeichnis deklarierten Buchs – Kurt Haider, Die objektiven Grundlagen von Mozarts Musik, in: Zaubertöne. Mozart in Wien 1781–1791. 139. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien im Künstlerhaus, 6. Dezember 1990 – 15. September 1991, Wien 1990, 487–496, hier 488 f.
- 49 Hier spiele ich auf die Benutzung des bemerkenswerten Buchs von D[aniel] E[llis] Berlyne, Aesthetics and Psychobiology, New York 1971, durch Matthias Schmidt, Sinfonik zwischen Kanon und Öffentlichkeit, in: Gernot Gruber/Matthias Schmidt, Die Sinfonie zur Zeit der Wiener Klassik (Handbuch der musikalischen Gattungen, Bd. 2), Laaber 2006, 239–260, hier 258, an.
- 50 Gleichsam vorbereitend war der Ausstellungskatalog von Andraschek-Holzer, Topographische Ansichten, wie Anm. 6; konkretisiert wurde der Themenkomplex in ders., „Ikonographie“ des Waldviertels: Möglichkeiten und Grenzen des Arbeitens mit Ortsansichten, in: Das Waldviertel 59 (2010), 129–142.

Kultur.Land.(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft¹

Allgemeiner Überblick und Zielsetzungen

Im 19. und 20. Jahrhundert bewirkten sozioökonomische Umwälzungen einen Umbruch der traditionellen Lebensformen. Durch die technischen Errungenschaften der Industrialisierung veränderten sich allmählich die althergebrachten ländlichen Bewirtschaftungs- und Gesellschaftsstrukturen. Mit der Erschließung des Alpenraums durch den Neu- und Ausbau von Straßen und Eisenbahnlinien (Nordtiroler Bahn 1858, Brennerbahn 1867, Pustertalbahn 1871) wurden zum einen der Absatzmarkt vergrößert, Importe in größerem Ausmaß ermöglicht und der Fremdenverkehr gefördert, zum anderen aber auch eine ganze Reihe vorindustrieller Wirtschaftszweige nach und nach abgelöst. Ein großer Teil der Bevölkerung konnte sich den Lebensunterhalt in den Bergdörfern nicht mehr verdienen, so dass die Abwanderung in die Städte auf der Suche nach neuen Einkommensquellen häufig unumgänglich war. Die zunehmende Verflechtung der Landwirtschaft in marktwirtschaftliche Mechanismen verursachte eine Strukturkrise, in deren Folge die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe und die Zahl der in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Menschen stark zurückgingen und der primäre Sektor ökonomisch marginalisiert wurde.

Traditionell war die Tiroler Landwirtschaft bis weit ins 20. Jahrhundert weitgehend auf Selbstversorgung ausgerichtet. Für das Überleben war es notwendig, eine entsprechende Vielfalt an landwirtschaftlichen Produkten herzustellen. Die im Verlauf des Strukturwandels erforderlich gewordene Spezialisierung auf einzelne marktgängige Produkte erfolgte nur langsam. Um die Neuausrichtung der Betriebe zu unterstützen, wurden systematisch die Mechanisierung sowie die Züchtung gefördert und der Einsatz von Dünge- und Pflanzenschutzmitteln propagiert. Die landwirtschaftliche Produktion wurde entsprechend rationalisiert und auf wenige rentable Kulturarten reduziert. Doch trotz dieser Bemühungen sank die Wettbewerbsfähigkeit der Berglandwirtschaft weiter. Die standortbedingten höheren Produktionskosten ließen sich nicht wettmachen. In der Folge verlagerte sich die landwirtschaftliche Betätigung in den Nebenerwerb; Einkommenseinbußen wurden durch die Beschäftigung in anderen Wirtschaftssektoren (Tourismus) kompensiert.

Die aufgezeigten Entwicklungen haben im Verlauf der letzten 150 Jahre nicht nur Wirtschaft und Gesellschaft maßgeblich beeinflusst, sondern auch das Erscheinungsbild und die Funktion der Landschaft entscheidend verändert. Das Projekt *Kultur.Land.(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft* (KuLaWi) beschäftigt sich zentral mit der historischen, aktuellen und zukünftigen Landschaft in der geografischen Region Tirol-Südtirol und versucht, die treibenden Kräfte der Veränderung zu definieren und zu quantifizieren. Der Fokus richtet sich dabei auf die Entwicklung in der Land- und Forstwirtschaft, welche mit etwa 70 Prozent des untersuchten Raumes die größte Flächenverantwortung innehat.²

Ein weiteres Projektziel ist die Ableitung von Diskussions- und Entscheidungsgrundlagen für die zukünftige Politikgestaltung und Verwaltung. Dies erfordert das Herausarbeiten von gesellschaftlichen, (agrar-)politischen und ökologischen Zusammenhängen und deren Wirkungsmechanismen auf die Kulturlandschaft. Der Zeitpunkt für ein solches Projekt ist vor dem Hintergrund der weitreichenden Änderungen der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) der EU ab 2014 sowie der Auswirkungen des Auslaufens der Milchquotenregelung nach 2015 gerade auf das Berggebiet und die Almwirtschaft günstig gewählt, da die Projektergebnisse noch vor dem Auslaufen der derzeitigen Übergangsregelungen zur Verfügung stehen werden.

Das dritte Ziel ist die Vermittlung des gewonnenen Wissens an die aktuellen und zukünftigen Akteure vor Ort. Neben den Land- und Forstwirten sind dies vor allem die Schüler/-innen in Nord- und Südtirol. Für die Gewährleistung des Wissenstransfers von der Forschung zu den Schulen wird ein Didaktiktool ausgearbeitet, das die Forschungsergebnisse direkt in den Schulunterricht bringen kann. Dies erfordert ein kohärentes, synergetisches und nachhaltiges Vermittlungskonzept, welches in Zusammenarbeit von Pädagog/-inn/-en beider Länder grenzüberschreitend entwickelt und realisiert wird.

Eine besondere Herausforderung stellt das letzte Ziel dar: Die Projektergebnisse werden einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt und ausführlich diskutiert. Im Vordergrund stehen dabei Fragen wie: Welche Landschaft wünscht sich die Gesellschaft? Wie können individuelle Strategien der Bauern mit den gesellschaftlich gewünschten Vorstellungen in Übereinstimmung gebracht werden? Wie können die ökologischen Dienstleistungen der Land- und Forstwirtschaft abgegolten werden? Welche Rolle kann die Politik in der Gestaltung der Landschaft spielen? Dafür wird in den untersuchten Regionen der *Tag der Landschaftsentwicklung* mit geführter Wanderausstellung und integrierter Diskussionsrunde organisiert. Die Öffentlichkeit wird durch eine projektbegleitende PR-Arbeit und eine eigene Homepage (<http://kulawi.eurac.edu>), auf der auszugsweise das recherchierte Bild- und Textmaterial online gestellt wird, über das Projekt informiert.

Um diese hochgesteckten Ziele zu erreichen, ist das Projektteam von KuLaWi sowohl grenzübergreifend als auch inter- und transdisziplinär zusammengesetzt: Historiker/-innen, Sozial- und Naturwissenschaftler/-innen erarbeiten die wissenschaftlichen Grundlagen, Expert/-innen und Praktiker/-innen aus der Land- und Forstwirtschaft evaluieren die Ergebnisse aus einer praktischen Sichtweise, und Pädagog/-inn/-en versuchen, die Inhalte in geeigneter Form an Schüler/-innen zu transportieren. Eine derartige Zusammenarbeit ermöglicht das Entstehen nachhaltiger Netzwerke in der Forschungs- und Bildungszusammenarbeit der beiden Regionen. Leadpartner des Projekts ist das Institut für Alpine Umwelt an der Europäischen Akademie Bozen, Projektpartner sind die Universität Innsbruck (Institut für Ökologie, Institut für Soziologie, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie) und das Ländliche Fortbildungsinstitut Tirol (LFI). Sechs Kooperationspartner aus Nord- und Südtirol komplettieren das Projektteam (Südtirol: Pädagogisches Institut für die deutsche Sprachgruppe, Autonome Provinz Bozen-Südtirol mit den Abteilungen Forstwirtschaft, Landwirtschaft und Südtiroler Landesarchiv; Nordtirol: Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H., Amt der Tiroler Landesregierung, Gruppe Agrar). Die unterschiedlichen Profile und Kompetenzen sowie räumlichen und kulturellen Voraussetzungen der Projektpartner ermöglichen eine gemeinsame Erarbeitung der Projektziele. Durch diese Kooperation

kann spezifisches Know-how aktiviert werden, wie es mit einem rein regionalen Bearbeitungsansatz nicht möglich wäre.

Das KuLaWi-Untersuchungsgebiet besteht aus dem österreichischen Bundesland Tirol und der italienischen autonomen Provinz Bozen-Südtirol. Für den gesamten Raum repräsentative Detailanalysen werden für das Lechtal (Tirol), das Stubaital (Tirol), den oberen Vinschgau (Südtirol) und das östliche Pustertal (Südtirol) erstellt. Die Untersuchung umfasst einen Zeitraum von etwa 150 Jahren (ca. 1850 bis in die Gegenwart). Durch diese Auswahl wird die Entwicklung im Vergleich von Entsiedlungsräumen mit touristisch gut entwickelten Gebieten, von Berglandwirtschaftsregionen mit Intensivobstbauregionen, sowie von ehemaligen Anerben- mit Realteilungsgebieten analysiert. Ergänzend dazu werden partizipativ mit Bäuerinnen und Bauern in diesen Projektgebieten Fokusgruppen gebildet, um konkrete Hintergrundinformationen zur Landnutzungsentwicklung zu erhalten und Strategien für die (zukünftige) Hofbewirtschaftung zu identifizieren.

Zur Ermittlung der Landschaftsveränderungen wird unter anderem eine vergleichende Methode gewählt, die Unterschiede und Konstanten besonders gut sichtbar macht. Verglichen werden in erster Linie Postkarten, Katastermappen, Kartenmaterial, Luftbilder (Orthofotos) und Satellitenbilder. Die Bildpostkarte hat sich angeboten, weil sie etwa um 1890 die meist unbeelderte Korrespondenzkarte ablöste und somit unseren Untersuchungszeitraum zeitlich wie auch räumlich fast zur Gänze abdeckt. Umfangreiche Sammlungen



Abbildungen 1 und 2:
Postkarte von Neustift im
Stubaital (Tirol) aus dem Jahr
1907 und aktuelle Aufnahme
von Neustift im Stubaital

[Abbildungen siehe
Druckfassung]



Quellen: Privatsammlung
Josef Müller, Neustift im
Stubaital, und Erich Tasser

haben es ermöglicht, eine hohe Zahl brauchbarer Motive (weitwinkelige sommerliche Landschaftsaufnahmen) zu erfassen. Sie wurden im Sommer 2010 unter möglichst authentischen Bedingungen, das heißt unter Einhaltung des exakten Bildausschnitts, nach fotografiert. Es wurde so möglich, einen Ausschnitt der Kulturlandschaft mit einem zeitlichen Abstand von mitunter 100 Jahren oder mehr festzuhalten und die Unterschiede durch Gegenüberstellung herauszustreichen.

Noch weiter als die Postkarten reichen die Katastermappen zurück. Die Anlegung datiert in Tirol auf das Jahr 1856. Der Vergleich des Mappenwerks mit den Luftbildern aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der aktuellen Landschaftserhebung liefert in Kombination mit den Postkarten eine ausgezeichnete Quellenbasis für die Beschreibung der Veränderungen in der Kulturlandschaft. Alle Daten werden georeferenziert und kartografisch umgesetzt, sodass Kartenserien mit fünf Stichpunkterhebungen aus den letzten 150 Jahren (ca. 1856, 1953, 1973, 1985 und aktuell) entstehen. Nebeneinander gestellt werden so die Veränderungen in der Kulturlandschaft augenscheinlich, und zwar auf Basis der Veränderung der Lebensraumausstattung (z.B. Nadelwald, Laubwald, Schutthänge, alpine Rasen, Fließgewässer), der Kulturform (z.B. Ackerflächen, Grünland, Lärchenwiesen), der Strukturform (z.B. Anteil an reich mit Hecken bestückten Wiesen oder freigeräumten Wiesen) und der Zersiedelung (geschlossene Siedlungsräume und Anzahl der Gebäude im offenen Grünland). Die Daten werden in einem vertiefenden Arbeitsschritt sowohl auf ihre zeitliche Veränderung als auch auf ihre Beziehung zueinander analysiert.

Ausgehend von dem so erarbeiteten Wissen über den Wandel der Kulturlandschaft stellt sich die Frage nach den treibenden Kräften. Hätte man Tirol vor 150 Jahren entvölkert und das Land der Natur überlassen, wäre der Prozess der ökologischen Sukzession, also der natürlichen Abfolge von Pflanzen- und Tiergesellschaften in Gang gekommen, der bis hin zum Klimaxstadium, das ist ein stabiler Endzustand der Vegetation, geführt hätte. Tirol wäre weitgehend verwaldet. Das menschliche Wirken auf die Landschaft hat diese Entwicklung jedoch verhindert. Allein die Erhaltung der Grundbedürfnisse des Menschen, Ernährung und Unterkunft, macht die Aufrechterhaltung eines gewissen Kulturzustandes von Wald, Wiese, Acker und Siedlung notwendig. Gerade in den letzten 150 Jahren hat sich durch den sozioökonomischen Wandel der Lebensstandard allerdings weit über die Erhaltung der Grundbedürfnisse hinausgeschoben. Unsere Landschaft ist ein Abbild dieser Entwicklung. Bauliche Maßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur beispielsweise sind direkte Eingriffe in die Natur. Landschaft ist nicht statisch, sondern einem steten Wandel unterworfen. Ursache dafür sind sowohl natürliche Prozesse, wie Massenerhebung, Vergletscherung, Erosionen, Überschwemmungen, großflächige Feuerereignisse oder Windwürfe, als auch wirtschaftliche und soziale Aktivitäten des Menschen. Urbanisierung, Zersiedelung, Intensivierung der Landwirtschaft und Ausbreitung des Tourismus sind heute wohl die dynamischsten Kräfte der Landschaftsveränderung im Alpenraum, wobei ihre Auswirkungen häufig erst nach vielen Jahrzehnten in der Landschaft zu beobachten sind (wie z.B. beim Auflassen von Flächen).

Im 19. Jahrhundert erfolgten der Bau der Eisenbahnlinien und der Ausbau des Straßennetzes. Im 20. Jahrhundert steigerte sich der Ausbau der Siedlungen; Speicherseen für Kraftwerke oder Beschneiungsanlagen wurden gebaut; der Tourismus erforderte die Erschließung der Berge und eine weitere Verbesserung der Infrastruktur, um nur ganz wenige landschaftsverändernde Eingriffe in die Natur konkret zu benennen. Es sind aber

nicht nur die Megaprojekte, die auf die Landschaft einwirken. Auch eine vergleichsweise kaum wahrnehmbare, von Haus zu Haus führende Überlandleitung für das Telefon mit hölzernen Masten bewirkte eine Veränderung der Landschaft. Alle diese Errungenschaften erforderten zu ihrem Schutz Maßnahmen, die wiederum das Bild der Landschaft stark veränderten: Lawinenschutzgalerien, Wildbachverbauungen, Stütz-, Ablenk- und Bremsverbauungen für Muren und Lawinen dienen der Erreichbarkeit und Sicherung von Kulturlandschaft und Siedlungen.

In Tirol haben insbesondere Verkehr, Tourismus und Energiewirtschaft die Kulturlandschaft nachhaltig verändert. Aber auch im ältesten und flächenmäßig dominierenden Wirtschaftsbereich, der Landwirtschaft, haben Veränderungen stattgefunden. Bewirtschaftungstechniken und -formen unterliegen einem laufenden Wandel. Das Ende der Subsistenzwirtschaft und die damit einhergehende Einbeziehung der Landwirtschaft in den Markt war ein radikaler Einschnitt, der auf die Kulturlandschaft rückwirkte. In diesem Zusammenhang ist vor allem das Brachfallenlassen der Grenzertragsflächen (z.B. Bergwiesen) von Interesse, da es hier Verknüpfungen mit ökologischen und touristischen Überlegungen gibt. Der Rückzug der Landwirtschaft aus der Fläche hat die Kulturlandschaft bereits verändert. Seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe in Tirol um fast die Hälfte, jene der land- und forstwirtschaftlichen Arbeitskräfte um nahezu 60 Prozent zurückgegangen. Damit die verbliebenen Betriebe bestehen können, sind Förderungen der Öffentlichkeit (EU, Staat, Land) zur Abgeltung für die Bereitstellung öffentlicher Güter notwendig. Die Erhaltung der Kulturlandschaft ist somit nicht zuletzt eine politische Entscheidung, allerdings ist die Frage nach den Ansprüchen und Erwartungen, welche an die künftige Landschaft im Alpenraum gestellt werden, bisher nicht ausreichend beantwortet worden. Viele politische Maßnahmen, wie etwa die Förderung der ländlichen Entwicklung und der Landwirtschaft oder Regulierungen über das Instrument der Raumordnung wirken sich massiv direkt und indirekt auf die Landschaft aus, ohne dies unmittelbar zu beabsichtigen. Dabei beeinflusst das Erscheinungsbild der Landschaft aber maßgeblich die Standortattraktivität für Einheimische und Touristen, und sie erbringt wesentliche ökologische Dienstleistungen (z.B. Bodenschutz, Klimaregulation, Trinkwassermenge und -qualität) für die Gesellschaft.

Erste Ergebnisse: Berglandschaft im Wandel – Wer will welche Landschaft in den Alpen?

Im ersten Arbeitspaket wurden Landschaftspräferenzen und Ansprüche an die Landschaft bei einer landesweiten, repräsentativen Befragung der Bevölkerung und von Touristen in Nord-, Ost- und Südtirol untersucht. Basis dafür war ein Fragebogen mit visualisierten Entwicklungsszenarien der Tiroler Kulturlandschaft. Dazu wurden von typischen Landschaftsausschnitten, die einerseits dominiert waren durch Grünland, andererseits durch Obst- und Weinbau, Bildserien mittels Fotomontagen erstellt, die jeweils 4 Bilder umfassten. Von einem originalen Ausgangsfoto startend, wurden in den Fotomontagen die aktuellen Entwicklungstrends unserer Kulturlandschaft berücksichtigt. Konkret ergaben sich damit Bilderserien der Intensivierung und Urbanisierung in den Tallagen, aber auch

Extensivierung, Verbuschung und Verwaldung in den steileren Hanglagen. Zusätzlich wurden Fragen zur Grundeinstellung zur Natur, zur Landschaft, zu den Förderungen und den Leistungen der Berglandwirtschaft und zur Wichtigkeit von Ökosystemdienstleistungen gestellt, um einerseits die Landschaftspräferenzen erklären zu können und andererseits auch Informationen zu möglichen neuen Strategien zur Verwirklichung der ‚gewünschten‘ Landschaft zu erhalten.

Im Rahmen einer tirolweiten Face-to-Face-Befragung wurden insgesamt 1.700 Einheimische (750 in Tirol, 950 in Südtirol) und 2.300 Tourist/-inn/-en (1.100 in Tirol, 1.200 in Südtirol) von Mitte Juni bis Ende September 2010 befragt. Bei der Auswahl der befragten Einheimischen wurde darauf geachtet, dass die Stichprobe repräsentativ in Bezug auf Alter, Geschlecht, Ansässigkeit in Städten und im ländlichen Raum sowie auf Sprachgruppenzugehörigkeit (in Südtirol) war. Zentraler Punkt bei der Befragung der Tourist/-inn/-en war es hingegen, eine möglichst große Bandbreite zu erreichen. Daher wurden auch die Befragungsorte und die Befragten sehr bewusst gewählt: Die Auswahl reichte von jung bis alt, vom gemütlichen Wanderer bis hin zum leistungsorientierten Bergsteiger, vom kulturinteressierten Gast bis hin zum jugendlichen Städtetouristen. Zusätzlich wurde der Fragebogen auch online auf für Tourist/-inn/-en interessanten Homepages zur Verfügung gestellt. Dies sprach vor allem italienischsprachige Tourist/-inn/-en an, sodass über diese Online-Befragung weitere 1.876 italienische und 198 deutsche Fragebögen beantwortet wurden. Insgesamt steht für eine fundierte Auswertung eine Stichprobengröße von mehr als 6.000 zur Verfügung. Eine erste Analyse zeigt, dass zwischen der ‚Innensicht‘ der Einheimischen und der ‚Außensicht‘ der Tourist/-inn/-en deutliche Unterschiede bestehen. So hat etwa die traditionelle Kulturlandschaft bei den Einheimischen einen höheren Stellenwert, wogegen



Abbildungen 3 und 4:
Fotografie von Prettau
(Südtirol) um 1910 und
aktuelle Aufnahme

[Abbildungen siehe
Druckfassung]



Quellen: Sozial-
ausschuss der
Gemeinde Prettau
und Erich Tasser

sowohl intensivere Grünlandnutzung, aber auch Verwilderung als nicht weniger attraktiv bei den Tourist/-inn/-en empfunden werden. Auch zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den beiden Sprachgruppen, insbesondere bei Tourist/-inn/-en. Einhellig negativ werden aber bei allen Teilgruppen sowohl eine starke Zersiedelung als auch eine Monotonisierung der Landschaft durch moderne Intensivanbaumethoden bewertet.

Insgesamt können daher die Ergebnisse dieser Studie eine wichtige Grundlage für die Entwicklung unterschiedlicher Lenkungsstrategien darstellen und helfen, die Erwartungen und Ansprüche unterschiedlicher Interessengruppen umzusetzen und zwischen Interessenkonflikten zu vermitteln.

Neben der Face-to-Face-Befragung war es eine weitere Aufgabe im ersten Arbeitspaket, einerseits Einblicke in die Sichtweisen der Bäuerinnen und Bauern zum Thema Kulturlandschaft und Kulturlandschaftsveränderung zu erhalten und andererseits deren Strategien für die zukünftige Hofbewirtschaftung zu identifizieren. Dazu wurden Gruppendiskussionen mit Bäuerinnen und Bauern in jedem der vier Projektgebiete organisiert. Die Ergebnisse erlauben eine Abschätzung der künftigen Veränderungen der Landschaftsentwicklung. An dieser Stelle können nur einige markante Resultate kurz angerissen werden.

Interessanterweise wurde der Begriff Kulturlandschaft je nach Region unterschiedlich definiert. Prinzipiell verstanden die Diskussionsteilnehmer/-innen unter Kulturlandschaft eine „bewirtschaftete“ Landschaft. In touristischen Regionen wurde dabei meist nicht unterschieden, von wem die Landschaft „bewirtschaftet“ wird. So gaben Teilnehmer/-innen im Stubaital an, dass auch der Gletscher (als Schigebiet) zur Kulturlandschaft zu zählen sei. In dieser Region wurde generell ein sehr ‚moderner‘ Kulturlandschaftsbegriff sichtbar, der unter anderem auch Siloballen als Elemente der Kulturlandschaft einschloss. In anderen Regionen wurde hingegen stärker auf die immateriellen Bestandteile einer Kulturlandschaft eingegangen. So zählten für die Gruppe im Pustertal auch der spezifische Dialekt, bestimmte Traditionen und sogar Persönlichkeiten zur Kulturlandschaft.

Um die Veränderungen der Kulturlandschaft nachvollziehbar zu machen, wurden als Diskussionsgrundlage historische Bildpostkarten verwendet. Teilweise war es möglich, durch Bilder aus der Gegenwart, die vom gleichen Standort aufgenommen wurden, einen direkten Vergleich herzustellen. Dabei zeigte sich, dass die Veränderungen nicht unbedingt negativ bewertet wurden und das heutige Landschaftsbild, zum Beispiel im Vergleich mit den Übernutzungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eine durchaus positivere Beurteilung erhielt. Die wahrgenommenen Veränderungen der Kulturlandschaft (z.B. Errichtung von Infrastruktur, landwirtschaftliche Intensivierungen und Extensivierungen) wurden generell als notwendig, aber nicht immer als wünschenswert gesehen. Die Bedürfnisse des Menschen (vor allem die wirtschaftlichen und die Sicherheitsbedürfnisse) wurden in der Diskussion dem Erscheinungsbild der Kulturlandschaft und dem ästhetischen Empfinden übergeordnet. Ebenso wurden die Abgeltungen für die Maßnahmen zur Erhaltung der Kulturlandschaft einerseits als notwendig für die Weiterführung der Bergbetriebe gesehen, andererseits jedoch als negativ für das Image der Landwirtschaft in der Gesellschaft bewertet. Ohne pekuniäre Abgeltungen konnten sich die Teilnehmer/-innen an den Gruppendiskussionen eine Weiterführung der Betriebe kaum vorstellen.

Die Diskussion künftiger Strategien der Hofbewirtschaftung zeigte, dass betriebliche Anpassungen sowohl in Richtung einer Intensivierung, wie auch einer Extensivierung zu erwarten sind. Damit geht klarerweise auch eine weitere Veränderung der Kulturlandschaft

einher. Die Intensivierungsstrategien haben zum Ziel, entweder im Vollerwerb zu bleiben oder dorthin zurückzukehren. Im Grünlandgebiet bedeutet dies, dass die mechanisierbaren Flächen stärker genutzt werden, während die Hangflächen verbrachen. In anderen Lagen wird die Viehhaltung durch alternative Nutzungen wie zum Beispiel Obst- und Beerenanbau verdrängt werden. In beiden Fällen wird mit der Intensivierung von wenigen Flächen eine Extensivierung anderer Flächen einhergehen. Eine betriebliche Extensivierungsstrategie bedeutet meist die Aufgabe der Milchviehhaltung zugunsten von Mutterkuh- oder Schafhaltung. Dies wird häufig mit der Erschließung zusätzlicher außerlandwirtschaftlicher Einkommensquellen kombiniert. Dabei spielt nach wie vor der Tourismus eine große Rolle, entweder über eine direkte Beteiligung, etwa im Rahmen von *Urlaub am Bauernhof* oder über finanzielle Abgeltungen der Landschaftspflege.

Ausblick

Das Projekt *Kultur.Land.(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft* läuft bis Herbst 2012. Bereits die ersten Teilergebnisse gaben wegen ihrer teilweise unserer Erwartungshaltung gegenläufigen Trends Anlass für intensive Diskussionen. Durch den vermehrten Erklärungsbedarf gewinnt KuLaWi an inhaltlicher Tiefe und Aussagekraft. Der interdisziplinäre Projektansatz, der anfangs Schwierigkeiten in der Kommunikation zwischen den Fachdisziplinen und eine undurchschaubare Komplexität und Verkomplizierung der Sachverhalte mit sich zu bringen schien, dürfte sich nach dem erfolgreichen ersten Jahr doch als zwar aufwändig, aber umso zielführender und ertragreicher erweisen. Aufgrund der gesellschaftlichen Aktualität der Thematik ist das öffentliche Interesse gegeben. Besonders die zahlreichen Kooperationspartner aus angewandter Wissenschaft und Verwaltung verleihen dem Projekt eine hohe praktische Umsetzungsrelevanz. Über die Projektfortschritte wird laufend auf der Homepage (<http://kulawi.eurac.edu>) berichtet, 2012 werden die Forschungsergebnisse in ausführlicher Form publiziert werden.

Anmerkungen

- 1 Das Projekt *Kultur.Land.(Wirt)schaft – Strategien für die Kulturlandschaft der Zukunft* (Projekt-Nr. 4684) wird durch das INTERREG-Programm IV A Italien-Österreich gefördert und aus Mitteln des Amtes der Tiroler Landesregierung, Gruppe Agrar, des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck und aus Mitteln des Forschungszentrums Berglandwirtschaft der Universität Innsbruck kofinanziert.
- 2 Zum Projektkontext vgl. Karolina Begusch-Pfefferkorn (Red.), *Kulturlandschaftsforschung. Historische Entwicklung von Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Natur* (Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaft, Bd. 7), Wien 2000 (CD-ROM); Katrin Gehring, *Landscape needs and notions. Preferences, expectations, leisure motivation, and the concept of landscape from a cross-cultural perspective*, Birmensdorf 2006; Innsbrucker Geographische Gesellschaft (Hg.), *Alpine Kulturlandschaft im Wandel*. Hugo Penz zum 65. Geburtstag, Innsbruck 2007; Stefan Kaufmann, *Soziologie der Landschaft. Stadt, Raum und Gesellschaft*, Wiesbaden 2005; Giorgio Pasquali u.a., *Erfolgsfaktoren einer Region: Das „Modell Südtirol“*, Bozen 2002; Ulrike Tappeiner/Axel Borsdorf/Erich Tasser (Hg.), *Alpenatlas*, Heidelberg 2008; Erich Tasser/Flavio Vittorio Ruffini/Ulrike Tappeiner, *An integrative approach for analyzing landscape dynamics in diverse cultivated and natural mountain areas*, in: *Landscape Ecology* 24 (2009), 611–628; Erich Tasser, *Vom Wandel der Landschaft*, in: Friedrich Walter Merlin/Stefan Hellebart/Michael Machatschek (Hg.), *Bergwelt im Wandel*. Festschrift Erika Hubatschek zum 90. Geburtstag, Klagenfurt 2007, 48–59.

Auf dem Weg zur Sichtbarkeit

Die „unsichtbare Grenze“ zwischen Tret und St. Felix (Trentino/Südtirol)

Müßig zu fragen, ob wir ohne Grenzen leben könnten. „Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: *dies ist mein* und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.“⁴¹ Deren Genese, die Rousseau auf diese Weise beschrieben hat, definiert sich über Inbesitznahme und zugleich über das Ziehen einer territorialen Grenze. Zäune und Hecken, Stadtmauern und Linienwälle, Video- und Alarmanlagen markieren Grenzen sichtbar. Grenzsteine deuten diese punktuell an: zwischen Grund- oder Waldstücken, zwischen Gemeinden, zwischen Provinzen oder Grundherrschaften, ebenso Schlagbäume an Staatsgrenzen oder auf Privatstraßen. Andere Grenzen sind unsichtbar wie etwa Grenzen zwischen Stadtbezirken oder Pfarren. Grenzen setzen Differenzen: zwischen mein und dein, zwischen Stadt und Land, zwischen unterschiedlichen Zoll- und Steuersystemen, so die Verzehrsteuerlinie. Historisch gesehen, war die Anzahl von Grenzen, die Zugehörigkeit bestimmt, Zugänge erschwert, Kontrollen ermöglicht und durch ihre Sichtbarkeit den sozialen Raum strukturiert haben, beträchtlich: Gemeindegrenzen, Pfarrgrenzen, Grenzen von Grundherrschaften und Gerichten. Grenzsetzungen, die zum Teil verschwunden, zum Teil durchlässig geworden sind.

Sichtbar und spürbar geblieben sind vor allem Grundstücksbegrenzungen und Staatsgrenzen. Mit der Arrondierung der Territorialstaaten als Herrschaftsbereiche hat die Staatsgrenze ihre überragende Bedeutung erhalten. Das Denken in Staatsgrenzen setzte sich im 18. Jahrhundert durch, doch waren es noch lange Zeit die kleinräumigen Grenzen, die im Alltag maßgeblich blieben. Insbesondere die Gemeinde stellte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine machtvolle Institution dar, die über das Niederlassungsrecht, die Heiraterlaubnis oder den Anspruch auf Armenunterstützung entschied. Heute ragen unter den territorialen Grenzen die Staatsgrenzen als mächtigstes Symbol des Nationalstaates hervor, die als Instrument von Exklusion und Inklusion politische, ökonomische und soziale Bedeutung haben. Sie können geschlossen und kontrolliert werden oder die freie Passage eröffnen. Sie markieren Zugehörigkeit und verheißen mit der Staatsbürgerschaft Rechte. Sie setzen Differenzen mit rechtlichen, sozialen, politischen und kulturellen Ordnungssystemen. Inwieweit mentale Differenzen mit territorialen Grenzen verbunden sind, ist eine schwierige Frage. Viele haben dies bejaht. Vorstellungen von National- bzw. Volkscharakteren hatten vor allem in Kriegszeiten Konjunktur, aber sie sitzen auch im friedlichen Alltag in den Köpfen, zu Stereotypen geronnen. Abgrenzungen von den ‚Anderen‘ sind nicht an Staatsgrenzen gebunden, sie sind auch innerhalb dieser virulent – gezogen entlang von Ethnizität beispielsweise.

Inwieweit Ethnizität mit Grenzen in Zusammenhang steht, diese Frage haben sich zwei amerikanische Sozialanthropologen in den 1960er Jahren gestellt: Eric R. Wolf, der 1933

als Zehnjähriger Österreich verlassen hat², und John W. Cole. Sie sahen Ethnizität als eine soziale Ordnung, die auf Differenzen beruht. Ihnen ging es nicht um nationale Konflikte, sondern sie stellten sich die Frage nach den Bedingungen und Voraussetzungen der Differenzen zwischen zwei benachbarten, aber von verschiedenen Ethnien bewohnten Orten, die sie für ihre Feldforschung ausgewählt haben. Sie suchten die Differenzen nicht primär in politischen Verhältnissen, sondern in Strukturen und Praktiken des Zusammenlebens, des Tausches und der Reziprozität, in Kommunikationsformen, in der Arbeitsteilung sowie in den gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüssen, die das Erbrecht mit sich bringt. Untersucht haben sie zwei Bauerndörfer im ländlichen Alpenraum Italiens: das deutschsprachige St. Felix und das nones- bzw. italienischsprachige³ Tret, am Nonsberg bzw. im Val di Non gelegen.

Das Ergebnis war eine Studie, die sowohl aus Sicht der Sozialanthropologie als auch der Geschichtswissenschaften Pioniercharakter hatte und auch nach mehr als dreißig Jahren nach der Veröffentlichung immer noch geschichtswissenschaftlich interessante Horizonte eröffnet. Die Autoren nannten ihr Buch *The Hidden Frontier*. Erschienen ist die Originalausgabe im Jahr 1974, mit dem Untertitel *Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*. Übersetzt wurde der Band erst zwei Jahrzehnte später, 1994 als *La frontiera nascosta* ins Italienische und 1995 unter dem Titel *Die unsichtbare Grenze* schließlich ins Deutsche.⁴ Angeregt durch die Diskussion des Buches im Rahmen einer Lehrveranstaltung haben wir mit einer Gruppe von Geschichtestudierenden der Universität Wien im Frühjahr 2006 eine Exkursion in die beiden Orte unternommen, um die „unsichtbare Grenze“ in einer Feldforschung neu zu lesen.

Aus den dabei erarbeiteten Ergebnissen ist ein Buch entstanden, dem wir den Titel *Ungleichheit an der Grenze* gegeben haben.⁵ Neben einer Einleitung der Herausgeberinnen enthält der Band die Arbeiten der Exkursionsteilnehmer/-innen sowie zwei Gastbeiträge. Giovanni Kezich vom Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina in San Michele all'Adige, der die italienische Übersetzung von *The Hidden Frontier* koordiniert und Seminarreihen zum Thema organisiert hat, reflektiert über die Kontexte der verspäteten Rezeption der Studie in der italienischen Forschung. Den Spuren der beiden amerikanischen Anthropologen vor Ort ist Christof Polesny nachgegangen. Die Dorfstruktur und Dorfentwicklung haben Anna Corena Herrera, Christoph Hermann und Dominik Schnitzer untersucht und dokumentiert. Mit den Veränderungen in der Landwirtschaft und ökologischen Fragen setzten sich Katrin Hasenhündl und Moritz Radner auseinander. Die Ökonomin Irene Rizzi gibt einen Einblick in die Ergebnisse ihrer *Tesi di Laurea*, in der sie die Dynamiken der landwirtschaftlichen Betriebe in den beiden Orten verglichen hat. Erbrecht und Erbpraxis sowie die Institution des geschlossenen Hofes war das Thema, das Otto Fritscher und Michaela Thalhammer bearbeitet haben. Veronika Tillian hat das Verwandtschaftskonzept, das den Forschungen von Cole und Wolf zugrunde lag, wissenschaftsgeschichtlich verortet.

Die Option von Cole und Wolf für die beiden Orte kann als forschungsstrategisch äußerst glücklich bezeichnet werden. Tret und St. Felix befinden sich in einer Entfernung von zwei Kilometern Luftlinie und sind zu Fuß jeweils in einer halben Stunde erreichbar. Die Größe der beiden Dörfer unterschied sich in den 1960er Jahren nur geringfügig. Die Ökologie der beiden Orte stellte dieselben Herausforderungen: eine Landwirtschaft auf etwa 1.200 Metern Höhe, die auch Bergwiesen in einer größeren Höhenlage umfasste. Das

Konfrontiertsein zweier Dörfer unterschiedlicher (Sprach-)Kulturen⁶ mit vergleichbaren Umweltbedingungen war ausschlaggebend für die Wahl dieses Untersuchungsraumes.

Beide Orte gehörten über einen langen Zeitraum denselben Verwaltungseinheiten an: bis zum Ende des Ersten Weltkriegs dem Kronland Tirol der österreichischen Monarchie, und zwar dem Trentiner Bezirk Cles. Diese spezifische Situation an der Grenze machte St. Felix zusammen mit Laurein und Proveis im nationalistisch aufgeladenen Klima des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu einem Einsatzgebiet deutschnationaler Schutzvereine, unter anderem des Tiroler Volksbundes.⁷ Bei Trient verblieb St. Felix auch nach 1919. Denn die Provinzgrenze wurde am Gampenpass gezogen. Pässe sind ein klassisches Element aus dem Repertoire sogenannter „natürlicher Grenzen“. Und St. Felix liegt aus Südtiroler Perspektive auf der anderen Seite. Der Ort kam, neben einigen anderen Gemeinden, erst 1948 mit dem ersten Autonomiestatut (Art. 3) zur Provinz Bozen. Damit „hängt“ St. Felix nun, wie auch Altrei, Laurein und Proveis, „über die Grenze“.⁸

Das erste Autonomiestatut galt für die Region insgesamt – eine für die deutschsprachigen Südtiroler, die auf regionaler Ebene in der Minderheit waren, unbefriedigende Lösung. Im Januar 1972 – und damit erst nach den Feldforschungen der beiden Anthropologen – trat das neue Autonomiestatut in Kraft mit einem Maßnahmenpaket, das die zentralen Kompetenzen auf die Ebene der Provinzen verlagerte. Die Grenze zwischen den Provinzen ist als territoriale Grenze weiterhin unsichtbar. Dennoch ist sie wirkmächtig geworden und bildet sich zunehmend deutlich ab, vor allem ökonomisch.

Betritt man die beiden Orte, so vermitteln sich visuell sogleich Unterschiede. Die Sichtbarkeit der Grenze liegt in der Architektur und der räumlichen Struktur der Dörfer; das war auch so, als Cole und Wolf in den 1960er Jahren hier geforscht haben. In Tret, einem Haufendorf, stehen die Steinhäuser eng aneinander gedrängt, St. Felix hingegen ist eine Streusiedlung mit weit voneinander entfernten Höfen. In St. Felix fallen sogleich die zahlreichen Neubauten, Zubauten und Renovierungen auf: Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude, umfassende Infrastruktur von der Feuerwehrehalle über Schulen, eine Bibliothek bis zur Kläranlage oder einem Sportplatz und nicht zuletzt eine neu errichtete Gewerbezone. Das alte Tret jedoch verfällt zum Teil, Häuser stehen leer, zahlreiche Ställe und Stadel sind ungenutzt, die Zahl der Einwohner und Einwohnerinnen ist so weit geschrumpft, dass die Volksschule aufgelassen wurde. Neben der Kirche ist die *Casa sociale* mit einem Veranstaltungssaal und Jugendräumlichkeiten die einzige öffentliche Einrichtung. Was boomt, sind Neubauten, weit oberhalb des Ortszentrums an der Staatsstraße zum Gampenpass gelegen, vornehmlich Wochenend- und Ferienhäuser von Mailändern, Boznern und anderen. Eine Asymmetrie setzt sich in der alpinen Landschaft durch: Bautätigkeit zugunsten der lokalen Bevölkerung in dem einen Ort, Stagnation, verlassene Häuser und neue Häuser fast nur von ‚Fremden‘ und für ‚Fremde‘ in dem anderen.

Zwar kündigen sich in der Studie von Cole und Wolf, Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre, bereits Veränderungen an. In ihrem Kapitel über „Die neue Wirtschaftsordnung“ sprechen sie von „Druck und Anreiz“, die in Richtung einer marktorientierten Produktion gingen. Der Weizenanbau und das Ackerland beispielsweise wurden zugunsten von Wiesen reduziert. Die Milchwirtschaft hatte begonnen die Subsistenzwirtschaft mit ihrer großen Vielfalt an Anbauprodukten abzulösen. Die Bauern belieferten externe Molkereien, die sich auf die Käseproduktion spezialisiert hatten. Die Folgen beschreiben die beiden Autoren für Tret und St. Felix als unterschiedlich: In Tret würden die Jugendlichen

nach dem Schulabschluss außerhalb des Ortes eine Arbeit suchen. Das Bewirtschaften eines Hofes sei keine „begehrte Position“, sondern eine Belastung. Die Produktivität der Höfe, vor allem jene älterer Besitzer, leide darunter. Deren Strategien gingen in Richtung einer Reduktion des Arbeitsaufwandes, unter anderem auch in Form des Verpachtens abgelegener Bergwiesen. Der Anreiz zur Modernisierung der Höfe selbst oder der Produktionstechnik sei abgesehen von einigen Ausnahmen gering. Selbst mittlere und größere Höfe würden verkauft. Deren Käufer seien fast ausschließlich „deutschsprachige Tiroler“. Dem gegenüber sei man in St. Felix darauf bedacht, „die Erfolgchancen in der Landwirtschaft zu erhöhen“. Die Nachfolge in den Betrieben sei gesichert, selbst in sehr kleinen. Man trachte danach, die Milchproduktion, das heißt die Qualität oder Anzahl der Rinder, zu steigern. Den dafür notwendigen zusätzlichen Wiesengrund würden die St. Felixer Bauern in Tret, Fondo oder anderen nönenssprachigen Dörfern pachten oder kaufen. Maschinen würden angeschafft. Möglich sei die Intensivierung und Expansion der Landwirtschaft in St. Felix also nicht zuletzt dadurch, dass sie in Tret und anderen Dörfern am Nonsberg zurückging oder ganz aufgelassen werde.

Was sich hier bereits abgezeichnet hat, führte im Verlauf von knapp vierzig Jahren zu einem drastischen Auseinanderdriften der beiden Orte; ein Prozess, der sich beschleunigt hat. Ein wesentlicher Faktor scheint in der unterschiedlichen Förderpolitik der letzten Jahrzehnte zu liegen. Beiden autonomen Provinzen der Region Südtirol-Trentino obliegen weit reichende Entscheidungskompetenzen; sie haben beide gesetzgeberische und finanzielle Möglichkeiten. Doch dürften diese im (berg-)landwirtschaftlichen Bereich und in Hinblick auf infrastrukturelle Fördermaßnahmen und Investitionsanreize unterschiedlich eingesetzt werden. Die Südtiroler Bauern inklusive der Berg- und Kleinbauern, haben eine auf Landesebene politisch wirksame Interessensvertretung, vornehmlich durch den Bauernbund, und nicht zuletzt in der Person des vom Bauernbund kommenden und bereits seit 1989 im Amt befindlichen Landeshauptmann Luis Durnwalder selbst. Dessen Name fällt sehr häufig in Kombination mit positiven Attributen – vor allem in Tret. St. Felix ist auch in europäische Zusammenhänge eingebunden. Auf Gemeindeebene wehrt man sich gegen eine Peripherisierung durch die Teilnahme am Leader-Programm, einer europäischen Initiative zur Entwicklung des ländlichen Raumes, während die Bewohner in Tret diese individuell zu überwinden suchen. Die Provinzgrenze ist zwar unsichtbar insofern, als der schnelle Fußgänger ihrer nicht gewahr wird, doch trennt sie unterschiedliche (ökonomische) Politiken voneinander, die sich in ihrer Ausprägung vor Ort zeigen.

Eine Grenzverschiebung wird beim Durchwandern allerdings erkennbar. Die einen Wegweiser führen zum Tret-See, die anderen zum Felixer Weiher – See gibt es aber nur einen. Der einstige Tret-See sei im Zuge der Wanderung von Reinhold Messner entlang der Landesgrenze „rund um Südtirol“ im Jahr 1991 zum Felixer Weiher geworden. Er habe auf einen falschen Grenzverlauf aufmerksam gemacht, der in der Folge zugunsten von St. Felix korrigiert worden sei.⁹ Das mag auf den ersten Blick nicht besonders gravierend erscheinen. Handelt es sich doch nur um einen auf 1.600 Metern gelegenen relativ kleinen See – ein nettes Ausflugsziel im Sommer. Doch hat die Ressource Wasser in diesem durch Lage und Geologie benachteiligten Gebiet einen hohen Wert. Umfangreiche Bauarbeiten waren 2006 rund um den See im Gange, um dessen Speichervolumen zu erhöhen. Man blickte auf eine „Mondlandschaft“, keineswegs auf eine „Idylle“.¹⁰ Die Bewohner von Tret zeigten sich in Gesprächen besorgt bezüglich des Umfangs ihrer künftigen Nutzungsanteile. Denn der

Wasserverbrauch von St. Felix dürfte im Zuge der Intensivierung der Landwirtschaft beträchtlich angestiegen sein. Nach dieser ‚Entdeckung‘ erklärte sich uns auch die Bewandnis der Metallstangen, die in gewissen Abständen, etwas futuristisch anmutend, aus dem hohen Gras herausragen. Sie dienen der Bewässerung. Wie andernorts Intensivkulturen, etwa Obst, werden hier die Wiesen großflächig begossen. So kann pro Saison eine Heuerrnte mehr eingefahren werden. Wie nachhaltig dies ist, wird sich noch zeigen. Die Grenzkorrektur hat die Verhandlungsposition von St. Felix im Wettstreit um die Ressource Wasser sicher gestärkt – ein Problembereich, der zur Zeit der Feldforschungen von Cole und Wolf hier noch kein Thema war. Ihr Schwerpunkt war ein anderer.

Die „unsichtbare Grenze“ stellte für Cole und Wolf, die sich in dieser Frage an den Arbeiten des norwegischen Anthropologen Fredrik Barth¹¹ orientierten, eine soziale Grenze dar. Diese muss nicht notwendigerweise einen territorialen Niederschlag finden. Sie beruht vielmehr auf einer sozialen Organisation und deren kontinuierlicher Vermittlung. Cole und Wolf haben dieses Konzept erweitert, indem sie sich auch den überregionalen Einflüssen auf die zwei Dörfer zugewandt haben. Sie stellten dem gemeinsamen Erbrecht aller Kinder im romanischsprachigen Tret jenes des ältesten Sohnes im deutschsprachigen St. Felix gegenüber. In dem einen Fall war ein Aushandeln zwischen den Geschwistern erforderlich: über eine gemeinsame Bewirtschaftung, über die Teilung oder Ablöse. Das war in St. Felix nur in begrenztem Maße der Fall. Denn hier war vorgesehen, dass der Hoferbe seine Geschwister ausbezahlte. Auch gab es das Verbot der Teilung des Grundes, wie im Fall des „geschlossenen Hofes“¹². Cole und Wolf leiteten aus dem Erbrecht in Zusammenhang mit einer Analyse der verwandtschaftlichen Beziehungen, der Arbeitsteilung, der Ökologie und des Bauernhofes die unterschiedliche soziale Ordnung dieser Dörfer ab. Sie schlossen auf eine dichtere Kommunikation der Treter mit ihren Verwandten – bedingt auch durch die Notwendigkeit des Aushandelns im Erbrecht. Weiters resultiert für die Autoren daraus eine größere Offenheit gegenüber Reziprozität im Bereich der Arbeit – im Unterschied zu St. Felix, wo Entlohnung mit Geld gegenüber zukünftig zu erbringenden Gegenleistungen bevorzugt wurde. Sie konstatierten eine stärkere Orientierung der Treter auf den urbanen Raum hin und auch eine größere Bereitschaft, den Hof zu verlassen und an anderen Orten ein Gewerbe zu finden. Die von Cole und Wolf dargestellte soziale Ordnung erleichterte diesen Weg in wachsende Unterschiede, in die Sichtbarkeit einer Grenze, die als territoriale unsichtbar bleibt.

Anmerkungen

- 1 Jean-Jacques Rousseau, Diskurs über die Ungleichheit/Discours sur l'inégalité, 6. Aufl., Paderborn u.a. 2008, 173 [Erstausgabe: Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, Amsterdam 1755].
- 2 Jonathan Friedman, An Interview with Eric Wolf, in: Current Anthropology 28 (1987), H. 1, 107–118, 107.
- 3 Nönes ist eine Form des Rätoromanischen, die in Tret und dessen Umgebung gesprochen wird. Trotz diverser Bemühungen ist es bislang nicht – wie das Ladinische – offiziell als Minderheitensprache in Italien anerkannt.
- 4 John W. Cole/Eric R. Wolf, The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley, New York/London 1974; italienisch: La frontiera nascosta. Ecologia e etnicità fra Trentino e Sudtirolo, San Michele all'Adige 1993 und Roma 1994; deutsch: Die unsichtbare Grenze. Ethnizität und Ökologie in einem Alpenal, Wien/Bozen 1995.

- 5 Margareth Lanzinger/Edith Saurer (Hg.), *Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix*, Bozen 2010.
- 6 Zur Konstruktion und Problematisierung von Sprachgrenzen vgl. Pieter M. Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*, Cambridge 2006.
- 7 Vgl. allgemein dazu Davide Zaffi, *Die deutschen nationalen Schutzvereine in Tirol und im Küstenland*, in: Angelo Ara/Eberhard Kolb (Hg.), *Grenzregionen im Zeitalter der Nationalismen. Elsaß-Lothringen/Trient-Triest, 1870–1914*, Berlin 1998, 257–284; Reinhard Stauber, *Von der „welschen Volkskultur“ zum „deutschen Kulturprinzip“*. Christian Schneller und die Anfänge deutschnationaler Schutzarbeit im Süden der Habsburgermonarchie 1860/70, in: *Geschichte und Region/Storia e regione* 5 (1996), 143–162.
- 8 Reinhold Messner, *Rund um Südtirol*, 3. Aufl., München 2002, 52.
- 9 Im Buch dazu schreibt Messner allerdings: „Unser Rundgang ist kein Propagandamarsch für Südtirol. Wir wollen auch keine Landesgrenzen aufheben, niedertrampeln, festschreiben. Wir wollen Grenzen – sichtbare und unsichtbare – bewußtmachen, um sie überwinden zu helfen.“ (Ebd., 51) Falls stimmt, was man uns berichtet hat, trifft das auf Tret und St. Felix nicht so ganz zu.
- 10 Es war einmal ein Weiher, in: *FF. Das Südtiroler Wochenmagazin* 33 (2006), 22–23, 22.
- 11 Siehe beispielsweise Fredrik Barth (Hg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, Oslo 1994.
- 12 Die Möglichkeit, einen Hof als geschlossen zu deklarieren, das heißt, die diesem zugewiesenen Bestandteile als ungeteiltes Eigentum an die nächste Generation zu transferieren, war in Südtirol nach zweieinhalb Jahrzehnten Unterbrechung durch die im Faschismus veränderte Rechtslage im Jahr 1952 wieder eingeführt und 1954 auf entsprechende gesetzliche Grundlagen gestellt worden. Die letzte Fassung des Hofgesetzes der Autonomen Provinz Bozen stammt aus dem Jahr 2001; siehe <http://www.provinz.bz.it/landwirtschaft/bauernhof/geschlossener-hof.asp>. Vgl. dazu im besprochenen Band den Beitrag von Otto Fritscher/Michaela Thalhammer, *Erbrecht und Praxis der Hofübergabe in St. Felix und Tret*, 157–205, bes. 176 f., 185–196.

Abstracts

Edith Auer/Günter Müller: From a Distance or Close-by. Considering Landscape as a Part of the Life-world

Given the textual evidence from *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* at the University of Vienna, landscape and its mutability do not appear to be among the favored topics in lay autobiography. Apart from a few exceptions, writers born in rural regions of Austria during the first half of the twentieth century tend not to elaborate on their spatial environment, although this environment has often been altered fundamentally during the author's life span. In light of this empirical finding, we analyze the narrative context and concrete significance of those spatial aspects of life-world that do occur. The phenomenological approach of Alfred Schütz and Thomas Luckman has proved helpful for this analysis: utterances on landscape in commemorative texts can be scrutinized for their biographical meaning with close attention to their subjective nature and their reference to elementary structures of the life-world. The perception of landscape generally requires some distance to the self-evident facts of daily life; when mentioned in retrospective, spatially or temporally distant landscapes become part of the focus. Those distant landscapes could derive from childhood or otherwise "exotic" occasions of perception. The question arises whether the biographical experience of actual spatial mobility shapes the writings about the spatial contexts of life. The second part of this article compares the published life accounts about the childhood and youth of two women, whose biographies differ in respect to mobility. One author has moved away from her place of origin; describing the spatial and social aspects of her childhood life-world is the motive and organizing principle of her narrative. The other woman is a mountain farmer who spent her life mostly in one place. In her narrative, spatial aspects are subordinate to other thematic aspects, however with a clear ambivalence towards the author's sedentariness.

Kristina Popova: Village – Mountain – Home. References to Landscape in the Autobiographical Narratives of Muslim Women in Bulgaria

This article focuses on the description of landscapes in the life narratives of Muslim women in Bulgaria. The so called Pomaks are a Bulgarian-speaking Muslim minority in the area of the Rhodope Mountains in the south of the country. The cultural and religious determination of how Pomak women perceive landscape varies according to generation. In this article, their experiences are reconstructed with the help of Oral History Interviews and contrasted with official accounts of life in the mountains and villages. The images of the environment are closely embedded in the life narratives of the women and are described in detail. Emotions, anxiety, values and norms are being passed on in these narratives. Notions of nature and its beauty that are relevant in Islam have influenced the perception of the environment. The younger generation, however, has gained a more individualistic experience of the environment via education and the media.

Gerhard Strohmeier: 'Hardship and Torment, Fun and Joy'. The Perception of Snow

Snow is a phenomenon of climate as well as a cultural construction, it is reality as well as imagination. How people perceive and imagine snow is influenced by many different aspects and values. This study uses selected autobiographical texts from different historical periods and geographical regions to analyze the perception of snow. US-American nineteenth century diaries of participants in the wagon trains westwards, early twentieth century memoirs of Alpine farmers, and WWI and WWII soldiers' diaries and letters are examples of sources analyzed. Almost all these texts show a high degree of ambivalence, describing both the hardship connected with snow and its aesthetical value, the beauty of snow. More recent documents give evidence of the economic importance of snow in winter tourism, sports, and Christmas commerce: snow imageries trigger sublime feelings, nostalgic emotions, and childhood memories of snow.

Manfred Seifert: Landscape and Life-world. Topographic Perception Structures and Discourse Patterns of Artisans up to the Early Twentieth Century

Since the beginning of early modern times, we possess narrations of personalities whose lives were shaped, among other things, by their pronounced association with their natural-material environment and by their labor-related mobility. In this context, how was the geographical space perceived, and how was 'landscape' introduced as an issue? Which types of reflections and which discourse styles can be observed, concerning 'space' and 'landscape'? These questions will be explored on the basis of selected primary sources from the milieu of artisans. Of special interest are such mental logics and concepts which are not congruent with concepts of 'landscape' and aesthetics dominant in the culture of the educated middle classes. The study takes into account the current debate on 'landscape' in the social sciences and in cultural studies. It covers the period from the mid-eighteenth to the early twentieth following the research conducted at the Institute of Saxonian History and Cultural Anthropology in Dresden.

Katrin Brösicke: Soldiers as Transmitters of Landscape Images

At the turn from the eighteenth to the nineteenth century the aesthetic view of landscape had a romantic connotation. Until recently, examinations of the representation of landscape were focused mainly on art, landscape gardening, novels, poems and travelogues. However, little attention was paid to the accounts of soldiers. One occasion for such accounts was the Peninsula War. Young men from different backgrounds served voluntarily or compulsory under Napoleon, but also under the allies of Spain and Britain. The German-speaking soldiers were the first and largest group that 'visited' the Iberian Peninsula after a long period. Many of the publications were similar to travelogues, a very popular genre at the time. The authors, in fact, included a lot of 'landscape' into their narratives. This article will show that and how landscape imagery was used to characterize people, to describe emotions and daily life and to legitimize actions during the war.

Sönke Friedreich: The Exotic Touch of Socialism. The Role of Travelogues in the Perception of Landscapes in the GDR

In modern societies, vacation trips are one of the main sources for the production of ego-documents, ranging from the photo album to internet-based travelogues. These documents construct and reflect cultural differences, which in turn constitute the fundamentals for individual and collective identities. Based on this assumption, the description of landscapes in travelogues can provide us with a better understanding of shared cultural meanings of travel and vacations as well as the common values of a given society. The article explores the practices of travellers from the GDR up to 1989 and reconstructs the context of individual journeys to Eastern Europe and the Soviet Union. It describes the ways in which the perception of unfamiliar landscapes was inscribed in the narrative of the traveller, and reflects the specific conditions of a “socialistic” understanding of foreign countries. In this way it is possible to better assess the distinctive cultural knowledge of different types of modern societies and their formative influences on the individual and its everyday life.

Tobias Schweiger: The Significance of Landscape in Postwar Austrian Private Photography

How could the beauty of landscape be better described than by means of photography? Based on this (naïve) assumption, landscape photographs have always been very popular with both professional photographers and amateurs. This article deals with the significance of landscape in Austrian private photographs mainly from the 1950s and 1960s, and with the correlation between private and public pictorial culture concerning the representations of landscape. Private landscape photography was strongly influenced by the aesthetics of the so called Heimatfotografie. Furthermore, both private photography and Heimatfotografie contributed to making landscape a national lieu de mémoire.

Jakob Calice: “After three days we finally saw green again.” The Landscape of a Normal, Carnavalesque Flood

Roughly every year the Danube floods an area called Machland at the border between Lower and Upper Austria. Until the spatial retreat from the area in the third part of the twentieth century, inhabitants were directly affected by these floods. Farmers had settled in the flood plains over hundreds of years. Just as the inhabitants of the nearby village Ardagger Markt, they had developed ways of dealing with the water. They read signs of upcoming floods and moved to the secure upper floor where they lived a temporary ‘other’ every day life. The specificity of closeness to the water serves as a point of departure for this article. Based on interviews with the area’s (former) inhabitants it elaborates on their relation to the flooded landscape. It particularly highlights that the fluvial topography adheres a carnivalesque dimension because the Danube seems to not abide by the laws of nature during the floods.

Petra Schneider: Driving through Nowhere-land. Expert Rationality, Everyday Emotions and the Crux of Modern Spatial Production

In the past decades the academic mainstream has drifted away from a critical approach and has begun to accept spatial modernization. Emotional resistance against the rapid transformation of landscapes tends to be judged as anti-pluralistic. But outside the academic circles, modern spatial structures such as industrial parks do evoke negative feelings. That doesn't necessarily mean active resistance: In everyday life people wish to reduce unpleasant or painful emotions and therefore voluntarily practice 'highway narcosis' (Lynch) by simply looking away when hideous surroundings come in sight. There is also a great amount of pragmatic rationality when coping with environment, and feelings rarely have the power to overcome economic or practical reasoning. Lost battles of this kind increase the feelings of multiple crisis of our time. We lack the ability to make connections between mind and emotion, between economy and ecology, freedom and coherence, individual self-interest and common goods. Spatial figurations can serve as a visualization of the core problems of (post-)modern pluralism. A new kind of balance is required, and only the conscious participation in building new connections could achieve that trade-off.

Im Studienverlag erschienen:

Dietmar Müller/Angela Harre (Eds.)

Transforming Rural Societies

Agrarian Property and Agrarianism in East Central Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2010, Band 7

230 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 29.90/sfr 41.90

ISBN 978-3-7065-4950-9

Markus Cerman/Erich Landsteiner (Hg.)

Zwischen Land und Stadt

Wirtschaftsverflechtungen von ländlichen und städtischen Räumen in Europa 1300–1600

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2009, Band 6

250 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 29.90/sfr 47.90

ISBN 978-3-7065-4799-4

Rita Garstenauer/Erich Landsteiner/Ernst Langthaler (Hg.)

Land-Arbeit

Arbeitsbeziehungen in ländlichen Gesellschaften Europas (17. bis 20. Jahrhundert)

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2008, Band 5

292 Seiten, zahlreiche s/w-Tabellen und Übersichtstafeln, € 29.90/sfr 50.90

ISBN 978-3-7065-4631-7

Hanns Haas/Ewald Hiebl (Hg.)

Politik vor Ort

Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2007, Band 4

320 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 37.90/sfr 65.20

ISBN 978-3-7065-4475-7

Andreas Dix/Ernst Langthaler (Hg.)

Grüne Revolutionen

Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2006, Band 3

258 Seiten, € 29.90/sfr 52.20

ISBN 978-3-7065-4235-7

Ernst Langthaler/Josef Redl (Hg.)

Reguliertes Land

Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930–1960

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2005, Band 2

268 Seiten, € 31.90/sfr 53.90

ISBN 978-3-7065-4072-8

Ernst Bruckmüller/Ernst Langthaler/Josef Redl (Hg.)

Agrargeschichte schreiben

Traditionen und Innovationen im internationalen Vergleich

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004, Band 1

268 Seiten, € 34.90/sfr 56.90

ISBN 978-3-7065-1928-1

www.studienverlag.at